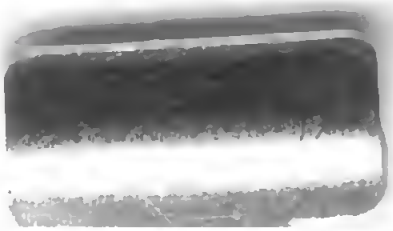
Im Sattel durch Indo-China

Otto Ehrenfried Ehlers

Digitized by Google



Digitized by Google

Im Sattel durch Indo-China.

Von

Otto E. Ehlers.

Mit Illustrationen.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1901.

DS
522
.3
E34
1901
v.1
MAIN

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

Alle Rechte vorbehalten.

2 Bde
II 1367.

Inhalt.

	Seite
Vorbereitungen zur Reise	1
Aufbruch von Moulmein	23
Zur siamesischen Grenze	34
Von Daguin bis Mainlungyi	70
Unter den Lawas und Laos	88
Chiengmai	123
Marsch nach Chieng Hai und Chieng Sen	150
Überschreitung der Schan-Grenze. Marsch nach Chieng Tung	187
Von Chieng Tung nach Chieng Hung	228
Aufbruch von Chieng Hung. Zum dritten Male über den Mekong	284
In Sipsong Pana	294
Von Moung Oo zur Grenze Tonkings	326

536130

Wer all' und jeder Feſſel frei
Gleich mir die Welt durchmißt
Und ſagt, daß er nicht glücklich ſei,
Verdient nicht, daß er's iſt.

Capri, April 1894.

Radja mit Vadiwal.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Vorbereitungen zur Reise.

Von Kaschmir nach Siam, quer durch Indien von West nach Ost zu reiten, das war die Aufgabe, die ich mir — in Ostafrika des langen Haderns müde — im Juli 1890 gestellt hatte, sobald ich, von Sansibar kommend, in Bombay indischen Boden unter den Füßen fühlte. Im August genannten Jahres brach ich von Kaschmir auf, marschierte durch die herrlichsten, großartigsten Teile des Himalaya, dann durch die Radjastaaten Chamba, Mundi, Velaspur, Arki, Gurkwal und verbrachte den Dezember in Khatmandu, der zwischen den größten Bergriesen unseres Planeten unvergleichlich gelegenen Hauptstadt des Europäern bis heute fast hermetisch verschlossenen Königreiches Nepal. Von hier führte mein Weg mich weiter durch Nord-Bengalen und Kuch Behar nach Assam, dann durch die Garo-Khassia- und Naga-Berge nach dem damals noch unabhängigen Staate Manipur, in dessen Hauptstadt ich, gleichzeitig mit den englischen Truppen, die gekommen waren, den Tod des Chief Commissioners von Assam zu rächen, der mit den ihn begleitenden Beamten und Offizieren kurz zuvor von den Manipuris in grausamster Weise niedergemetzelt worden war,

zwiſchen rauchenden Trümmern meinen Einzug hielt. Mit den auch aus Burma zu dieſem Zwecke herbeigezogenen und nunmehr in ihre Garniſonen zurückkehrenden Truppen erreichte ich ſpäter Mandalay und beabſichtigte von dort über Bhamu durch die nördlichen Schanſtaaten, Laos und Siam marſchierend nach Bangkok zu gelangen.

Der Südweſtmonſun und die mit dieſem eintretende Regenzeit vereitelte meinen Plan inſofern, als ſich die Unmöglichkeit herausſtellte, während der Zeit vom Juli bis Ende Dezember Laſttiere irgend welcher Art oder Träger zu erhalten. Die Regenperiode ſelbſt erreicht zwar in der Regel ihr Ende bereits Mitte Oktober, aber die dann folgenden erſten Wochen der trockenen Jahreszeit, während deren unter den Strahlen der glühenden Tropenſonne die vom Erdreich aufgeſogenen Waſſermaſſen verdunſten und die ganze Oberfläche des Landes ſich in einem Prozeſſe der Gährung und Fäulnis befindet, ſind der Entwicklung von Fieber- und ſonſtigen unbeliebten Bazillen in einer Weiſe günſtig, daß jeder Karawanenverkehr in Burma aufhören muß. Daß es in Siam nicht beſſer ausſah, erfuhr ich aus einem Schreiben des Herrn Dr. Kempermann, unſeres Miniſterreſidenten in Bangkok, der mir für den Fall, daß ich vor Ende Dezember aufbrechen ſollte, den ſicheren Tod in Ausſicht ſtellte.

Nun bin ich zwar leidenſchaftlicher Reiſender und laſſe mich durch Hinderniſſe ſo leicht nicht zur Abänderung meiner Vorſätze beſtimmen, aber mein Leben laſſen, mein mit jedem Tage mir koſtbarer erſcheinendes Leben? Nein! So viel hatte ich nicht Luſt ins Geſchäft zu ſtecken, dieſen Preis war die Sache nicht wert, und ich entſchloß mich daher, bis zur geeigneten Stunde zu warten und die für mich frei-

werdenden Monate zu einem Besuche der Andamanen und Nicobaren, Südindiens und Ceylons, sowie zur Niederschreibung meiner bisherigen Erlebnisse auszunutzen.

Meine Reisen auf den Nicobaren nun hätten mich beinahe den gleichen Preis gekostet, der mir für Burma und Siam zu hoch erschienen war. Ein schweres Malariafieber warf mich so danieder, daß ich mich bereits in bedenklicher Nähe der sechs Bretter, welche den Sarg bedeuten, wähnte und überhaupt erst wieder auf die Beine kam, als ich auf dem meerumschlungenen Ceylon, dieser Perle des Indischen Ozeans, vortreffliche Pflege gefunden hatte. Nahezu zwei und einen halben Monat hatte ich hier, anfangs in stiller Beschaulichkeit, dann die paradiesische Insel kreuz und quer durchstreifend, zugebracht. In der ersten Hälfte des Dezember fühlte ich mich wieder ganz der Alte:

Ich fühlte Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. —

Selbstverständlich hatte ich auch meine Zeit benutzt, so viel Erkundigungen wie möglich über meine fernere Marschroute einzuziehen. Was ich dabei über die Verhältnisse der zu durchquerenden Laos- und Schanstaaten, sowie namentlich über die dort als Tauschwerte gangbaren Waren erfuhr, war herzlich wenig und, wie sich später herausstellte, noch obendrein unrichtig. Eines aber war mir klar, nämlich, daß ich unter allen Umständen mein Gepäck auf ein Minimum beschränken mußte, wenn ich Aussicht haben wollte, schnell vorwärts zu kommen. Ich entschloß mich infolgedessen, auf den Luxus meines bisherigen Zeltes und diverser anderer Bequemlichkeiten zu verzichten und all

mein überflüssiges Gepäck direkt per Dampfer nach Bangkok zu senden.

Auf diese Weise um ein Bedeutendes erleichtert, verabschiedete ich mich von meinem charmanten Wirt, unserm Konsul Herrn Philipp Freudenberg und seinem Bruder Walter, nachdem ich am Abend zuvor von der einzigen historischen Persönlichkeit Ceylons, dem von Ägypten hierher verbannten Arabi Pascha, Abschied genommen hatte, und schiffte mich an Bord der „Lancashire" ein, eines prächtigen Dampfers der neuen Bibby-Line, der ersten Linie, die London über Aden und Colombo direkt mit Rangun verbindet.

Der Nordwestmonsun hatte mit aller Kraft eingesetzt und pfiff gar lustige Melodien als Aufforderung zum Tanze auf den Raaen unserer vier stattlichen Masten. Die „Lancashire" ließ sich trotz ihrer Jungfräulichkeit (es war ihre erste Fahrt) schließlich nicht lange nötigen, und wenn sie sich auch als wohlerzogene Tochter Albions nicht gerade hinreißen ließ, einen Cancan auf dem wogenden Meerbusen von Bengalen aufzuführen, so fehlte es ihr in ihren Bewegungen doch nicht an genügender Leidenschaftlichkeit, um sich nicht mit einem Teil ihrer Passagiere bald gründlich zu überwerfen. Am fünften Tage, nachdem wir Colombo verlassen hatten, gegen 4 Uhr nachmittags, begrüßten wir alle mit aufrichtiger Freude die im Sonnenlichte fast das Auge blendende, hoch über die Stadt sich erhebende goldene Pagode, das Wahrzeichen Ranguns, und mit Tagesschluß ankerten wir unmittelbar vor der Stadt im Rangunfluß, einem Seitenarm des Irawadi, um sofort in Dampfschaluppen oder Sampans an Land zu gehen.

Ich begab mich ohne Verzug in mein altes Quartier im Hause der großen deutschen Reisfirma Krüger & Co.,

wo ich gerade rechtzeitig zum Essen eintraf und von meinen alten Freunden mit Hurrah und vollen Gläsern empfangen wurde.

Wenige Tage nach mir langte mein Kaschmirpony Radja aus seiner Sommer- und Herbstfrische Bassein, wo er sich nahezu drei Monate auf üppiger Weide herumgetrieben hatte, in Rangun an. Er hatte sich von den letztjährigen Strapazen sichtlich erholt, war frisch und munter und in vorzüglicher Form.

Pferd und Ausrüstung waren nunmehr vorhanden. Gegen meine Erwartung stieß ich aber bei Anwerbung der notwendigen Dienerschaft auf Schwierigkeiten, wie nie zuvor, trotzdem ich wohlweislich das Ziel meines Marsches verschwieg und angab, lediglich einen Jagdausflug in der Umgegend Moulmeins unternehmen zu wollen. Hatte ich erst einmal die für meine Zwecke passenden Leute gefunden, so wußte ich, daß sie mir später auch weiter folgen würden. Ihnen von vornherein die volle Wahrheit sagen zu wollen, wäre bei der Scheu der Burmesen, ihr Vaterland zu verlassen, eine große Thorheit gewesen. Aber, wie schon bemerkt, selbst für den Jagdausflug nach Moulmein fanden sich keine Liebhaber, und ich mußte schließlich froh sein, als sich nach mehrtägigem vergeblichen Warten zwei ganz konfiszierte Passagiere bei mir einfanden und sich bereit erklärten, mir zu folgen. Der eine, ein für einen Burmesen enorm kräftiger Bursche, nannte sich Lu Pé, war nach seinem sichtlich gefälschten Zeugnis einige Jahre Polizist gewesen und schien das Bedürfnis zu haben, so schnell wie möglich den Staub Ranguns von seinen Füßen zu schütteln. Der zweite, namens Vadiwal, ein aus Madras eingewanderter Jüngling und seines Zeichens Sais (Pferdeknecht), wies ein ganzes Bündel

ihn sehr wenig empfehlender Zeugnisse vor, während trotz seiner 20 Jahre alle Laster und Leidenschaften, denen der Mensch im allgemeinen und der Madrassi im besonderen fähig ist, ihre Spuren auf seinem Antlitze eingegraben hatten. Nebenbei hatte er krumme Beine, was bei mir niemals als Empfehlung gilt. Über seine vielen schlechten und wenigen guten Eigenschaften werden wir, da er mich auf der ganzen Expedition bis Hanoi begleitet hat, im Laufe der Erzählung noch manches erfahren, von Lu Pé hingegen schon nach verhältnismäßig kurzer Bekanntschaft Abschied zu nehmen haben.

Dies waren die Perlen, mit denen ich in der Frühe des 22. Dezember Rangun verließ, um einen Marsch von mehreren tausend engl. Meilen durch zum Teil wenig, zum Teil gar nicht erforschtes Land anzutreten. Jeden meiner Freunde würde ich ob eines solchen Beginnens für wahnwitzig erklärt und ihn mit den Worten:

„Es thut mir in der Seele weh,
Daß ich Dich in der Gesellschaft seh"

zurückgehalten haben. Mir selber erwies ich diesen Liebesdienst nicht, sondern tröstete mich mit der Annahme, daß gewerbsmäßige Vagabunden vielleicht die passendsten Reisebegleiter für mich abgeben könnten, mir am ehesten durch dick und dünn folgen und am wenigsten Furcht zeigen würden.

Dem Verkehr zwischen Rangun und Moulmein dient neben anderen Dampfern der mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtete, 17 Knoten laufende, der British India Co. gehörende Raddampfer „Rasmara", auf dem ich für mich, die beiden Vagabunden und Radja Passage genommen hatte. Der Preis für uns alle belief sich für die neun-

ſtündige Fahrt einſchl. meiner Verpflegung auf 51 Mark. Ein ſehr hübſcher, nachahmenswerter Gebrauch an Bord der „Rasmara“ iſt es, daß der Kapitän des Schiffes ſeine ſämtlichen Paſſagiere 1. Klaſſe kurz nach der Abfahrt von Rangun oder Moulmein mit ganz vorzüglichen Cocktails regaliert, eine Sitte, die von dem erſten Kapitän, der das Schiff führte, einem in Burma äußerſt beliebt geweſenen, kürzlich verſtorbenen Deutſchen eingeführt wurde und in pietätvoller Weiſe von ſeinem Nachfolger, einem Schotten, aufrecht erhalten wird.

Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einigen engliſchen Beamten, mehreren chineſiſchen Kaufleuten und einem ſehr hübſchen, eleganten, jungen Burmeſen. Das letzte Abſchiedsſignal war gerade gegeben, als ein kleiner, lebhafter älterer Herr mit einem ſchwarzen Lederkaſten unter dem Arm, gefolgt von einer Anzahl Kofferträger, auf der Landungsbrücke erſchien und Hals über Kopf an Bord ſtürzte. Es war Herr Edmund Heuer, ein mir aus Colombo bereits bekannter deutſcher Kaufmann aus Mancheſter, der teils Vergnügungs, teils Geſchäfte halber um unſeren Planeten kreiſte. Herr Heuer iſt einer der liebenswürdigſten Reiſegefährten, die man ſich denken kann, mit lebhaftem Intereſſe für alles erfüllt, was vorkommt, und ſtets bereit, den Verſuch zu machen, von allem Rätſelhaften den Schleier zu lüften.

Wie jeder Reiſende, hat natürlich auch Herr Heuer aus Mancheſter ſeine beſonderen kleinen Liebhabereien und Schwächen. Er leidet an der Bootsmodell- und Photographierſucht. Wo immer er ein eigentümlich gebautes Fahrzeug entdeckt, ruht er nicht eher, als bis er ein Modell von demſelben aufgetrieben hat, und was ihm in die Quere

kommt, einerlei wo und was, muß mit Hilfe eines photographischen Apparates auf die Platte gezaubert werden. Der schwarze Lederkasten, den wir soeben gesehen haben, dient diesem Zwecke, und wehe dem, der sich demselben auf Schußweite nähert. Der Apparat ist ein sogenannter „Kodak", der von seinem Erfinder, der Eastman Co. in London, in allen Blättern der Welt mit den Worten: „You press the button, we do the rest" angepriesen wird. Nun ist der „Kodak" zweifelsohne der einfachste Apparat, den man sich denken kann, und jedem Reisenden, dem daran liegt, Scenen und Scenerien zu fixieren und sich Erinnerungsblätter als Beilage zu seinem Tagebuche zu schaffen, wärmstens zu empfehlen. Ein ganz klein wenig mehr als den Knopf zu drücken, gehört freilich trotz allem auch zu der Kodakphotographie. Da muß in erster Linie eine Walze gedreht werden, um für die Aufnahme eine frische Platte vorzuschieben, dann muß der Momentverschluß aufgezogen, vor allem aber, um überhaupt Licht in die Camera zu lassen, eine Kappe von der Öffnung des Apparates entfernt werden. Dann erst drückt man den Knopf, und die Aufnahme ist erledigt. Man kann hintereinander hundert solcher Aufnahmen machen, ohne den Apparat zu öffnen. Mit der letzten Aufnahme sind die sich auf eine Walze rollenden Papier- oder Gelatineplatten verbraucht, man nimmt in einem dunklen Raume die Rolle heraus, ersetzt sie durch eine neue und schickt, falls man nicht Lust hat, die Platte selbst zu entwickeln, die Rolle mit den Aufnahmen an die Eastman Co. in London „to do the rest".

Unser verehrter Freund versäumte nun bei seinem Photographieren in der Regel eine der soeben aufgezählten Manipulationen, einmal drehte er die Walze nicht, so daß

eine und dieselbe Platte mehrfach exponiert wurde, ein andermal unterließ er es, den Momentverschluß einzustellen, oder aber er vergaß gar die Filzkappe vom Objektiv zu entfernen, so daß die Platte überhaupt nicht exponiert wurde. Vorschriftsmäßig „pressed“ er den „button“ einige dutzend Male den Tag, Eastman & Co. will do the rest, und ich bin außerordentlich gespannt, zu hören, was dabei herauskommen wird. Ich fürchte fast — the rest is silence.

Unter keinen Umständen würde ich übrigens meinen hochverehrten Freund hier als Lichtbildner so vor aller Welt diskreditiert haben, hätte Herr Heuer mir nicht genügenden Grund gegeben, Rache zu nehmen für eine meinem Pony angethane schwere Beleidigung, und Rache ist bekanntlich süß, selbst unter Freunden, selbst wenn sie in diesem Falle kalt genossen wird.

Wir waren gerade dabei — während die „Rasmara“ aus der Mündung des Flusses in die blauen Fluten des Golfes von Martaban hineinsteuerte — unseren zweiten Cocktail zu genehmigen, als Vadiwal, der Sais, mit säuerlich grinsendem Gesichte mir die Meldung erstattete, Radja habe soeben seinen (nämlich des Vadiwal) sämtlichen Proviant in einem unbewachten Augenblicke aufgefressen. Ob ich nicht großmütig genug sein wolle, ihm den Verlust zu ersetzen.

Herr Heuer, der von meinem berühmten Pony schon des öfteren gehört und gelesen hatte, vernahm kaum diese interessante Mär, als er ausrief: „Was, Ihr Pferd ist an Bord? Das muß ich natürlich photographieren!“; und mit dem schwarzen Kasten unterm Arm eilte er selbigen Augenblicks vom Promenadendeck hinunter auf die „Campagne“, gefolgt von mir und Vadiwal.

Da sich außer meinem Radja keine vierbeinigen Passa-

giere Bord befanden, bot die Auffindung desselben keine weiteren Schwierigkeiten. Trotzdem hielt mein Freund aus Manchester erfolglos Umschau.

„Wo ist denn Ihr Roß eigentlich?“ fragte er endlich zu meiner größten Überraschung, da wir unmittelbar vor ihm standen.

Ich stellte meinen Liebling mit gebührender Feierlichkeit vor, worauf Herr Heuer mit dem vollen Brustton der Überzeugung meinte:

„Ich habe geglaubt, das sei eine Kuh.“

Nun rufe ich alle Hippologen der Welt als Zeugen dafür an, daß mein Radja eines der prächtigsten, kräftigsten, edelsten Gebirgspferde ist, die je mit ihren Hufen die Mutter Erde berührt haben, und dieses Wundertier von einem Pferde, welches mich von Kaschmir bis Burma, vom Jhelam bis an den Irawadi getragen hatte, welches gewohnt war, von seinem Saïs mit dem Titel „Hoheit“ angeredet zu werden, diese Berühmtheit unter den Rossen Asiens wurde hier von einem deutschen Kaufmann aus Manchester für eine Kuh angesehen? Das war zu viel, selbst für einen Afrikareisenden a. D., und als Herr Heuer nunmehr, trotz der durch nichts gutzumachenden Beleidigung, diese Kuh obendrein noch photographieren wollte und gerade im Begriff zu sein schien, ihr zuzurufen „Bitte, einen Moment recht freundlich“, da steckte ich ihm kaltlächelnd den Verschlußpfropfen in die Öffnung seines Lederkastens, und noch bevor er Zeit hatte „to press the button“, that ich „the rest“, indem ich ihm sein Unglücksinstrument abnahm und dasselbe mit den Worten: „Suchen Sie sich Ihre milchgebenden Motive in anderen Tieren, mein Radja ist für Ihre Kunst zu edel“, wieder auf Deck brachte, wo wir mit einem dritten Cocktail den Versuch machten, die

meinem braven Kameraden angethane Beleidigung zu sühnen. Freilich, wie sich denken läßt, vergeblich.

Im übrigen verlief die Fahrt ohne besonderes Ereignis. Die englischen Beamten lagen auf langen Rohrstühlen und gähnten, die Chinesen rauchten Havanna-Cigarren und tranken Portwein, der hübsche Burmese überfütterte einen kleinen Affen mit Bananen, während Lu Pé in einer stillen Ecke seinen Rangun-Abschiedsrausch ausschlief.

Gegen 2 Uhr kamen die Berge von Tenasserim in Sicht, und eine Stunde später befanden wir uns an der Mündung des Salwin.

Zwischen bewaldeten, malerischen Ufern windet sich der Strom in Schlangenlinien durch die Ebene, im Osten und Norden bilden hohe Bergketten einen prächtigen Hintergrund, unzählige Boote mit ihre Netze zum Fang auswerfenden Fischern beleben den Fluß, bald werden auf den vor uns liegenden Höhen einige Pagoden sichtbar, und der Kapitän macht uns auf einen Berg aufmerksam, dem die Engländer den Namen „Duke of Yorks nose“ beigelegt haben, und dessen Konturen thatsächlich eine überraschende Ähnlichkeit mit dem charakteristischen Profil des berühmten Feldmarschalls aufweisen, dann tauchen am linken Flußufer fabrikähnliche Gebäude auf, wir beschreiben eine scharfe Biegung, und das Ziel unserer Fahrt, Moulmein, eine Stadt von 20000 Einwohnern (von denen 10 v. H. Chinesen sind) liegt vor uns mit ihren Holzschneide- und Reismühlen, ihren freundlichen Häusern, stattlichen Klöstern und imposanten Pagoden. Was dem ankommenden Fremdling aber von Moulmein am meisten ins Auge fällt, das sind mehrere hohe gemauerte Schornsteine, aus deren Mündungen grünende Sträucher üppig emporschießen, von keinem Rauch in ihrem Wachstum und

Gedeihen beeinträchtigt, denn schlechte Zeiten haben die Besitzer der Mühlen, zu denen diese Schornsteine gehören, gezwungen, die Arbeit einzustellen und ihre Anlagen lediglich dem alles zerstörenden Zahn der Zeit zu überlassen. Außerordentlich gelitten hat namentlich in den letzten Jahren das Teakholzgeschäft, da unzureichende Niederschläge und infolge dessen der niedere Wasserstand der Flüsse dem Holzflößen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

Das Anlegen unseres Dampfers am Landungsstege, das Ausladen der aus über dreißig großen Briefsäcken bestehenden Weihnachtspost, sowie endlich das Landen meines Ponys und Gepäcks, alles das vollzog sich mit dem bei derartigen Anlässen im Orient unvermeidlichen Lärm und Getöse. Herr Heuer war von einem ihm bekannten Herrn in Empfang genommen worden, ich selber kannte niemanden in Moulmein und stand nun, nach einem passenden Lagerplatz Umschau haltend, mit Roß, Sack und Pack und meinen beiden Verbrechern am Ufer; denn ein Gasthof, in dem auch nur halbwegs zivilisierte Menschen wohnen könnten, ist am Orte nicht vorhanden. Der Freund des Herrn Heuer fühlte zum Glück ein menschliches Rühren mit mir und kam, bevor ich noch Zeit gehabt hatte, mich für einen oder den anderen Platz als Lagerstatt zu entscheiden, mich einzuladen, mit meinen Reisegefährten zusammen bei ihm Quartier zu nehmen. Man pflegt sich hier zu Lande in solchen Fällen nicht lange nötigen zu lassen. Jedermann ist so daran gewöhnt, Gastfreundschaft zu üben und zu empfangen, daß man es für ganz natürlich hält, von Leuten, die man nie zuvor oder nur flüchtig gesehen hat, eingeladen zu werden. Wenige Minuten später befanden wir uns denn auch schon im Wagen unseres freundlichen Wirtes, Herrn Schröder, Chefs

der bedeutenden Reisfirma Mohr Brothers u. Co., und rollten durch schmucke Anlagen unserem Bestimmungsorte Belair zu, einer ungemein wohnlichen Villa, nach Landessitte aus Teakholz erbaut und nach allen Seiten hin frei, inmitten eines geräumigen Gartens gelegen.

Die erst vor wenigen Tagen aus Deutschland eingetroffene junge Gattin unseres Gastfreundes empfing uns, und binnen kürzester Zeit fühlten wir uns vollkommen zu Hause. Der folgende Tag ging mit Besuchen bei verschiedenen deutschen Landsleuten und englischen Regierungsbeamten hin, die ich alle in Bewegung zu setzen wußte, mir einen der Schausprache mächtigen Dolmetscher zu verschaffen; denn mit meinen beiden Vagabunden allein weiter zu ziehen, schien mir ein unsicheres Unternehmen, zumal sich im Laufe unserer kurzen Bekanntschaft herausgestellt hatte, daß Lu Pé vom Englischen nicht mehr verstand: als „Yes Sir" zu sagen, und auf der anderen Seite Monsieur Vadiwal, der sich als vorzüglicher Kenner der burmesischen Sprache ausgegeben hatte, lediglich im stande war, sich nach den Preisen der ihn persönlich interessierenden Lebensmittel und Alkoholika zu erkundigen.

Der Holzschneidemühle des Herrn Foucar, unseres Konsuls, wurde ein eingehender Besuch abgestattet. Die hier mit Aufschichten geschnittener Bretter und dem Heranbringen von Baumstämmen zu den Sägetischen beschäftigten Elefanten leisten ganz Erstaunliches. Sie hatten, derweil ich nicht müde wurde, ihre wirklich wunderbare Dressur zu bewundern, von seiten des Herrn Heuer ungezählte photographische Aufnahmen über sich ergehen zu lassen. Auch einige andere Schneidemühlen wurden besichtigt. Alle arbeiteten mit Elefanten, die nach übereinstimmender Aussage

der Angestellten weder durch Maschinen noch durch Menschenkräfte zufriedenstellend ersetzt werden können.

Vielfach hörte man Klagen über den schlechten Geschäftsgang, denn während in den Jahren 1885—89 nie unter 100000 Tonnen Teakholz ausgeführt wurden, belief sich die letztjährige Ausfuhr auf nur 74332 Tonnen. Von diesen gingen 15145 Tonnen nach Europa (hauptsächlich zu Schiffsbauzwecken), der Rest wurde meist nach Indien verschifft. Einig wie über die schlechten Zeiten waren sich auch sämtliche Händler über die Inkulanz der deutschen Regierung d. h. der Marinewerften u. s. w., mit denen sie in Geschäftsverbindung gekommen waren. „Mit England, Frankreich, Italien, kurz mit allen anderen Nationen wickelt sich das Geschäft glatt ab, die Leute sind nicht kleinlich und sehen ein, daß nicht ein Stamm dem anderen bis in alle Einzelheiten gleichen kann, in Deutschland kommt man mit dem Millimeterstabe, nörgelt und mäkelt an allem herum, sucht überall die Preise zu drücken und Abzüge zu machen, kurzum uns in jeder Weise anzuekeln. Wer irgend kann, geht daher einer Lieferung nach Deutschland aus dem Wege und sucht lieber — selbst zu billigeren Preisen — nach anderen Ländern zu liefern."

Neben dem Holzgeschäfte steht die Reismüllerei in Moulmein als Industriezweig obenan. Im Jahre 1890 wurden von hier 67783 Tonnen Reis, davon etwa ein Drittel nach Europa, der größere Teil des Restes nach China und den Straits Settlements verladen.

In den ausgedehnten Anlagen des vorzüglich geleiteten Gefängnisses machte ich 867 männlichen und 6 weiblichen Gefangenen (mehr befanden sich nicht in der Anstalt) meine Aufwartung und erwarb einige sehr hübsche, charakteristisch

burmesische Holzbildhauerarbeiten. Von freien Männern erstand ich später in der Stadt zu verhältnismäßig billigen Preisen einige reizende Elfenbeinschnitzereien, eine Spezialität Moulmeins.

Einen der schönsten Blicke in ganz Unter-Burma genießt man von der goldenen oder Kyiketenlan-Pagode, die sich auf einer hochgelegenen Plattform erhebt, zu der man auf einer 185 Stufen zählenden breiten Steintreppe gelangt. Von hier schaut man hinab auf Stadt und Fluß, über grünende Reisfelder hinweg, auf wunderbar geformte Kalksteinberge, in deren Innerm sich vielfach kolossale Höhlen befinden. Die in $2^1/_2$ Stunden von Moulmein bequem zu erreichenden Payonhöhlen, zu denen ich später in Gesellschaft unseres Konsuls und mehrerer Landsleute einen Ausflug unternahm, verdienen an erster Stelle genannt zu werden.

Selbst derjenige, dem die Adelsberger Grotte bekannt ist, wird sich dem großartigen Eindrucke dieser Höhlen mit ihren phantastischen Tropfsteingebilden, Tunnels und Schachten nicht entziehen können. Einige der kleineren Höhlen dienten früher als Tempel, heute findet man nur noch die Trümmer der verschiedenen aus Backsteinen aufgeführten Bildnisse Gautamas, in denen allerhand Kostbarkeiten verborgen gewesen sein sollen. Hunderttausende von Fledermäusen betrachten die größte der Grotten als ihre Domäne, und wenn sie, aufgescheucht durch ungebetene, mit Fackeln und Magnesiumlicht bewaffnete Besucher, ihre Ruheplätze verlassen und die Luft mit ihrem Flügelgeklapper erfüllen, so glaubt man, das Rauschen des Meeres zu hören.

Es giebt in Moulmein und Umgegend noch viel des Sehenswerten, so namentlich die verschiedenen hübsch gelegenen Pagoden, unter denen die Usina-Pagode nach der

goldenen den ersten Platz einnimmt, sowie die vielen, teils mit ungewöhnlicher Pracht ausgestatteten Pungi Kyoungs (Klöster), in denen die Herren Pungis (Mönche) ein recht beschauliches, angenehmes Faulenzerleben führen. In dem Raume eines Ober-Pungis fand ich neben einer reich geschnitzten vergoldeten Bettstelle einige herrliche Vorhänge mit Metallstickerei aus Ober-Burma (sogenannte Kalegars), gar nicht zu reden von den sonstigen, in dem Kyoung aufbewahrten Kostbarkeiten.

Den heiligen Abend verlebte ich, nach heimatlicher Sitte bei Lichterglanz und Tannenduft, im Hause meiner liebenswürdigen Wirte.

Trotz all dieser angenehmen Zerstreuungen wurden die Vorbereitungen zur Reise eifrigst fortgesetzt, ebenso die Bemühungen, einen Dolmetscher und zwei weitere Diener anzuwerben. Lu Pé wurde mir mit jedem Tage unheimlicher, und jedermann, der ihn sah, gewann die Überzeugung, daß der Kerl mich bei der ersten besten Gelegenheit beseitigen werde, um mit meinem Gepäck die Reise allein fortsetzen zu können. Hätte ich nur irgendwie Ersatz für ihn gefunden, ich würde ihn auf der Stelle entlassen haben, aber dieser Ersatz fand sich leider ebenso wenig, wie der sehnlichst erwartete Dolmetscher.

Merkwürdigerweise konnte ich hier in nächster Nachbarschaft Siams und der Schanstaaten nicht mehr über die begehrtesten Tauschartikel in Erfahrung bringen wie in Rangun. „Nehmen Sie Geld mit", rieten die einen, „Salz, nur Salz", meinten die anderen, „Opium" empfahlen die dritten und „Pulver" die vierten; kurzum jeder wußte etwas Anderes vorzuschlagen, genaues wußte niemand. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als mich auf meinen ge-

funden Menschenverstand, mein gutes Glück und meine bisherigen in Burma gemachten Erfahrungen zu verlassen.

Bereits in Rangun hatte ich als Geschenke allerhand billige deutsche Waren gekauft. Zwölf Dutzend goldene Fingerringe mit herrlich funkelnden Rubinen, das Dutzend zu 30 Pf., Brillen (ein überall begehrter Artikel), das Dutzend 4 M., Rasiermesser mit der Aufschrift: „Warranted superior razor, manufactured of very best steel, set ready for use. John Shaw & Sons, Sheffield", das Dutzend zu 5,60 M., Medaillen mit dem Bildnisse unseres Kaisers, Schreiballons aus Gummi, zum Aufblasen, Angelhaken zu Tausenden, Nähnadeln, namentlich großen Kalibers, sowie endlich Halsketten und Armspangen als Belohnungen für Verdienste ganz außergewöhnlicher Art.

Mein Proviant bestand aus 10 Pfund Weizenmehl, 2 Büchsen Erbsenpulver, 6 Dosen Liebigs Fleischextrakt, 1 Büchse Speck, $^1/_2$ Dutzend Erbswürsten, einigen Knorrschen Suppentafeln und 1 Flasche Worcestersauce, mit der man im Notfalle bekanntlich selbst Zeitungsmakulatur und Dachpappe genießbar machen kann.

Zu den Erbswürsten und Knorrschen Suppentafeln war ich auf eine nicht gerade normale Weise gekommen.

Nachdem ich mich in Colombo wie in Rangun vergeblich bemüht hatte, diese für Reisen unübertrefflichen Nahrungsmittel aufzutreiben, versuchte ich mein Heil in einem großen deutschen Geschäfte in Moulmein. Hier nun erfuhr ich mit tiefem Bedauern, daß man wohl Erbswürste auf Lager gehabt, aber die letzten sechs Tage zuvor an den Forstmeister, Herrn Ferrars, verkauft habe.

Wie aller Welt ist nun zwar auch mir bekannt, daß Bescheidenheit eine Zier ist, bekannter aber noch die That-

ſache, daß man — namentlich als Reiſender — ohne dieſelbe weiterkommt.

Ich begab mich daher ſtracks zu Herrn Ferrars.

„Geſtatten Sie mir, mich Ihnen vorzuſtellen. Mein Name iſt Ehlers, ich befinde mich auf dem Sprunge, in unwirtſame Gegenden aufzubrechen, in denen es mit meiner Verpflegung höchſt wahrſcheinlich recht mäßig beſtellt ſein wird. Wie ich nun durch Zufall in Erfahrung gebracht habe, ſind Sie der glückliche Beſitzer von ſechs Erbswürſten und zwar den letzten Erbswürſten Moulmeins, ja vielleicht Burmas und aller angrenzenden Länder. Um dieſen koſtbaren Beſitz, mein Herr, beneide ich Sie! Ich halte es daher für das beſte, mich kurz zu faſſen und meine Rede mit den Worten zu ſchließen: Ein armer Reiſender bittet um eine Erbswurſt.“

„Aber, mein Herr, ich ſchätze mich glücklich, Ihnen dienen zu können, nicht mit einer Erbswurſt, ſondern mit allen, die ich mein eigen nenne. Ich werde Ihnen dieſelben ſofort zuſenden und bitte mir zu geſtatten, auch noch einige andere Kleinigkeiten, von denen ich glaube, daß ſie Ihnen von Nutzen ſein werden, den Würſten beizulegen. Glückliche Reiſe und guten Erfolg!“

Auf dieſe Weiſe war ich in den Beſitz meiner Erbswürſte und Suppentafeln gelangt. Sie haben mir über manche Zeit der ſchweren Not hinweggeholfen, und in meinem ganzen Leben habe ich nie jemand ſo als meinen Wohlthäter geprieſen, wie den Stifter derſelben, Herrn Forſtmeiſter Ferrars in Moulmein.

Der Leſer möge verzeihen, daß ich ihn mit dieſer wurſtigen Angelegenheit gelangweilt habe, aber der Erfolg einer Reiſe hängt oft von den geringſten Kleinigkeiten und

unter Umständen auch von einer Erbswurst ab. Außerdem, wovon das Herz voll ist, läuft die Feder über, und mein Herz ist voll Dankbarkeit gegen Herrn Ferrars.

Die guten Erfahrungen, die ich bisher in Indien selbst da, wo die Rupie nicht als Zahlungsmittel gilt, mit den kleinen silbernen 2 Anna-Stücken gemacht hatte, ließen mich erwarten, daß ich auch in den Schanstaaten mit diesen Münzen mein Glück machen würde, und ich habe mich in dieser Vermutung nicht getäuscht.

Durch Vermittelung des Herrn Schröder gelang es mir, trotz der Weihnachtsfeiertage für 400 Rupien frischgeprägte Münzen einzuwechseln. Meine Barschaft bestand außerdem noch aus Blattgold im Werte von einigen hundert Mark und drei englischen Fünfpfund-Noten, die ich eventuell später im Innern bei einem Missionar oder Reisenden umwechseln zu können hoffte. Meine Reisekasse enthielt daher alles in allem rund 1200 Mark für eine Expedition, die zum mindesten vier Monate dauern mußte, aber unter Umständen sich ganz unberechenbar in die Länge ziehen konnte. Die große Unsicherheit der Straßen verbot jedoch in erster Linie die Mitführung größerer Barvorräte, und die Möglichkeit der Verwendung erheblicher Mengen von Banknoten oder gar Wechseln war leider ausgeschlossen. Um die Begehrlichkeit der beiden Vagabunden nicht zu sehr zu reizen, zeigte ich ihnen eine ganz kleine Summe und erklärte mit derselben bis Chingmai, also etwa drei Wochen haushalten zu müssen; dort erst würde ich neue Mittel vorfinden. Das sämtliche kleine Silbergeld wurde in einen Lederbeutel gethan, der mit Patronen angefüllt wurde, so daß das Geld vollständig unter Munition begraben war, das Blattgold lag mit Heftpflaster beklebt auf dem Boden meines Medizinkästchens, die Bank-

noten zwischen zwei zusammengehefteten Seiten eines Buches verborgen.

Als Schußwaffen führte ich eine Winchesterbüchse und einen Revolver; die Vagabunden waren mit burmesischen Schwertern, sogenannten Dhas, ausgerüstet.

Mein Gepäck bestand aus einem winzigen, wenn aufgestellt nicht über 1 Meter hohen Baumwollenzelt, welches mit Stangen und Pflöcken nur 16 Pfund wog und bisher einem meiner Diener gehört hatte, einem Tisch mit zusammenzurollender Platte, zwölf Pfund schwer, einem aus der Emin Pascha-Expedition stammenden kleinen Feldstuhl, 7 Pfund, und einem größeren zum Liegen, 13 Pfund wiegend, sowie einer Feldbettstelle mit Vorrichtung zur Anbringung eines Moskitonetzes, im Gewichte von 28 Pfund.

Ein handlicher kleiner Stahlkoffer, der schon in Afrika einmal 16 Stunden auf dem Boden eines Flusses gelegen hatte, ohne daß auch nur ein Tropfen Wasser eingedrungen wäre, diente zur Aufnahme von Büchern, darunter Goethes Faust und Friederike Kempners Gedichte, meines Tagebuches und einiger miserabler Karten; außerdem enthielt er drei Flanellhemden, drei Trikotunterhosen, sechs Paar Strümpfe, seidene und dicke wollene, drei Anzüge aus roher Annamseide, die zusammen $5\frac{1}{2}$ Pfund wogen und einen minimalen Raum beanspruchten, ein Dutzend Taschentücher, Toilette- und Medizinkästchen, Schreibmaterial, die Geschenke und mein Vermögen. Der so gefüllte Koffer wog 55 Pfund. Kissen, Moskitonetz, Bett- und Tischzeug, ein wollener Kaschmiranzug, ein Regenrock, zwei Paar Stiefel und Kaschmirschuhe u. s. w. waren in einem großen Ledersack, der innen mit wasserdichtem Stoff gefüttert war, untergebracht, zusammen gegen 30 Pfund wiegend.

Ein Frühstückskorb im Gewichte von 26 Pfund enthielt Teller, Messer, Gabel und sonstiges Tafelgeschirr, während die Küche, 15 Pfund schwer, aus vier sich ineinander schiebenden verzinnten Töpfen, Theekanne, Kessel, Pfanne und Rost bestand.

Hierzu kam dann das federleichte Gepäck der Vagabunden, sowie endlich ein Korb mit dem vorhin aufgeführten Proviant, im Gewichte zwischen 20 und 30 Pfund schwankend.

Rund gerechnet wog somit unser eigentliches Gepäck 250 Pfund. Rechnet man hierzu noch gelegentliche Lasten, wie Pferdefutter, unterwegs gekaufte Lebensmittel, Hufeisen und Nägel, so ergiebt sich ein Gesamtgewicht von 3 Centnern, also einer sehr leichten Elefantenlast oder zwei solchen für Maultiere oder Ponys beziehungsweise 5—6 Kulilasten.

Ich erkläre hier vorweg, daß ich mit diesem überaus geringen Gepäck fast 5 Monate ausgekommen bin, daß ich nichts unterwegs vermißt habe (außer etwa bequemem und starkem Fußzeug, welches ich nicht hatte mitnehmen können, da solches nirgend zu erhalten war), den Verhältnissen nach äußerst bequem lebte und auf der anderen Seite wiederum keine der mitgeführten Effekten mitgenommen zu haben bereute.

In Moulmein war ich natürlich als civilisierter Mensch noch im Frack und sonstigen schönen Kleidungsstücken aufgetreten. Alle diese unentbehrlichen Gewänder eines Mannes von Erziehung und Dressur wurden nunmehr verpackt und gleich den Gepäckstücken von Colombo direkt nach Bangkok gesandt. So wurde eine Brücke nach der anderen, die mich mit der „Welt, in der man sich langweilt", verband, abgebrochen, bis ich endlich am 28. Dezember meinen neugewonnenen Freunden Lebewohl sagen, und mich, den frischbeschlagenen Radja, die beiden Vagabunden und unsere

Effekten auf eine kleine Dampfſchaluppe verladen konnte, die uns 63 engliſche Meilen ſtromauf bis zur Dorfſchaft Schwegun bringen ſollte. Von dort erſt ſollte der eigentliche Marſch beginnen.

Ich muß geſtehen, daß ich, wenn auch guten Mutes, ſo doch nichts weniger als leichten Herzens ſchied. Das unheimliche Weſen Lu Pés erfüllte mich mit Beſorgnis, und meine letzte Bitte an Herrn Schröder ging dahin, falls eines ſchönen Tages die Nachricht von meiner Ermordung eintreffen ſollte, unverweilt alles aufzubieten, meines burmeſiſchen Dieners habhaft zu werden.

Aufbruch von Moulmein.

Die zehnte Stunde hatte längſt geſchlagen, als wir vom Ufer ſtießen. Außer uns befanden ſich eine Anzahl Eingeborene an Bord, die mir, trotzdem ſie den gleichen Fahrpreis, wie ich, bezahlt hatten, ohne weiteres den ganzen Vorderteil des Decks überließen und ſich auch ſonſt in jeder Weiſe mit der den Burmeſen ſo vorteilhaft gegen den Inder auszeichnenden Liebenswürdigkeit benahmen. Unter den Reiſenden machte ich unter anderen die Bekanntſchaft des Sohnes eines Elfenbeinſchnitzers in Moulmein, bei dem ich mehrere Einkäufe beſorgt hatte. Er ſtellte ſich mir als der Miauk (Schulze) der von uns zu paſſierenden Ortſchaft Phaga vor, erbot ſich aber ſofort, mich bis nach Schwegun begleiten zu wollen, um mir dort im Notfalle behilflich ſein zu können. Da er fließend engliſch ſprach und als Miauk eine mehr oder weniger einflußreiche Perſönlichkeit war, ſo nahm ich ſein Anerbieten mit Dank an, trotzdem ich mich, durch Erfahrungen gewitzigt, des Verdachtes, dasſelbe könne einen metalliſchen Beigeſchmack haben, nicht erwehren konnte.

Später zeigte ſich's, daß dieſer Verdacht gänzlich unbegründet, das Anerbieten lediglich ein Ausfluß perſönlicher

Liebenswürdigkeit und Moung Gye, so hieß mein junger Gönner, ein vollendeter Gentleman war, der, nebenbei bemerkt, in seiner Stellung als Miauk ein Gehalt von der Regierung in Höhe von 150 Rupien = 225 Mark im Monat bezog.

Es war ein schöner, verhältnismäßig kühler Morgen, eine erfrischende Brise wehte von Nordwesten, und in voller Klarheit hoben sich die Bergumrisse vom blauen Himmel ab. Meine Reisegefährten hatten, nachdem ich ihnen zu verstehen gegeben, daß mir durchaus nicht daran gelegen sei, das Vorderteil des kleinen Dampfers für mich allein zu haben, um mich herum Platz genommen, scherzten, lachten und verzehrten ihr frugales Mahl, aus gekochtem Reis und getrocknetem Fisch bestehend. Lu Pé benahm sich gegen seine Landsleute hochgradig rüpelhaft und in seiner Stellung als Diener eines Europäers derart anmaßend, daß ich ihm mehrere Verweise erteilen mußte, die er mit verhaltenem Groll entgegennahm. Verschiedene Burmesen warnten mich vor ihm und rieten mir, auf meiner Hut zu sein.

Um zwei Uhr hielten wir bei der Ortschaft Phaga, am rechten Ufer des Salwin freundlich am Fuße der Duke of Yorks nose gelegen. Selbst mit unbewaffnetem Auge konnte man von hier eine Pagode auf der herzoglichen Nasenspitze entdecken. Phaga ist berühmt wegen der vielen in den rings in seiner Nachbarschaft gelegenen Kalkbergen befindlichen Höhlen und Grotten. Nach kurzem Aufenthalte ging es weiter. Wir begegneten zahlreichen großen, stromab treibenden Teakholzflößen. Alles zu Thale treibende Holz hat, bevor es Moulmein erreicht, in Kado einen Zoll zu entrichten, und zwar das Teakholz 7 v. H. vom Werte, andere Holzarten

10 Rupien die Tonne. Schwegun, das Ziel unſerer Fahrt, liegt am linken Flußufer, und ich hatte als ſelbſtverſtändlich angenommen, von hier aus ſpäter meinen Radja an das entgegengeſetzte Ufer, an dem unſere Marſchroute lag, überſetzen zu können. Zu meiner Überraſchung erfuhr ich jedoch — und zwar glücklicherweiſe zur rechten Zeit — daß größere Fährboote nicht vorhanden ſeien. Ein Durchſchwimmen des Salwin ſchien mir wegen der ſtarken Strömung nicht ohne Gefahr, und ich erſuchte daher den Führer unſerer Dampfſchaluppe, an irgend einer paſſenden Stelle des rechten Ufers anzulegen, um das Pferd zu landen. Eine ſolche Stelle fand ſich indeſſen nicht, da die Ufer faſt ſenkrecht abfielen und den Bord unſeres Fahrzeuges um mehrere Meter überragten. Der Saïs wurde nunmehr nebſt einigen Ruderern in ein kleines, von uns im Schlepptau mitgeführtes Boot geſetzt und ihm eine lange Leine übergeben, deren anderes Ende um den Hals des Radja befeſtigt wurde. Letzterer wurde dann trotz allen Widerſtrebens ohne viel Federleſens über Bord geworfen. Er ſollte mit Hilfe der Leine und des Bootes ans Land gezogen werden, doch ſchon nach wenigen Sekunden ließ der gänzlich kraftloſe, entnervte Vadiwal die Leine fahren, ſo daß mein Liebling von den reißenden Fluten ſtromab geführt wurde, wie ich für wenige Augenblicke fürchtete, auf Nimmerwiederſehen. Aber das brave Tier war, wenn auch ins Waſſer, ſo doch nicht auf den Kopf gefallen, es erkannte ſofort, in welcher Gefahr es ſich befand, und ſteuerte mit aller Kraft dem nur wenige Meter entfernten Ufer zu. Das Glück wollte, daß es gerade an einer Stelle landete, die es ihm ermöglichte, wenn auch unter Aufbietung aller Kraft, an dem ſteilen Uferrand hinaufzuklettern.

Mit angehaltenem Atem hatten wir sämtlich seine Bewegungen verfolgt, und als wir es nun, fröhlich wiehernd, auf hohem Uferrand stehen und, als wäre gar nichts vorgefallen, anfangen sahen, gemächlich zu grasen, da brachen wir alle und ich mit ganz besonders freudig bewegtem Herzen in ein lautes Hurrah aus, Vadiwal aber wurde nach einem tüchtigen Rüffel, mit Futter und Decken versehen, ihm nachgeschickt, um möglichst noch vor Einbruch der Nacht sich nach einem passenden Quartier umzusehen. Dann dampften wir übrigen hinüber nach Schwegun, wo ein vom Polizei-Kommandanten in Moulmein mehrere Tage zuvor bestellter Elefant für mich bereit stehen sollte.

Ein burmesischer Polizeisergeant nebst einigen seiner Leute empfing mich am Landungsplatze, um mich und mein Gepäck in den zu meiner Aufnahme bestimmten Forstbungalow überzuführen. Sehr angenehm überraschte es mich, in demselben alle Räume hell erleuchtet, sowie einen sauber gedeckten, mit Blumen und Früchten geschmückten Tisch vorzufinden. Der in Schwegun stationierte Forstbeamte, ein aus der portugiesischen Provinz Goa stammender Inder namens Rosario, erschien, um sich mir zur Verfügung zu stellen und sich nach meinen Wünschen zu erkundigen.

Ich eröffnete ihm, daß ich beabsichtigte, am folgenden Tage in aller Frühe aufzubrechen. Ob der Elefant da sei? Nein, er war nicht da. Wann er erwartet würde? Das war mit Sicherheit nicht zu sagen, da alle Elefanten der Umgegend zur Zeit in den Wäldern mit Holzschleppen beschäftigt waren. Ob Kulis zu beschaffen waren? Nein. Das einzige Beförderungsmittel neben Elefanten waren Boote, die bis Papun hinaufgehen, aber nicht hier, sondern nur in Moulmein beschafft werden könnten.

Na, die Reiſe ſchien ja recht heiter anfangen zu ſollen. Zum Überfluß wurde auch noch von der anderen Seite des Fluſſes die Nachricht gebracht, Radja ſei auf und davon gelaufen und in des Waldes tiefſten Gründen verſchwunden.

Da in keiner Richtung während der Nacht irgend etwas mehr unternommen werden konnte, ließ ich dem Pferde wie dem Schickſal ſeinen Lauf und hoffte, bei einem leiblichen Abendeſſen des Tages Mühen und Sorgen zu vergeſſen.

Ich hatte jedoch noch volle zwei Stunden zu warten, bis Lu Pé mit ſeiner erſten hochkünſtleriſchen Leiſtung in Geſtalt einer undefinierbaren und obendrein gänzlich verräucherten Suppe antrat, die unberührt wieder den Tiſch verließ, um einem in ranzigem Öl gebratenen Hühnerveteranen Platz zu machen. Ich verſuchte zu eſſen, aber es ging nicht, und da ſelbſt der beſte Koch, nämlich der Hunger, nicht im ſtande war, dieſes entſetzliche Huhn genießbar zu machen, ſo übergab ich es Lu Pé mit den Worten: „Wirf das Scheuſal in die Wolfsſchlucht“ zurück, ſchluckte ein halbes Dutzend Bananen hinunter und ſuchte mein Lager auf. Lu Pé aber hörte ich noch eine ganze Weile, vergnüglich ſchmatzend, an dem von mir verſchmähten Vogel nagen. Sein Magen war zur Wolfsſchlucht geworden. Wohl ihm (nämlich dem Magen)!

Am folgenden Morgen war ich mit dem erſten Hahnenſchrei auf den Beinen und mit dem zweiten bereits in Begleitung einiger Polizeiſoldaten am jenſeitigen Flußufer, um die nötigen Anordnungen zum Empfange unſeres Flüchtlings zu treffen. Hier wurde ich von Vadiwal mit der Freudenbotſchaft empfangen, Radja ſei bereits vor einigen Stunden

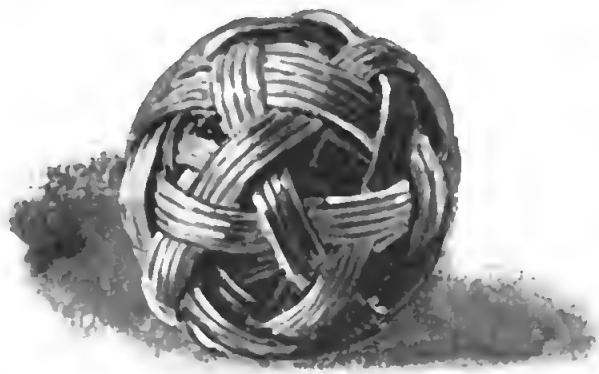
von einem Manne, der ihn auf einem Reisfelde aufgegriffen habe, wohlbehalten eingeliefert worden. Der betreffende Mann erhielt eine Rupie Belohnung, wovon ihm Vadiwal sicherlich nachher zum mindesten 50 v. H. wieder abgenommen hat, und wir traten die Rückfahrt nach Schwegun an, wo ich nunmehr alle Hebel, nämlich Rosario, den Miauk von Phaga, sowie sämtliche Polizisten in Bewegung setzte, um eines Elefanten habhaft zu werden.

Damit hatte ich, gleich dem bekannten Mohren im „Fiesko", meine Arbeit gethan und konnte gehen. Das that ich auch und lenkte meine Schritte dem sich am Flusse entlang ziehenden, eigentlich nur aus einer doppelten Häuserreihe bestehenden Dorfe zu. Das Gros der Bevölkerung bilden selbstredend Burmesen, doch stellt das Reich der Mitte, wie überall in Burma, auch hier einige bezopfte Vertreter, in deren Händen sich fast der gesamte Handel befindet. Daneben finden sich einige Schifferfamilien aus Chittagong, zum mohamedanischen Glauben sich bekennende Inder, die den Verkehr auf dem Salwin vermitteln; denn die Burmesen selbst sind für alle dergleichen Unternehmungen nicht energisch genug. Alles in allem dürfte Schwegun gegen 300 Einwohner zählen. Ein großer Teil der Burmesen oder vielmehr Burmesinnen, denn auf den Schultern des schwächeren Geschlechtes ruht hier die Arbeit, ist in Schwegun mit dem Anfertigen der burmesischen Cigarren, „Burri" genannt, beschäftigt. Nur zum allergeringsten Teile bestehen diese Cigarren aus Tabak, zum weitab größten aber aus dem kleingehackten und später in Mörsern gestoßenen Holze des Ömhó-Baumes. Das Gemisch von Holzstückchen und Tabak wird mit den großen grünen Blättern des Hmti-Baumes umhüllt und die auf diese Weise ent-

ſtehende dütenartig geformte Cigarre mit dünnen Baumwollfäden umwickelt, um ſie vor dem Aufrollen zu ſchützen. Das Rauchen ſolcher etwa ſechs Zoll langen und am breiten Ende faſt einen Zoll im Durchmeſſer haltenden „Burris“ bildet eine Hauptbeſchäftigung der Burmeſen männlichen wie weiblichen Geſchlechts, der Kinder wie der Greiſe. Es iſt thatſächlich keine ganz ungewohnte Erſcheinung, Kinder abwechſelnd an der Mutter Bruſt und an einer großen Cigarre ſaugen zu ſehen, wobei freilich nicht vergeſſen werden darf, daß die Burmeſinnen ihre Kinder oft bis ins vierte und fünfte Jahr nähren. Man ſieht nicht ſelten Mütter gleichzeitig mit zwei Sprößlingen an der Bruſt, von denen der älteſte bereits ein ganz ſelbſtbewußt auftretender Weltbürger iſt, der vielleicht ſein Ballſpiel auf einige Minuten unterbrochen hat, um einen kleinen Schluck zu nehmen und nachher einige Züge aus der Cigarre ſeiner Mutter zu thun. Neben dem Rauchen der Burri befaßt ſich der männliche Burmeſe in erſter Linie mit dem „Chinlon“, einem große körperliche Gewandtheit und Elaſtizität erfordernden Spiel mit leichten Bällen aus hohlem Rohrgeflecht. Das Spiel kann von beliebig vielen Perſonen geſpielt werden, die den Ball mit allen Gliedern und Körperteilen, nur nicht mit den Händen aufzufangen und weiterzuſchnellen haben. Nirgend zeigt ſich der Burmeſe in ſo günſtigem Lichte, als bei dieſem ſeinem Nationalſpiel, wenn er mit grellfarbenen hochgeſchürzten ſeidenen „putsoe“, im übrigen aber bis auf ein ſeidenes Kopftuch unbekleidet ſich mit ſeinen Kameraden in dem Hofe ſeines Hauſes oder auf offener Landſtraße am „Chinlon“ beteiligt und mit ungeſuchter Anmut den ihm zugeworfenen Ball mit Knie, Ellbogen, Fußſohle oder Gott weiß welchen Körperteilen wieder in die Luft befördert. Ich

habe dieſes Spiel auch ſpäter in Siam, aber nie mit ſolcher Eleganz und Leidenſchaft ſpielen ſehen wie in Burma.

Daß ich ſchon in Schwegun Schwierigkeiten in Bezug auf meine Verpflegung begegnen ſollte, hätte ich nicht erwartet, aber ohne die Liebenswürdigkeit des Herrn Roſario, der ſelbſt ein großer Geflügelzüchter iſt, wäre es mir ſchwer



Ball zum Fußballſpiel. 11 cm.

geworden, Hühner und Enten zu erhalten. Nur einige der Chittagongleute beſaßen Hühner, wollten ſich aber nicht von ihnen trennen, ebenſo wenig wie die Burmeſen von den wenigen Enten, die ſie des Eierlegens wegen halten. Enteneier ſind in Burma nahezu überall erhältlich, Hühnereier dagegen ſchwer und dann zu mehr als dem doppelten Preiſe der erſteren. Das Dutzend Enteneier koſtete hier 40 Pfennig, Hühnereier dagegen 90 Pfennig. Während die verſchiedenſten Leute ſich um die Herbeiſchaffung eines Elefanten bemühten, ja ſogar mein Freund, der Miauk, nach Phaga zurückgefahren war, um ſich dort nach dem begehrten Laſttier umzuſehen, führte ich nun für einige Tage ein beſchauliches, friedliches Daſein. Nach den trüben Erfahrungen mit der Kochkunſt Lu Pés verlangte mich nicht nach weiteren gaſtronomiſchen Erzeugniſſen ſeiner „Schule“. Roſario hatte mir bereitwilligſt

seinen Koch zur Verfügung gestellt, und dieser — wenn er auch nicht gerade einen Kampf mit seinem Hamburger Kollegen, Herrn Franz Pfordte, hätte aufnehmen können — that sein Möglichstes, mich zufrieden zu stellen. Essen und — fast hätte ich geschrieben — Trinken, aber es gab leider nichts zu trinken, wenn man von einer Flüssigkeit, die der Germane im allgemeinen nur zum Waschen benutzt, absieht — also Essen, Dursten, Rauchen, Baden, Briefschreiben und Umherschlendern im Walde, im Dorfe und in den Kloster-anlagen, wo ich die Pungis mit Burris regalierte, das waren so meine Beschäftigungen am Tage, während ich des Nachts schlief, als würde ich nach der Stunde dafür bezahlt.

So ein dolce far niente, selbst wenn es ein gezwungenes ist, hat für mich seine großen Reize, und ich bin überhaupt geneigt, die Sucht vieler Menschen nach beständiger Arbeit für krankhaft zu halten.

Der von mir bewohnte Bungalow war allerliebst auf hohem Ufer am Waldessaume, unweit des Flusses gelegen. Von der Veranda des hübschen zweistöckigen Teakholzhäuschens sah man des Salwins Wasser vorüberfluten und hatte einen hübschen Ausblick auf die im Westen namentlich gegen Abend wunderbar beleuchteten Kalkberge. Hier saß ich oft gedanken-voll allein und quälte mich — wenn auch nicht mit Beten, so doch hie und da — mit Fasten, was mir übrigens nach all den Festen Moulmeins vorzüglich bekam. Hier verlebte ich — leider in völliger Punschlosigkeit — den Sylvester-abend, und hier begrüßte ich am folgenden Morgen den ersten jungen Tag des Jahres 1892.

Damit hörte freilich die Gemütlichkeit auf. Als selbst an diesem Tage der Elefant nicht eintraf, beschloß ich, mein Gepäck in einem Boote stromauf zu schicken und selber mit

den beiden Vagabunden zur nächſten, am rechten Flußufer gelegenen größeren Ortſchaft Kawgayet zu marſchieren.

Am nächſten Morgen wurde das Gepäck verladen und wir zu Boot nach der anderen Seite des Salwin übergeſetzt. Wie ſtets bei derartigen Waſſerfahrten in ſchwankenden Fahrzeugen wurde an meiner Kriegskaſſe ein langes, mit einem Schwimmer verſehenes Seil befeſtigt, um, im Falle das Boot kentern ſollte, ohne Schwierigkeit den verſunkenen Schatz wieder heben zu können. Nachdem Radja geſattelt war und Vadiwal, der mich um einige Rupien zu beſtehlen verſucht, ſeine erſte Ohrfeige erhalten hatte, ſetzten wir uns, geführt von einem uns aus Schwegun mitgegebenen Polizeiſoldaten, der den Weg zu kennen vorgab, aber, wie ſich bald herausſtellte, keine Ahnung von demſelben hatte, in Bewegung. Lu Pé gebärdete ſich wie unſinnig vor Vergnügen, daß es jetzt in die Wildnis gehen ſollte, ſchien den Zeitpunkt für gekommen zu erachten, den wilden Mann ſpielen zu dürfen, und hieb mit ſeiner ſcharf geſchliffenen Dha in Ermangelung von Feinden wie ein Verrückter gegen Bäume und Sträucher.

Unſer Poliziſt mußte bald ſeine völlige Ortsunkenntnis zugeben; da es uns jedoch geglückt war, einen anderen Führer zu finden, ſo ging es ohne Zeitverluſt weiter, meiſt durch niederen, d. h. 20 bis 40 Fuß hohen Teakwald, mit hie und da eingeſprengten, zum Reisanbau benutzten Lichtungen. Aus allen Richtungen tönte das Krähen des Wildhahnes, des Stammvaters unſerer Haushühner, und das Gurren der grünen Waldtaube, Wiedehopfe flogen von Aſt zu Aſt vor uns her, und führte, was mehrfach vorkam, unſer Pfad am Fluß entlang, ſo entzückten Eisvögel mit ſtahlgrau glänzendem Gefieder unſer Auge.

Der Salwin hat hier etwa die gleiche Breite wie die Elbe bei Dresden, die Kalkberge treten vereinzelt bis dicht an den Fluß heran, in dem es auch an kleinen, in der Regel mit weißen Reihern bedeckten Halbinselchen nicht fehlt. Auch unser neuer Führer schien kein hervorragender Pfadfinder zu sein, und nach mancherlei Verirrungen kamen wir erst wieder auf den rechten Weg, als wir gegen Mittag eine am Flusse gelegene kleine Ortschaft erreichten. Ein alter Burmese lud uns ein, in sein Haus zu treten. Dann befahl er seiner Familie, Reis für meine Begleiter zu kochen, wohingegen ich mit Bananen bewirtet wurde. Er übergab meinen Leuten für mich eine große gemästete Ente sowie ein Bambusgeflecht mit zehn Enteneiern, was ich dankbar annahm, trotzdem der gute Mann jegliche Gegengabe meinerseits auf das entschiedenste ablehnte. Er bat anstatt dessen um eine Bescheinigung, daß er sich so benommen habe, wie es sich für einen ordentlichen ehrliebenden Burmesen eignet und gebührt, welcher Bitte ich natürlich mit Freuden willfahrte. Der alte Herr begleitete uns später noch eine ganze Strecke Weges und ließ mir beim Abschiede sagen, ich sei ihm, als ich heute bei ihm eingetreten sei, kein Fremder gewesen, seine Tochter sei mit mir auf der Dampfschaluppe von Moulmein bis Schwegun gefahren; sie habe ihm von mir erzählt, u. a., daß ich sie gestreichelt habe, und so sei ich ihm eigentlich ein alter Bekannter gewesen. Man sieht hieraus, welche angenehmen Folgen das Streicheln hübscher junger Mädchen hier und da nach sich zieht. Ich hätte wahrlich auf der Fahrt nach Schwegun nicht erwartet, daß mir diese väterliche Liebkosung eine fette Ente und zehn Eier eintragen würde.

Zur ſiameſiſchen Grenze.

Sehr bald kamen wir an einer Karen-Anſiedelung vorüber. Die hier zwiſchen den Burmeſen lebenden ſogenannten „weißen“ Karens ſind im Gegenſatze zu den in den nördlicher gelegenen Bergen hauſenden, von den Schans „Niang“ genannten roten Karens oder Karennis, die ſich durch Grauſamkeit, Raubluſt und Wildheit auszeichnen, ein überaus ruhiges, beſcheidenes, furchtſames Volk, welches ſeit Jahrhunderten von den Schans und Burmeſen in ſchnödeſter Weiſe unterdrückt und ausgeſogen worden iſt, bis die Engländer nach der Einverleibung Burmas dieſem Zuſtand ein Ende machten. Aus den Händen der Schans und Burmeſen befreit, gerieten ſie nunmehr in die der Miſſionare, die ihre Stationen über das ganze Land, wo immer ſich Karens fanden, ausbreiteten und im Laufe der Jahrzehnte viele Tauſende zum Chriſtentum bekehrt haben, ſo daß heute die Anzahl der chriſtlichen Karen-Gemeinden die Zahl 500 längſt überſchritten haben ſoll.

Ich habe die Karens, wo immer ich mit ihnen zuſammengetroffen bin, und das war recht häufig der Fall, von Herzen gern gehabt und ſie in ihrer kindlichen Einfalt

Karenweib.

oft geradezu rührend gefunden. Sie ſind gute, fleißige Ackerbauer, die bedürfnisloſeſten, einfachſten Menſchen, die man ſich vorſtellen kann, Leute, die ihre ganze Lebensaufgabe darin ſehen, genug zu verdienen, um ſich einen oder mehrere Elefanten ſowie eine große bronzene Trommel oder vielmehr Pauke kaufen zu können. Die gewöhnliche Kleidung der Männer beſteht aus einem meiſt recht ſchmutzigen baumwollenen, rot und weiß geſtreiften Sack mit Schlitzen für Kopf und Arme. Um den Kopf tragen ſie ein buntes Tuch gewunden. Die Weiber dagegen ſieht man nicht ſelten in wenn auch der Form nach ähnlichen, ſo doch kunſtvoll gewebten und mit bunten Stickereien beſetzten Gewändern. Überall in ihren Dörfern wimmelt es von Hühnern, Enten und Schweinen, auch beſchäftigen ſie ſich außer mit Reisbau mit dem Anbau von Baumwolle ſowie vereinzelt mit Seidenraupenzucht.

Bald nachdem wir über einen kleinen Nebenfluß des Salwin geſetzt waren — Radja mußte wieder ſeine Schwimmkunſt zeigen — erreichten wir gegen 5 Uhr abends Kawgayet, ein unter Bäumen gelegenes ſauberes Dorf mit Polizeiſtation. Als Polizeiſoldaten fand ich von hier bis an die ſiameſiſche Grenze ausſchließlich Gurkas (aus den Bergen des Königreichs Nepal am Südabhange des Himalaya) und Karen, die für mutiger und zuverläſſiger gelten als die Burmeſen.

Sämtliche Polizeiſtationen ſind zweiſtöckige Holzhäuſer und nach einem und demſelben Plane gebaut. Der untere Stock beſteht aus einem Lattenverſchlage und dient als Gefängnis, der obere als Wohnung für die Beſatzung.

Der Befehlshaber der letzteren, ein hübſcher, intelligenter Gurka, den ich zu ſeiner großen Überraſchung

nepaleſiſch begrüßte und ihm von Khatmandu, ſeinem Könige und deſſen Brüdern erzählte, geleitete uns zu der in keinem burmeſiſchen Dorfe fehlenden „Zayat“, einem nach den Seiten zu offenen Raſthauſe für Reiſende, und ließ allen möglichen Hausrat, Vorhänge u. ſ. w. herbeiſchleppen, um mir den Aufenthalt ſo angenehm wie möglich zu machen. Kurz nach uns kam auch unſer Boot mit dem Gepäck an, und als der Polizeiſergeant mir nun noch die Verſicherung gab, daß er zu morgen früh unter allen Umſtänden den gewünſchten Elefanten herbeiſchaffen würde, da war ich mit mir, dem Sergeanten und der ganzen Welt zufrieden.

Bevor wir daran gingen, uns häuslich einzurichten, wurde Lu Pé das Portefeuille des Küchenmeiſters feierlichſt entzogen und das Miniſterium meines Innern verſuchsweiſe Vadiwal übertragen. Er war zwar lediglich in ſeiner Eigenſchaft als Pferdejunge engagiert, aber alle Madraſſis ſind geborene Köche, wenn auch häufig herzlich ſchlechte. Sie hocken am liebſten den ganzen Tag um den Kochtopf, ſchwatzen und naſchen. Vadiwal nahm, wie erwartet, das ihm angebotene Amt mit unverkennbarer Befriedigung an und machte ſich eiligſt daran, der geſchenkten Ente den Hals abzureißen, Feuer anzuzünden und mit den Kochtöpfen einen Heidenlärm zu vollführen. Man merkte, er fühlte ſich in ſeinem Elemente.

Sämtliche indiſchen Köche haben neben unzähligen anderen üblen Gewohnheiten ausnahmslos die beiden folgenden. Erſtens machen ſie grundſätzlich das Feuer in ſo unmittelbarer Nähe des Lagers, daß man vom Rauch faſt erſtickt und vom Küchengeruch überwältigt wird, und zweitens verwenden ſie von allen Hühnern, Enten und anderem Geflügel grundſätzlich die Leber für ſich anſtatt für ihren Herrn.

In jeder Hinſicht vorſchriftsmäßig benahm ſich denn auch nach dieſer Richtung hin Freund Vadiwal. Zuerſt mußte ich ihn aus der Nähe des Raſthauſes in gebührende Entfernung verweiſen, und als ſchließlich die Ente aufgetragen wurde, erſchien ſie in leberloſem Zuſtande, ſo daß ich ihm einen längeren populär-wiſſenſchaftlichen Vortrag über die Leber, ihre Bedeutung für den tieriſchen Organismus im allgemeinen und für meinen Magen im beſonderen halten mußte. Auf meine Frage, wo er die Leber gelaſſen, erwiderte er, er habe ſie fortgeworfen.

Ich mache den Leſer mit dieſem kleinen Leberleiden nur deshalb bekannt, weil ſich dieſelbe Scene, wenn auch häufig ein wenig bewegter, unzählige Male im Laufe der Reiſe abſpielte und weil die fehlenden Lebern mir manchen Ärger und Vadiwal mehr als eine Tracht Prügel eingetragen haben.

Nach dem Eſſen empfing ich den Beſuch verſchiedener Pungis und einiger Dorfbewohner, die unenthülſten Reis, „paddy“, für den Radja und zwei Hühner für mich brachten, von denen ich ſofort eines ſchlachten ließ, um Vadiwal daran zu gewöhnen, die Tiere ſtets 24 Stunden vor dem Gebrauch zu töten. Er verſprach auch, ſich ſtets nach dieſer Vorſchrift zu richten, aber trotzdem er fünf Monate lang das Küchenſcepter in meinen Dienſten geſchwungen hat, habe ich ihn allabendlich von neuem an ſeine Henkerspflicht erinnern müſſen.

„Hurrah! Der Elefant iſt da!“ mit dieſem Rufe fuhr ich am 3. Januar aus dem Bette und im Raſthauſe umher. Da ſtand er vor mir, der langerſehnte Rüſſelträger, in ſeiner ganzen Größe von $8\frac{1}{2}$ Fuß, ein Rieſentier, gelenkt von einem ihm auf dem Hals ſitzenden Knirps von Menſchen,

einem kaum 14jährigen Karenjungen, der, einen gewaltigen Pfropfen gekauter Theeblätter von einer Backe in die andere ſchiebend, wie der Pavian eine ihm dargereichte Wallnuß, mich zutraulich und glückſtrahlend anlächelte. Auf dem Rücken des Tieres befand ſich ein mit ſattelförmigem Ausſchnitt verſehenes Holzgeſtell von kaum 20 Zoll Breite, 5½ Fuß Länge und 2 Fuß Tiefe, an jeder Seite infolge des Ausſchnittes nach unten ſpitz zulaufend, ſo daß, ſelbſt wenn man im ſtande geweſen wäre, jeden Winkel auszunutzen, was mit Gepäckſtücken natürlich nicht möglich war, der eigentliche Laderaum nicht mehr als gegen 18 Kubikfuß betragen hätte. Und in dieſes elende Geſtell, welches für ein ſchwaches Maultier, aber nicht für einen Elefanten beſtimmt zu ſein ſchien, ſollte ich alle meine Habſeligkeiten verladen? Unmöglich! Ich mußte, ſo dachte ich, trotz meiner leichten Ausrüſtung einen zweiten Elefanten herbeiſchaffen laſſen, worüber vielleicht wieder ein Tag verloren werden würde.

Mein Sergeant kam jedoch und beruhigte mich nicht nur mit Worten, ſondern, was weſentlicher war, durch Thaten, indem er ſelber die Verladung unſerer Effekten auf den Elefanten in die Hand nahm. Das war nun zwar keine ganz einfache Sache, aber es ging mit Geduld und den nötigen Stricken, mit denen alle kleineren Gegenſtände, wie Kochgeſchirre, Laternen, Eimer, Hühner und eingekaufte Nahrungsmittel für die Vagabunden außerhalb der „Haudah“ (ſo heißt das Tragegeſtell) in hängender Lage befeſtigt wurden, ſo daß der endlich marſchbereit daſtehende Elefant mit all ſeiner Bammelage ausſah, wie ein aufgeputzter Weihnachtsbaum.

Mittlerweile war es 7½ Uhr geworden, ehe wir uns in Bewegung ſetzen konnten. Radja, der bis zum letzten

Augenblicke abſeits gegraſt hatte, wurde auf meinen Ruf herbeigebracht. Kaum wurde er indeſſen des Elefanten anſichtig, ſo blieb er wie angewurzelt, puſtend und rohrend ſtehen, während der Dickhäuter laut mit dem Rüſſel trompetend kurz Kehrt machte und ſich, trotz der Zurufe ſeines Reiters und trotz der Schläge, die ihm letzterer mit dem Ankus (Elefantenhaken), auf den Schädel verſetzte, in die Büſche ſchlug, Eimer, Kochtöpfe und andere Teile der Laſt rechts und links an den Äſten der Bäume abſtreifend. Zum Glück für ſich ſelber und unſer Gepäck gelang es dem kleinen Treiber, nach kurzer Zeit das wild gewordene Tier wieder zur Vernunft zu bringen und von neuem zu beladen. Um einer Wiederholung dieſer Scene vorzubeugen, ritt ich auf Radja voraus und ließ den Elefanten in angemeſſener Entfernung folgen, eine Maßregel, die ſich auch deshalb empfahl, weil der Elefant wegen des welligen Geländes nicht im ſtande war, mit meinem im Bergſteigen trefflich geübten Pony Schritt zu halten, und wenn letzterer in der Stunde mindeſtens drei engliſche Meilen machte, es im Durchſchnitt nicht über deren $2^1/_2$ brachte. Die Elefanten marſchieren hier zu Lande überhaupt langſamer als in Indien, trotzdem ſie geringere Laſten tragen, vor allen Dingen natürlich wegen des meiſt welligen Geländes, dann aber auch, weil ſie keinerlei Kraftfutter erhalten, ſondern nach gethaner Arbeit in den Wald getrieben werden, um ſich ihren Speiſezettel ſelbſt zuſammenzuſtellen. Außerdem kommt noch hinzu, daß die Burmeſen ſowohl wie die Schans und Karens ihre Tiere mit ſehr viel mehr Liebe behandeln als die Inder, ſie weit weniger antreiben und von dem Ankus, deſſen blutige Spuren man auf den Köpfen indiſcher Elefanten ſelten vermißt, nur in den äußerſten Fällen Gebrauch machen.

Die Stellung eines Mahaut (Elefantentreibers) iſt übrigens alles andere eher, als eine Sinekure, wie man anfangs geneigt iſt anzunehmen, wenn man denſelben vergnüglich den ganzen Tag auf dem Halſe ſeines Elefanten ſitzen ſieht. Mit dem Sitzen allein iſt es nämlich nicht gethan, man hat vielmehr das Tier durch unausgeſetztes Strampeln mit den Beinen und indem man ihm ohne Unterlaß mit den Zehen hinter die Ohren ſtößt, ſowie durch Zurufe und Schläge in Bewegung zu halten. Ich habe mehrfach verſucht, Mahaut zu ſpielen, das Vergnügen aber jedesmal nach kurzer Zeit wieder aufgegeben.

Kommt nun der Elefant abends ins Quartier, ſo muß er abgeſattelt und in den Wald gebracht werden, wo er mit gefeſſelten Vorderbeinen — um ihn an zu weiten Wanderungen zu hindern — ſich ſelber überlaſſen bleibt. Morgens muß er zurückgeholt werden, was oft, namentlich in der trockenen Jahreszeit, wo man auf dem harten Boden ſchwer die Eindrücke ſeiner Füße erkennen kann, keine leichte Sache iſt, denn er entfernt ſich trotz der Feſſelung zuweilen weit von dem Punkte, wo man ihn verlaſſen hat. Gelegentlich gelingt es ihm aber auch, ſich ſeiner Feſſel zu entledigen, und dann kommt es vor, daß er erſt nach tagelangem Suchen gefunden wird, oder gar auf Nimmerwiederſehen verſchwindet.

Iſt er zurückgebracht, ſo muß er vor allen Dingen ſein Morgenbad nehmen, was, je nachdem viel oder wenig Waſſer in der Nähe iſt, dem Mahaut größere oder geringere Mühe verurſacht. Erſt nachdem er gründlich geſäubert iſt, wird der Elefant wieder geſattelt und beladen. Kommt man beizeiten ins Lager, ſo erhält er auch abends ſein Bad. Kurz, der Mahaut iſt von früh bis ſpät mit ſeinem Tiere beſchäftigt,

und da die Arbeit von einem Menſchen auf die Dauer nicht geleiſtet werden könnte, ſo werden in der Regel jedem Elefanten zwei Leute, die ſich beim Reiten abwechſeln und auch ſonſt in die Arbeit teilen, beigegeben.

Gegen Abend gelangten wir nach einem meiſt durch Bambus- und Teakwald führenden Marſche von 24 Meilen an die Dorfſchaft Kadaingti, wo wir in einem ausgezeichneten, wenn auch unmöblierten Regierungsraſthauſe Unterkunft fanden. Die hier ſtationierten Gurkas brachten Milch und Eier herbei, wofür ihre allerliebſten Kinder mit Geſchenken bedacht wurden. Nach erfriſchendem Bade im Papunfluß, einem Nebenfluſſe des Salwin, nahm ich mein Eſſen, beſtehend aus Erbſenſuppe und einem trotz aller geſtrigen Ermahnungen leberloſen Huhn, auf der Veranda des Raſthauſes ein. Nachdem der vorgeladene Vadiwal erklärt hatte, das Huhn habe merkwürdigerweiſe keine Leber gehabt, wurde er in eine Rupie Strafe genommen. Als er jedoch verſuchte, ſich hierfür ſchadlos zu halten, indem er mir zwei Rupien über Nacht aus der Taſche ſtahl, erhielt er mit aufgehender Sonne ſeine erſte Tracht Prügel.

Unter Bedeckung von vier mir zugeteilten Polizeiſoldaten wurde darauf die Reiſe fortgeſetzt.

Die beiden Elefantentreiber hatten erklärt, nur bis Kadaingti engagiert worden zu ſein, und daher ſchon am geſtrigen Abend die Heimreiſe antreten wollen. Sie wären auch, wie ich dieſe Art Leute kenne, ſelbſt unter Zurücklaſſung ihres verdienten Lohnes umgekehrt, hätte ich nicht direkt nach unſerer Ankunft das geſamte Elefantengeſchirr in Verwahrung genommen. Ohne Anwendung ähnlicher Zwangsmittel kommt der Reiſende überhaupt nicht vorwärts, und wenn man nur die Leute nachher für das, was ſie

eventuell entbehrt haben, gebührend entſchädigt, braucht man ſich aus ſolcher Handlungsweiſe weiter kein Gewiſſen zu machen.

Waren wir bis Kadaingti ausſchließlich ſchmalen, unregelmäßig ſich hin- und herwindenden Feld- und Waldpfaden gefolgt, ſo gelangten wir nunmehr auf eine breite, in gerader Richtung durch den Wald gehauene Straße. Faſt den ganzen Tag über marſchierten wir im Schatten graziös ſich zu beiden Seiten über den Weg neigender hoher Bambusſtauden oder durch herrlichen Laubwald, in dem vor allem die hellgrauen Rieſenſtämme des Thinganbaumes, die gleich mächtigen Säulen oft aſtlos bis an die hundert Fuß kerzengerade emporragen, bevor ſie eine Krone bilden, das Auge entzückten. Das Thinganholz wird hauptſächlich zur Anfertigung von Kanus verwertet, die an Ort und Stelle, wo der Baum gefällt worden iſt, aus dem Stamm herausgehauen werden. Wir fanden ein ſolches von 62 Fuß Länge und nahezu 5 Fuß Breite, beinahe vollendet, mitten auf der Landſtraße ſtehen.

Eigentümlich war die Art des Grußes der wenigen uns begegnenden Bewohner des Landes. Sie ſetzten ſich, wenn ſie etwa 20 Schritt herangekommen waren, zur Seite des Weges nieder und erhoben ſich erſt, nachdem wir ſie etwa zehn Schritt hinter uns gelaſſen hatten. Hier, wie ſpäter auch in den Schanſtaaten, fiel mir auf, daß die Leute unter ſich, wenn ſie ſich begegneten — es ſei denn, daß ſie Bekannte waren, keine Grüße austauſchten.

Wir übernachteten in einem hübſchen Forſtbungalow am Papunfluſſe und kamen am nächſten Tage nicht vor 9 Uhr zum Aufbruch, da unſer Elefant es trotz ſeiner Feſſeln fertig gebracht hatte, auf die andere Seite des Fluſſes

zu entkommen und erſt nach dreiſtündigem Suchen etwa zwei Meilen von unſerem Bungalow entfernt in einem Bananendickicht aufgefunden worden war.

Infolge dieſes Zeitverluſtes mußten wir die Hoffnung, noch am ſelben Tage in Papun einzuziehen, aufgeben. Wir kamen nachmittags um 2 Uhr nach einem genußreichen Marſch durch dichten Wald in das Dorf Kuſeik und richteten uns, ſo gut es ging, in einer kleinen Bambushütte ein. Vadiwal, der ſeit der geſtern empfangenen Tracht Prügel großes Zutrauen zu mir gewonnen zu haben ſchien, weihte mich in verſchiedene ſeiner Sorgen und Familienangelegenheiten ein. Unter anderem erfuhr ich von ihm, daß er trotz ſeiner zwanzig Jahre ſeit ſechs Jahren verheiratet ſei. Seine Frau hatte aber kaum das elfte Lebensjahr beendet, und ſo müſſe er, nach dem neuen Geſetze, dem zufolge die Frau dem Manne erſt mit dem vollendeten zwölften Jahre zu folgen hat, noch etwa ein Jahr auf die Freuden des ehelichen Lebens verzichten, und dieſe Zeit wolle er benutzen, möglichſt viel Geld zurückzulegen. Ich teilte ihm mit, ich fände ſeine Abſicht ebenſo begreiflich wie vortrefflich, riet ihm aber in ſeinem Intereſſe, ſoweit er es über ſich gewinnen könnte, ſich aller ungeſetzmäßigen Übergriffe in meine Taſchen zu enthalten, worauf er mit weinerlicher Stimme erklärte: „I very good boy, Sir, I very honest, Sir. I never take master's money. You my father and my mother, Sir. You very good master, Sir."

Lu Pé, der ſich als abgeſetzter Küchenchef noch mehr zu fühlen ſchien, als vorher, gab beſtändig Anlaß zu Ärgerniſſen durch ſein unverſchämt anmaßendes Benehmen nicht nur den Schans und Karens, die er als echter Burmeſe für „jungle fowls" erklärte, ſondern auch ſeinen eigenen Lands-

leuten gegenüber. Für ihn als Großſtädter waren alle Landbewohner mehr oder minder Wilde, die ihm zu gehorchen und mich, ſeinen Herrn, als eine Art Gott zu verehren hatten. Sobald wir in ein Dorf kamen, fing er an zu requirieren, ließ den Miauk rufen, band ihm allerlei Geſchichtchen auf, was für ein großer Herr ich ſei, befahl den nächſtſtehenden Leuten, ſich zu tummeln und ohne Zeitverluſt Waſſer, Feuerholz, Pferdefutter und Lebensmittel herbeizubringen, ſo daß ich meine liebe Not hatte, ihn in den gebührenden Schranken zu halten.

Die Überhebung des Burmeſen grenzt geradezu ans Lächerliche. Wer kein Burmeſe iſt, der iſt ſeiner Anſicht nach überhaupt kein gebildeter Menſch, denn nur der Burmeſe verſteht es, ſich in wohlgeſetzter Rede auszudrücken, nur er weiß Gaſtfreundſchaft zu üben, er ſich allein gut zu kleiden und zu benehmen. Den Europäer muß er wohl oder übel heutzutage als über ihm ſtehend anerkennen, der Madraſſi hingegen iſt in ſeinen Augen lediglich ein Kuli, ein Laſttier, der Chineſe ein Schwein, und ſeine Nachbarn, die Karens, Kachins und auch die ihm körperlich wie geiſtig überlegenen Schans „Waldhühner".

Während wir zwei Stunden auf den Gepäck-Elefanten warten mußten, ſtattete ich den Pungi im Kloſter einen Beſuch ab, und war ſo glücklich, einen ſehr hübſchen, aus bunter Baumwolle gewebten Vorhang, das Geſchenk eines Schans aus dem etwa 250 Meilen nördlich von hier gelegenen Staate Moné, für eine meiner koſtbaren Brillen einzutauſchen, dann nahm ich, wie ſtets, wo ſich hierzu Gelegenheit bot, derweil der Tiſch gedeckt wurde, gegen Abend ein Bad im Fluſſe, dieſem folgte das Eſſen, und ſpäter wurde, während ich in meinem langen Stuhle be-

haglich ausgeſtreckt liegend Audienzen erteilte und Beſuche, namentlich von meinen ſpeziellen Günſtlingen, den Kindern des Ortes, empfing, ein Pfeifchen geraucht. Um 8 Uhr ſuchte ich mein Lager auf, und eine Viertelſtunde ſpäter ſchlief ich, falls nicht irgend welche Beſorgniſſe um unſere Sicherheit mich wachhielten, wie ein Murmeltier, bis um 5 Uhr in der Frühe Lu Pé mit einer Taſſe Thee oder Kakao an mein Bett trat. Von Toilettemachen war natürlich nicht viel die Rede. Eins, zwei, drei — Geſicht und Hände gewaſchen — vier, fünf, ſechs in die Kleider geſchlüpft — ſieben, acht, neun — Bett und Stuhl zuſammengepackt, und wir ſtanden da, des Elefanten harrend, der da kommen ſollte. Erſchien er und war gebadet, ſo dauerte das Satteln und Beladen meiſt gegen eine halbe Stunde, ſo daß wir trotz allem ſelten vor ſechs oder halb ſieben unterwegs waren.

Heute nun hatten wir zu Boot an das jenſeitige Ufer des Papunfluſſes überzuſetzen. Elefant und Pony, natürlich in angemeſſener Entfernung von einander, wateten und ſchwammen durch den Fluß, wohingegen wir uns eines Bootes bedienten. Dann ging es vorwärts vorerſt durch Wald, ſpäter auf breiter Straße zwiſchen abgeernteten Reisfeldern und freundlichen kleinen, ſtets von Bambushainen umgebenen Schandörfern dahin. Wie ſollte ein Burmeſe oder Schan überhaupt ohne Bambus exiſtieren können? Der Bambus dient ihm zu tauſenderlei Zwecken, und man kann dreiſt ſagen, es giebt kaum etwas, wozu er nicht verwendet würde. Er dient zum Bau der Wohnhäuſer und Stallungen, mit zwei Hieben der Dha liefert er Eimer oder Trinkgefäße, aus ſeinem geſpaltenen Holze werden Matten und Körbe, Hüte und Siebe geflochten, aus ſeinem Rohre werden Flöten, Tabaks- und Waſſerleitungsrohre geſchnitten, Scheiden für

die Dha angefertigt u. a. m., ſeine Blätter dienen als Vieh- und Pferdefutter und ſeine jungen Schößlinge liefern ein gutes, nahr- und ſchmackhaftes Gemüſe, kurzum der Bambus dient zu allem und jedem, und wenn man einem Schan erzählt, es gäbe in Europa das Rieſengras nicht, ſo lächelt er mitleidig und verſteht nicht, wie man in einem ſolchen Lande überhaupt leben kann.

Die Leute waren bei der ſchönen trockenen Witterung allerorten auf den Feldern damit beſchäftigt, auf einem Stückchen hartgeſtampften und geebneten Bodens die eingeheimſte Reisernte durch zu oft fünf bis ſechs neben einander im Kreiſe getriebene Ochſen austreten zu laſſen. Lange Züge wohlgenährter, meiſt hellbrauner Laſtochſen mit ſchönen Köpfen und kurzen Hörnern, ausgedroſchenen Paddy tragend, begegneten uns oder wurden von uns überholt. Die Tiere tragen auf jeder Seite des Rückens ein dickes, mit Reishülſen gefülltes Polſterkiſſen, ſo daß das Rückgrat frei bleibt. Quer über dieſen Kiſſen ruht eine Bambusſtange, an deren Enden Körbe befeſtigt ſind. Die Kiſſen ſelbſt werden durch Vorderzeug und Schwanzriemen in ihrer Lage gehalten, ein Drücken oder Durchſcheuern der Tiere kommt bei dieſer praktiſchen Anſchirrung äußerſt ſelten vor. Die Leitochſen tragen, in einer Holzgabel über dem Widerriſt hängend, häufig eine große, nicht runde, ſondern von hinten nach vorn breitgedrückte Bronzeglocke, die mit ihrem tiefen, vollen Ton ſchon auf weite Entfernungen das Herannahen eines Zuges verkündet. Auch die Elefanten ſind ſtets mit einer Metall- oder einer Holzglocke verſehen, damit andere Karawanen, ſowie namentlich Reiter rechtzeitig vor ihrem Herannahen gewarnt werden. Bemerkt ſei noch, daß der Elefant, ſoweit engliſche Polizeivorſchriften Geltung haben,

vom Wege abbiegen muß, wenn ihm Reiter oder mit Pferden beſpannte Fuhrwerke begegnen.

Nach kaum dreiſtündigem Marſch rückten wir in Papun ein, der letzten größeren burmeſiſchen Ortſchaft auf unſerem Wege nach Laos. Papun iſt Sitz eines Deputy Commiſſioners, der über eine von zwei engliſchen Offizieren befehligte Polizeimacht von 70 Mann verfügt, anmutig am linken Ufer des Papunfluſſes, am Fuße bewaldeter, zwiſchen 2—3000 Fuß hoher Berge gelegen. Der Laſt- und Perſonenverkehr zwiſchen hier und Moulmein wird faſt ausſchließlich mit Hilfe kleiner flachgehender Chittagong-Boote vermittelt, von denen eine Flottille von nahezu 40 Fahrzeugen am Ufer lag, ihre Ladung mit Paddy erwartend. Nur ausnahmsweiſe wird der von uns gewählte Landweg benutzt. Angenehm berührt war ich durch das Vorhandenſein einiger Kaufläden, in denen es weder an Bier, Whisky, noch an verſchiedenen europäiſchen Konſerven fehlte. Kondenſierte Milch, die der Burmeſe mit Löffeln als ſüße Speiſe zu eſſen pflegt, ſowie Huntley u. Palmers Biskuits findet man meiſt zwar ſelbſt in den kleinſten Dörfern, vielleicht auch noch Sardinen von La Rade & Co. „packed in Portugal“ im Preiſe zwiſchen 20—30 Pf. per Doſe ſchwankend, aber damit hören auch die Genüſſe des Abendlandes auf.

Mr. Baines, der Deputy Commiſſioner, hatte mir ſchon am Tage zuvor einen Boten entgegengeſandt und mich eingeladen, bei ihm Wohnung zu nehmen, ſo ritt ich denn ſtracks zu ſeinem Bungalow und wurde mit der nur den Engländern Fremden gegenüber eigenen Herzlichkeit willkommen geheißen. Viele Leute auf dem europäiſchen Kontinent, die höchſtens einmal Gelegenheit gehabt haben, einen

Engländer auf Reiſen kennen zu lernen, pflegen der Anſicht zu ſein, daß der Sohn Albions entweder ein Rüpel oder ein unglaublich ſteifer, zugeknöpfter Menſch ſein müſſe. Das iſt Unſinn, und wer, wie ich, häufig das Glück gehabt hat, mit Engländern aus guter Familie in Berührung zu kommen, der wird notgedrungen zugeben müſſen, daß es keine herzlicheren, gaſtfreundlicheren und hilfsbereiteren Menſchen giebt, als unſere Vettern jenſeits des Kanals. Der Engländer iſt bei weitem nicht ſo zurückhaltend, wie der Deutſche. Iſt ihm jemand empfohlen, ja begegnet er ſelbſt zufällig einem ihm ſympathiſchen Fremden, ſo betrachtet und behandelt er ihn vom erſten Augenblicke wie einen anſtändigen Menſchen, bis er beweiſt, daß er dieſe Behandlung nicht verdient. Wir Deutſchen handeln vielfach umgekehrt und halten jeden Menſchen, den wir nicht kennen, ſo lange für einen Verbrecher, bis er den Nachweis geliefert, daß er unbeſtraft iſt, ſo lange für einen unerzogenen Flegel, bis er gezeigt hat, daß er weder den Salzlöffel als Ohrenputzer, noch die Gabel als Zahnſtocher benutzt, ſo lange für einen Menſchen mit Pumpgelüſten, bis er die nötigen Subſiſtenzmittel vorgewieſen, was naturgemäß den Verkehr und namentlich das ſchnelle Warmwerden mit Menſchen, die man kennen lernt, erſchwert, ja in vielen Fällen von vornherein vereitelt. Wo immer ich mit gebildeten Engländern, Beamten, Offizieren, Ärzten, Plantagenbeſitzern u. ſ. w. zuſammengekommen bin, habe ich von ihnen Freundlichkeiten und Aufmerkſamkeiten erfahren, wie man ſie bei uns im Lande der zugeknöpften Gehrockshöflichkeit nur den allerbeſten Freunden zu erweiſen pflegt.

Die engliſche Gaſtfreundſchaft ſteht auf unſerem Planeten nach meiner Erfahrung ohne gleichen da, ſie wird

ohne Umſtände, ohne Prätenſion geboten. Es heißt da einfach: „Do what you like, order what you like and feel yourself at home“ und damit wird es als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß man ſich benimmt wie ein alter Stammgaſt und Hausfreund. Der Gedanke des Deutſchen, etwas Beſonderes für ſeinen Gaſt thun, ihn amüſieren und zerſtreuen zu müſſen, exiſtiert für den Engländer Gott ſei Dank ebenſo wenig wie die Idee des Franzoſen, ſeinen Gaſt glauben machen zu müſſen, er lebe jeden Tag wie ein Fürſt, während er vielleicht gewohnt iſt, ſich mit einigen Schnitten Salami, einem kalten Hühnerbein und einigen Radieschen zu begnügen.

Der Engländer giebt ſich, wie er iſt, er giebt ſeinem Gaſte, was er hat, und mag das auch hier und da herzlich ſchlecht ſein, es wird mit einer Liebenswürdigkeit geboten, daß man ſich, man mag wollen oder nicht, wohl fühlen muß.

Das that ich denn auch im Hauſe des Mr. Baines vom erſten Augenblicke an und war durchaus nicht verſtimmt, als mir von vornherein eröffnet wurde, ich müſſe drei Tage in Papun raſten, um dem von meinem freundlichen Wirte bei einem ihm befreundeten Holzhändler in ſiameſiſchem Gebiete für mich beſtellten Elefanten Zeit zu laſſen, zur Daguinfähre zu kommen, wo ich mit Überſchreitung des Salwin burmeſiſches Gebiet verlaſſen ſollte.

Da Mr. Baines mir gleichzeitig verſprach, für einen Elefanten für die drei Tagemärſche von Papun bis zur Daguinfähre ſorgen zu wollen, entließ ich mein bisheriges Laſttier nach Entrichtung des Mietspreiſes von drei Rupien für den Tag und eines Trinkgeldes für meine ſtets fröhlichen Karen-Treiber, die höchſt befriedigt ſtracks ihren Rückmarſch antraten.

Lu Pé und Vadiwal hatten der Verſuchung eines Schnapsladens nicht zu widerſtehen vermocht und mußten in ſtark angeheitertem Zuſtande aus der Schenke geholt werden. Sie behaupteten ſelbſtverſtändlich, trotzdem ſie ſich kaum auf den Beinen halten konnten, an Nüchternheit höchſtens von einem neugeborenen Kalbe übertroffen zu werden, was ſie aber nicht vor einer ſchwungvollen Moralpredigt und der Androhung ſcharfer Strafen für den Wiederholungsfall bewahrte. Als Lu Pé trotz alledem am Abend in der bekannten Gangart des Gefängnis-Direktors Eiſenſtein aus der „Fledermaus" in den Speiſeſaal geſchwankt kam, wurde kurzer Prozeß mit ihm gemacht, indem Mr. Baines auf meinen Wunſch einige ſeiner Poliziſten herbeirufen und durch dieſe den Herrn Burmeſen in dem auf der Höhe eines Hügels im Stationshauſe hübſch luftig gelegenen Lattenverſchlag für die Nacht unterbringen ließ.

Die Polizeitruppe in Papun beſteht aus Gurkas und Karens, die ſich zuſammen vortrefflich vertragen, trotz ihrer verſchiedenen Religionsbekenntniſſe; denn während die Gurkas ſich zur Lehre Brahmas bekennen und ſomit auf „Kaſte" zu halten haben, ſind die Karens entweder Chriſten oder Heiden. Wenn daher die Gurkas auch nie daran denken können, mit einem Karen zuſammen ihre Mahlzeiten einzunehmen, ſo hindert ſie im übrigen nichts, gute Kameraden zu ſein, und von dieſer ihrer guten Kameradſchaft kann man ſich allabendlich überzeugen, wenn die nicht im Dienſte befindlichen Mannſchaften ſich auf dem vor Mr. Baines' Bungalow liegenden Exerzierplatz verſammeln, um im Fußballſpiel (nicht dem burmeſiſchen, ſondern dem engliſchen Spiel mit großem Lederballe) ihre Kräfte und ihre Gewandtheit

gegen einander zu meſſen, wobei in der Regel die Karens den Sieg davon tragen.

Als ich gleich am erſten Abend von der Veranda aus den ſich herumtummelnden elaſtiſchen Geſtalten zuſchaute, fiel mir ein mit beſonderem Feuereifer ſich am Spiel beteiligender, kaum ſiebzehnjähriger Junge durch ſeinen Schneid und ſeine Behendigkeit auf. Er war weder ein Karen noch ein Gurka, ſondern, ſeinem hochgeſchürzten ſeidenen, um die Hüften geſchlungenen, rot und braun geſtreiften Lungi nach zu ſchließen, ein Burmeſe. Dieſer Annahme widerſprach hingegen wieder ſein kurz gehaltenes Haar; denn die Burmeſen tragen dasſelbe lang und auf dem Scheitel in einen Knoten geſchlungen, der mit einem Seidentuche umwunden wird; auch fehlte ihm die Tätowierung der Oberſchenkel.

Auf meine Frage, wer der Junge ſei, erfuhr ich von Mr. Baines, er ſei der Sprößling eines europäiſchen Vaters und einer burmeſiſchen Mutter aus anſtändiger Familie, habe guten Schulunterricht genoſſen und arbeite z. Z. als Volontär in der Polizeikanzlei. Der Junge gefiel mir vom erſten Augenblick, und als er am folgenden Morgen an unſerem Bungalow vorbeikam, um aufs Bureau zu gehen, ließ ich ihn zu mir rufen und fragte ihn, ob er nicht Luſt habe, mich auf einer Reiſe durch die Schanſtaaten zu begleiten. Er eröffnete mir darauf, daß er, ſeit er von meiner Ankunft in Papun erfahren, die Abſicht gehegt habe, mich zu bitten, ihn mit zu nehmen, daß er aber nicht gewagt habe, mir ſeinen Wunſch vorzutragen; er ſei bereit, mir zu folgen, gleichviel wohin. Meine Frage, ob er irgend welche Zeugniſſe beſitze, beantwortete er mit Nein, dagegen habe er beim letzten Turnfeſt den erſten Preis als Hochſpringer davongetragen, habe die Mittelſchule in Moulmein abſolviert,

ſei geſund, Proteſtant, der engliſchen Sprache mächtig, des Leſens und Schreibens kundig, könne ein wenig kochen und ſcheue ſich vor keiner Arbeit. Die Gehaltsfrage behandelte er ſehr cavalièrement, er käme überhaupt nicht mit mir, um Geld zu verdienen, ſondern aus Luſt am Reiſen, er wolle etwas von der Welt kennen lernen und wäre vollauf zufrieden, wenn ich ihn unterwegs verpflegen wolle. Nach Rückſprache mit Mr. Baines wurde der Junge in meinen Dienſt genommen. Sein Name war Chit-Hla, was in der burmeſiſchen Ausſprache etwa wie Schiller klang. Ich taufte ihn daher Friedrich und nannte ihn „Fritz".

Lu Pé wurde nunmehr auf meinen Wunſch aus ſeinem Lattenverſchlage heraus gelaſſen und in einem fürchterlich verkaterten Zuſtande vor mich gebracht. Er hatte eine infam kalte, unbequeme Nacht auf dem harten Boden des mit nichts weniger als modernem Luxus ausgeſtatteten Gefängniſſes zugebracht und erklärte, an eine ähnliche Behandlung nicht gewöhnt zu ſein, er ſei ſelber Poliziſt geweſen und habe genug Leute in ſicheren Gewahrſam befördert, aber bei dieſer Beförderung eine paſſive Rolle zu ſpielen, ſei gegen ſeinen Geſchmack, und er ziehe es daher unter den obwaltenden Umſtänden vor, auf die Ehre, in meinen Dienſten zu ſtehen, zu verzichten. Er glaubte damit offenbar einen Trumpf auszuſpielen, da ihm meine bisherigen vergeblichen Anſtrengungen, weitere Diener zu engagieren, kein Geheimnis waren, und war nun allem Anſchein nach recht peinlich überraſcht, als ich ihm mitteilte, er wäre mit ſeinem Entlaſſungsgeſuch meinen Abſichten durchaus entgegen gekommen, er möge ohne Zeitverluſt ſeine Sachen packen und dahin zurückkehren, von wo er gekommen ſei. Ich zahlte ihm dann ſeinen bisher verdienten Lohn aus, gab ihm in einer An-

wandlung von Großmut Geld zur Rückfahrt bis Rangun, und damit war Herr Lu Pé für mich erledigt. Mir ſelbſt aber war eine Laſt von der Seele genommen, denn es war mir klar geworden, daß es eines Tages zwiſchen mir und ihm zu einem Kampfe auf Leben und Tod kommen müſſe.

Fritz erhielt einige Rupien, um ſich reiſefertig zu machen, außerdem wurde ihm bedeutet, ſein Gepäck auf ein Minimum zu beſchränken, Koffer, Kiſten und andere ſchwere oder umfangreiche Gegenſtände aber zurück zu laſſen. Als er mich in beſcheidenſter Weiſe bat, einen kleinen Koffer mitnehmen zu dürfen, da ein ſolcher ſein Anſehen bei den Leuten im Innern des Landes bedeutend erhöhe, ließ ich mich erweichen und bewilligte dieſe Bitte. Nach einigen Stunden kam er mit ſeiner Ausrüſtung anmarſchiert. Angenehm überraſchte mich das Format des Koffers, der berufen war, das Anſehen des Beſitzers *weſentlich* zu erhöhen, denn er war nicht viel größer als eine altväterliche Zuckerdoſe. Sein Inhalt beſtand aus zwei grellfarbenen ſeidenen Lungis, crêmefarbigen ſeidenen Jäckchen und Kopftüchern, ſowie endlich einigen Büchſen portugieſiſcher Sardinen. In der Meinung, Fritz könne ſich verpflichtet glauben, auch für meine leiblichen Bedürfniſſe zu ſorgen, fragte ich ihn, für wen die Sardinen beſtimmt ſeien, worauf er meinte: „Für uns alle.“

Wenn ich mich auch hier wieder in Detailmalerei verliere, ſo geſchieht dies, weil Fritz berufen iſt, die entſchieden bedeutendſte Rolle in der weiteren Schilderung meines Marſches zu ſpielen, und weil in den drei Worten: „Für uns alle“ ſich ſein ganzer Charakter wiederſpiegelt. Er war der ſelbſtloſeſte, freigebigſte, gaſtfreieſte Junge von der Welt; was er beſaß, das teilte er mit jedem in der Karawane, er hungerte und durſtete, wie ich hier und da nach-

träglich erfuhr, lediglich damit ich keine Entbehrungen leiden ſollte, er gab alles hin, was er beſaß, und nur das übrigbleibende „Nichts“ beanſpruchte er für ſich ſelber. Fritz war, obgleich europäiſches Blut in ſeinen Adern rollte, in dieſer Richtung vollkommen Burmeſe, denn Freigebigkeit und Gaſtfreiheit ſind echt burmeſiſche Charaktereigenſchaften, und zwar Charaktereigenſchaften, an denen, wie ich fürchte, über kurz oder lang die Burmeſen zu Grunde gehen werden. Der Burmeſe iſt ein viel zu anſtändiger Menſch, um ſich gegen die ſein Land allmählich überflutenden geizigen und habſüchtigen Madraſſis. Chittagonier, Schans und Chineſen behaupten zu können. Der Kuli aus Madras wird ihn von ſeinem Grund und Boden verdrängen, wie der Chittagonier ihn ſchon mit ſeinen Fahrzeugen von den Flüſſen verdrängt, und der Chineſe ſich des Handels bemächtigt hat. Mit dem Eindämmen des Räuberweſens in ſeinem Lande wird der Schan, ein geborener Reiſender und Handelsmann, ſich mehr und mehr nach Burma herunterziehen, um den Eingeborenen des Landes, der ſeit undenklicher Zeit gewohnt iſt, ſich mit Ballſpiel und Burri-Rauchen zu beſchäftigen, von der Hand in den Mund und, wenn er ſelbſt nichts hat, von dem zu leben, was ſein Nachbar beſitzt, von ſeinem Grund und Boden zu vertreiben.

Nachdem ich den Koffer und ſeinen Inhalt beſichtigt hatte, entdeckte ich noch ein anderes umfangreicheres Gepäckſtück und erhielt auf meine Frage, was dasſelbe enthalte, von Fritz die Antwort: „Eine Bibel!“

Ob er etwa daran dächte, dieſelbe mit auf Reiſen zu nehmen?

Ja! Es ſei eine burmeſiſche Überſetzung der heiligen Schrift, die er kürzlich für den Preis von 5 Rupien gekauft

habe, in der Abſicht, ſie unter die Heiden zu bringen; er hoffe, ich werde ihm geſtatten, die jetzt ſich bietende günſtige Gelegenheit zu benutzen, ſein Vorhaben auszuführen. Wäre ein anderer Diener mit einem ähnlichen Anſinnen an mich herangetreten, durch das Mitnehmen einer dickleibigen, zweibändigen Bibelüberſetzung mein bis auf das Allernotwendigſte beſchränktes Gepäck noch um mindeſtens 10 Pfd., d. h. nach burmeſiſchen Ideen um eine kleine Kulilaſt zu vermehren, ich würde ihn für verrückt erklärt und ziemlich unſanft zurechtgewieſen haben. Fritz aber, der ſoeben Sardinen „für uns alle“ gekauft hatte, konnte ich unmöglich ſo ſchroff behandeln, und ich erlaubte ihm daher, die Bibel mitzuführen, ſo lange wir mit Elefanten marſchierten, ſtellte aber die Bedingung, daß im Notfalle der erſte beſte des Weges kommende Heide mit dem Buche beglückt werden müßte.

Die drei Tage, welche ich in Papun zubrachte, vergingen in angenehmſter Weiſe in Geſellſchaft Mr. Baines' und ſeiner beiden Polizeioffiziere. Erſterer ſtellte den Karens, mit denen er hauptſächlich zu thun hatte, ein äußerſt günſtiges Zeugnis aus. „Es läßt ſich nicht leugnen,“ meinte er, „daß die Karens unverbeſſerliche Diebe ſind, aber ſie ſind bei alledem die ehrlichſten Diebe von der Welt. Fragt man einen des Diebſtahls verdächtigen Karen, ob er ſchuldig ſei, ſo ſagt er ohne weiteres Ja! und forſcht man nun weiter, warum er geſtohlen, ſo erklärt er, der oder jener Gegenſtand oder der Elefant ſeines Nachbarn habe ihm ſchon ſeit langer Zeit beſonders gefallen, und da er keine andere Möglichkeit geſehen habe, ſich in den Beſitz desſelben zu ſetzen, ſo habe er ihn fortgenommen. Das ſei ſein ganzes Vergehen, und wenn man ihn deswegen beſtrafen wolle, ſo möge man es thun.“ Eines Morgens erzählte Mr. Baines,

gerade aus einer Gerichtsſitzung heimkehrend, er habe heute einem Diebe eröffnet, daß er nach § 42 zu ſo und ſo viel Wochen Gefängnis verurteilt worden ſei, worauf derſelbe erwidert habe, das ſei keine Gerechtigkeit, er habe zum erſten Male geſtohlen und bäte daher auch nach § 1 verurteilt zu

Bronzetrommel der Karens.

werden, aber gleich mit Nr. 42 anfangen, das ginge denn doch nicht. Ein anderer, der als Zeuge geladen und drei Tagereiſen weit hergekommen ſei, habe ſich beſchwert, daß er nur fünf Minuten lang vernommen worden ſei, und gemeint, es wäre zu viel verlangt, drei Tage lang zu marſchieren und dann nach einem nur wenige Minuten dauernden

Verhör wieder entlaſſen zu werden; er habe erwartet, mindeſtens einen ganzen Tag lang vernommen zu werden.

Mr. Baines ſcheint mir recht darin zu haben, wenn er meint, man könne dieſe kindlich einfältigen Menſchen nicht

Bronzetrommel der Karens.

nach dem Buchſtaben des Geſetzes richten, ſondern müſſe hier mehr die väterlich erziehliche Rute ſchwingen.

Überaus intereſſant ſind die großen Bronzetrommeln der Karens, die ich in einem Kloſter der Papun zum erſten Male zu Geſicht bekam. Herr Hofrat A. B. Meyer, Direktor des ethnographiſchen Muſeums in Dresden, hatte mich ſeit

langer Zeit gebeten, mich nach dieſen ſeltenen Muſikinſtrumenten umzuſehen, und ich hatte mich ſeitdem an alle mir bekannten, mit den Karens in Berührung kommenden Beamten, ſowie an mehrere unter den Karens lebende Miſſionare mit der Bitte gewandt, mir eine ſolche Trommel zu beſorgen. Von allen hatte ich jedoch die Antwort erhalten, ſie hätten von derartigen Inſtrumenten nie gehört und bezweifelten, daß dieſelben überhaupt exiſtierten. Und nun komme ich in Papun in eine Pungi Kyount und finde gleichzeitig zwei dieſer lange geſuchten Trommeln, die hier freilich nicht in ihrer Eigenſchaft als ſolche, ſondern als Waſſerbehälter benutzt wurden. Sie ſollen nach Ausſage der einen von den Schans, nach Ausſage der anderen von den Karens ſelber angefertigt, und zwar aus der Bronze eingeſchmolzener, aus den Tempeln und Pagoden geſtohlener Buddhabilder gegoſſen werden. Sie bilden, wie ſchon früher bemerkt, neben Elefanten den wertvollſten Beſitz der Karens, die ſich nur in den äußerſten Notfällen von ihren Trommeln trennen. Wenn es mir trotzdem gelungen iſt, zwei derſelben (die größere iſt 45 Zentimeter hoch und hat einen Trommelflächendurchmeſſer von 60 Zentimeter) zu erſtehen, ſo verdanke ich das ausſchließlich den liebenswürdigen Bemühungen meines Wirtes, der ſich bei den Karens ſolcher Beliebtheit erfreut, daß ſie ihm noch ganz etwas anderes, als ihre Trommeln verkaufen würden.

Am Abend vor meiner Abreiſe erſchien auf dem freien Platze vor unſerem Bungalow eine etwa zwanzig Mann ſtarke Schanmuſikbande, um mir eine Huldigung darzubringen. Als Inſtrumente dienten etwa ein Dutzend abgeſtimmte Gongs, eine große Trommel und verſchiedene Bronzebecken. Die Muſik ſelbſt war ebenſo anſprechend wie eigen-

artig. Mehrere bis auf die Hüften nackte wohlgebaute Tänzer führten gleichzeitig Scheingefechte mit Schwertern und Lanzen auf und bekundeten dabei eine ſeltene körperliche Gewandtheit. Das Koſtüm der Schans, beſtehend aus ſehr weiten, bis an die Knöchel reichenden Hoſen, durch einen buntſeidenen Gürtel zuſammengehalten, in dem vorn ein ſilberner Dolch ſteckt, weiten weißen Jacken und hellfarbigem, ſeidenem Kopftuch, iſt ein ebenſo männliches wie kleidſames.

Schan-Krieger.

An einer fingerdicken grünen oder roten Woll- oder Seidenſchnur von der linken Schulter herabhängend, trägt jeder Schan, arm oder reich, ſein etwa drei Fuß langes, in einfacher oder mit Silberbeſchlag gezierter Bambusſcheide ſteckendes, ſchwach gebogenes Schwert, ſeine Dha; dazu über dem Gefäß ein kleines Körbchen zur Aufbewahrung ſeiner Burris u. ſ. w. Als Kopfbedeckung bei Reiſen dient ihm ein großer, an den Seiten ſchlaff herabhängender Hut aus

feinem Strohgeflecht, mit einer faſt bis auf den Rand des Hutes herunterfallenden langen Quaſte aus dünnen roten beziehungsweiſe grünen Litzen. Letztere ſind meiſt öſterreichiſches Fabrikat, während die Hüte, die einzig und allein von den Schans getragen werden, aus der chineſiſchen Provinz Yunnan bezogen werden. Die Schans ſind von der Bruſt bis zu den Knöcheln mit dunkelblauen, ſeltener roten, oft überaus feinen und geſchmackvollen Tätowierungen bedeckt, auch ſieht man vielfach Leute, die ſich Gold- und Silberſtückchen, ſowie Edelſteine (meiſt Rubinen) unters Fleiſch haben wachſen laſſen, in dem Glauben, dadurch hieb-, ſtich- und ſchußfeſt zu werden.

Schan-Dha.

Eines der entzückendſten kleinen Menſchenkinder, die mir je vorgekommen ſind, war ein neunjähriger Schanjunge, der Sohn eines Häuptlings aus einem benachbarten Staate. Derweil die Fechttänzer die wildeſten Sprünge ausführten und ſich wie wahnſinnig gebärdeten, ſtand dieſer kleine Kerl im Hintergrunde, wiegte ſich erſt nach dem Klange der Muſik in den Hüften hin und her und fing dann, ſich unbeobachtet glaubend, an, einen Tanz aufzuführen, ſo zierlich, ſo anmutig, wie ich mich nicht entſinne, jemals im Leben etwas ähnlich Vollendetes geſehen zu haben. Als Mr. Baines

ihm zurief, in den Vordergrund zu kommen, folgte er verlegen dieſer Aufforderung, und wie er dann vor uns ſtand in ſeinem ſchneeweißen Anzuge, das rabenſchwarze Haar mit einem roſaſeidenen Tuch zuſammengehalten, die großen mandelförmig geſchnittenen, von langen, ſamtnen Wimpern überſchatteten Augen verſchämt halb zur Erde geſenkt, die Wangen ſeines zarten Geſichtes von der Aufregung des Tanzes und von Verlegenheit leicht gerötet, da waren wir uns einig darin, daß wir eines der lieblichſten Weſen, die Gott je geſchaffen, vor uns hatten.

Ich ſchenkte ihm eine Rupie, die er mit reizendem Anſtande entgegennahm, und auf die Frage, was er mit derſelben zu thun gedächte, antwortete er, er wolle ſich Kuchen dafür kaufen. Genau wie ein deutſcher Sextaner! Wie proſaiſch. Ich hatte eigentlich gehofft, er würde ſagen, er wolle ſich dafür ein Paar neue Flügel machen laſſen, um wieder Engel zu werden, und nun war er doch ein Junge wie alle anderen und wollte ſich Kuchen kaufen!

Am folgenden Morgen erſchien rechtzeitig der mir von Mr. Baines verſprochene Elefant nebſt ſämtlichen Söhnen des Beſitzers desſelben, drei netten, gefälligen Karenburſchen. Auf meinen Wunſch war die größte Haudah, die in Papun und Umgegend zu haben war, aufgetrieben worden, ſo daß die Verladung unſerer Sachen keine großen Schwierigkeiten bot.

Als ich Fritz, der ſich in dem ihm von Mr. Baines ausgeſtellten Paß nicht „servant“, ſondern „clerk“ hatte betiteln laſſen, in ſeinem Reiſekoſtüm antreten ſah, hätte ich vor Überraſchung beinahe meinen Revolver, den ich gerade im Begriff war, mir um den Leib zu ſchnallen, fallen laſſen. Zuvor hatte ich den Jungen ſtets in für einen Burmeſen

auffallend einfachen Gewändern geſehen, außerdem hatte ich ihm einen bisher von Lu Pé getragenen grauen Leinwandanzug gegeben und von ſeinem geſunden Menſchenverſtand erwartet, daß er ſich für den Marſch ſeiner älteſten, ſchlechteſten Sachen bedienen würde. Aber nein! Da ſtand er vor mir — ſonſt in der Regel barfuß laufend — ein Paar glänzende Lackſchuhe an den Füßen, mit taubengrauen, bis übers Knie reichenden baumwollenen Strümpfen, orangefarbenem, goldig ſchimmerndem, ſeidenem Lungi, crêmefarbigem, dünnem Seidenjäckchen, um den Kopf ein rot und weißes geblümtes Tüchlein, ebenfalls aus Seide. Kurzum, ein Kakadu war gar nichts im Vergleich zu Fritz, der tauſend ſchöne Farben ſpielte.

Als ich ihn fragte, ob er nicht recht bei Troſt ſei, wurde er rot wie ein Krebs und meinte, er müſſe doch beim Abſchied den Leuten zeigen, daß er nicht fortgehe, weil er nicht mehr genügende Mittel beſäße, auch ohne mich zu leben. Das war allerdings für einen Burmeſen ein Grund, der ſich hören ließ, und da ich ohnehin überzeugt war, daß weder die köſtlichen Lackſchuhe, noch die zarten, taubengrauen Strümpfe lange in der Lage ſein würden, mein an nackte Beine mehr gewöhntes Auge zu verletzen, ſo ließ ich dem Jungen ſein Vergnügen und gab ihm, um ihm einen möglichſt wirkungsvollen Abgang zu ſichern, einen mit Silber beſchlagenen Schanſpeer zu tragen, den mir einer der Polizeioffiziere, Mr. Legette, tags zuvor zum Geſchenk gemacht hatte.

Vadiwal ſtach in ſeinem groben Anzuge, der auf dem Körper eines meiner früheren Diener bereits den Feldzug gegen Manipur mitgemacht hatte, als Landſtreicher heute beinahe wohlthuend gegen Fritz ab und konnte einige höhniſche

Bemerkungen über ſeinen glänzenden Kollegen nicht unterdrücken.

Endlich war alles marſchfertig, und nach einem herzlichen Abſchiede von meinem gaſtlichen Wirte ſetzten wir uns in Bewegung. Mein Geleite beſtand aus einem Polizeiſergeanten und vier Mann, ſo daß unſere kleine Karawane alles in allem elf Köpfe zählte. Die Polizeiſoldaten in Burma erhalten eine im Vergleich zu ihren Kameraden in Indien recht hohe Löhnung, nämlich 18 bis 24 Mark monatlich, dazu jährlich zwei vollſtändige Anzüge aus ſtarkem, grauem Juteſtoff, ſogenanntem Kaki. Für ihre Verpflegung haben ſie ſelber zu ſorgen.

Kurz hinter Papun begann eine ſtarke Steigung durch Buſch und Waldland. Wir hatten einen Bergrücken von etwa 2000 Fuß zu überſchreiten. Der Weg war miſerabel, entweder ſteinig oder durch Elefanten während der naſſen Jahreszeit in einer Weiſe ausgetreten, daß die ſich ununterbrochen aneinander reihenden, oft mehrere Fuß tiefen, jetzt bei trockenem Wetter hartgewordenen Fußſpuren ihm das Ausſehen einer rieſenhaften Wachswabe verliehen. Unſer Elefant folgte, wenn auch, ſoviel ich bemerken konnte, keineswegs errötend, den Spuren ſeiner Vorgänger und trat ohne große Beſchwerden von einem Loch ins andere. Für Radja ſowohl wie für uns Menſchen war die Sache immerhin weniger bequem und unſer Marſch ſtundenlang ein beſtändiges Fallen und Stolpern, wobei namentlich Fritzens Lackſchuhe und Wadenſtrümpfe übel zugerichtet wurden. Der Weg von Papun bis zur ſiameſiſchen Grenze kann ohne Schwierigkeit in zwei Tagen zurückgelegt werden. Da unſer von Mr. Baines beſtellter ſiameſiſcher Elefant aber kaum vor drei Tagen an der Grenze eintreffen konnte, ließen wir

uns Zeit und machten uns das Leben ſo bequem wie möglich. An einem kriſtallklaren Flüßchen, dem Methaluk, der jetzt etwa 3 Fuß Waſſer hatte, in der Regenzeit aber eine Tiefe von 7 Fuß und darüber aufweiſt, bezogen wir unſer erſtes Lager. Hier wie auch auf unſeren beiden nächſten Raſtplätzen hatte Mr. Baines die als Raſthäuſer dienenden Bambusſchuppen für mich neu in Stand ſetzen und reinigen laſſen. Überall erſchien der Vorſteher der nächſtgelegenen Ortſchaft mit Geſchenken an Bananen, Eiern und Hühnern, ſo daß wir nicht nötig hatten, uns irgend etwas abgehen zu laſſen.

Die Gegend gilt als recht unſicher, und Räuberbanden, größtenteils Schans, ſind keine ſeltenen Erſcheinungen in den Dorfſchaften um Papun. Ja, eine ſolche Bande hat ſogar noch vor wenigen Jahren die Frechheit gehabt, Papun ſelbſt anzugreifen, was ihr aber übel bekommen iſt, da faſt die ganze Geſellſchaft, während ſie die Stadt von einer Pagode am jenſeitigen Ufer des Fluſſes beſchoß, umzingelt und niedergemacht wurde. Was in Gefangenſchaft geriet, wurde ſpäter mit Hilfe des Stranges unſchädlich gemacht.

Während Vadiwal ſich mit der Küche beſchäftigte, Radja friedlich graſte, die Karens im Fluſſe nach Fiſchen und die Gurkas im Walde nach Wild ſuchten, las ich Fritz ein Privatiſſimum über die Pflichten eines guten Dieners, zeigte ihm, wie man ein Bett zu machen, einen Tiſch zu decken, Waffen zu putzen und eine Pfeife zu ſtopfen habe, an welcher Stelle mein Revolver über Nacht liegen ſolle und wo unter allen Umſtänden zu jeder Stunde Streichhölzer zu finden ſein müßten. Später folgte ein Bad im Fluſſe, ein kurzer Gang in den Wald, darauf ein einfaches, aber gutes Abendeſſen, und unſer Tagewerk war vollbracht.

Der Sergeant ſtellte einen Poſten auf, ein großes Wachtfeuer wurde angezündet, um welches ſich Karens und Gurkas einträchtig lagerten, um noch eine Weile zu plaudern, dann wurde es ſtill, bis endlich nur das ſtets ungemein wohlthätig auf meine Nerven wirkende Geräuſch von Radjas Kauwerkzeugen und ab und zu der Schrei eines Hirſches die Ruhe der Nacht unterbrach.

Der Morgen war empfindlich kalt, ein dichter, dem Fluſſe entſteigender Nebel hüllte uns ein, ſo daß wir kaum fünf Schritte weit ſehen konnten. Da wir keine Eile hatten, ließen wir uns Zeit mit dem Aufbruch, bis der Sonne wärmender Strahl den Nebel verſcheucht hatte, und ſetzten uns inzwiſchen um ein behaglich loderndes Feuer.

Wir hatten auch heute wieder verſchiedene ſtarke Steigungen zu überwinden, marſchierten für einige Zeit in dem nur wenig Waſſer enthaltenden ſteinigen Bette eines Flüßchens, welches ſich zwiſchen mit herrlichen Bäumen, mindeſtens 60 Fuß hohem Bambus und wunderbar üppigen Bananenſtauden beſtandenen Bergen hindurch windet, frühſtückten in einem der bereits erwähnten, für mich hergerichteten Raſtſchuppen und ſetzten dann den Marſch bis Nataun fort, wo wir wiederum, fern von allen menſchlichen Wohnungen, Lager inmitten des Waldes bezogen.

Fritz that ſich hier am Abend nach gethaner Arbeit als Feldprediger auf, las, mit den Karens um ein Holzfeuer hockend, aus ſeiner Bibel vor und erklärte ſeiner kleinen Gemeinde ſchwer verſtändliche Stellen mit einem Eifer, der einem Berufsapoſtel Ehre gemacht haben würde. Der Junge war wirklich ein frommer Chriſt, und da er dabei kein Mucker war, ſo ließ ich ſeinen apoſtoliſchen Beſtrebungen freien Lauf. Ich hoffte nebenbei auch, er würde mit ſeinen Vorträgen

einen etwas veredelnden Einfluß auf den Halunken Vadiwal ausüben und ihm beibringen, die Leber zu geben, wem die Leber gebührt; dieſe Hoffnung erwies ſich indeſſen leider als trügeriſch, er war zwar einer von Fritzens aufmerkſamſten Zuhörern, aber die Worte der Bibel hören und nach ihnen zu handeln war bei ihm, wie bei den meiſten Menſchen, zweierlei. Daß Vadiwal übrigens auch ein ſogenannter Chriſt war, erfuhr ich eines Abends. Als ich ihn fragte, ob Fritz ihn noch nicht bekehrt habe, erwiderte er grinſend:

„I long time christian, Sir".

„So? Das iſt mir ja gänzlich neu. Wer iſt denn Dein Gott?"

„Jeſus Chriſtus iſt mein Gott."

„Jeſus Chriſtus? Haſt Du denn, wenn Du Chriſt biſt, keine Ahnung, wer Jeſus Chriſtus war?"

„I know very well, Sir. He was very big man."

Wer nun die Inder kennt und weiß, was ſie unter einem „very big man" verſtehen, der wird ohne Schwierigkeit aus der Antwort Vadiwals erſehen, daß er ſich Chriſtus etwa als ehemaligen Gouverneur von Madras mit einem Einkommen von 10 000 Rup. monatlich vorſtellte.

Unſer Lager befand ſich in einer kleinen Waldlichtung. Mit Einbruch der Nacht glaubte ich das Geläute dumpfer Glocken zu vernehmen und erwartete ſomit jeden Augenblick, einen Elefanten oder einen Zug Laſtochſen aus dem Walde auftauchen zu ſehen, bis Fritz mir erklärte, der Laut rühre von einem von den Burmeſen Niat-so genannten Nachtvogel her. Märchenhaft ſchön war das Aufſteigen der Mondſcheibe hinter einem mit Bambusdickicht bedeckten Waldhügel, und es währte lange, bis ich mich an dieſem Schauſpiel ſatt ge-

ſehen hatte und mich, zufrieden wie ein Menſchenkind es nur ſein kann, in meine Jägerdecke hüllte.

In aller Frühe waren wir auf den Beinen, um Daguin, den burmeſiſch-ſiameſiſchen Grenzpoſten, womöglich noch vormittags zu erreichen. Am Wege fanden wir mehrfach merkwürdig phantaſtiſche Bambus-Flechtwerke und Gerüſte, die von den Karens als Teufelsfallen aufgeſtellt waren, genoſſen verſchiedentlich hübſche Durchblicke auf Schluchten und Waldthäler und ſahen bereits gegen 10 Uhr die Waſſer des Salwin einem Silberbande gleich ſich zwiſchen grünenden Hügeln dahinſchlängeln. Bald wurde auf der anderen Seite des Fluſſes das ſiameſiſche Grenzfort ſichtbar, wenn man eine einfache von hohem Holzzaun umgebene Station ſo nennen darf. Der letzte Teil unſeres Weges führte durch bewäſſerte Reisfelder und ſogenannte Taungyas, d. h. durch Niederhauen des Waldes und Verbrennen des Holzes geſchaffene Lichtungen, die eine oder zwei Ernten zu tragen haben und dann wieder verlaſſen werden.

Die an dem Weſtufer des Salwin, der ſiameſiſchen Station gegenüber, aber etwa 100 Fuß höher als dieſe gelegene burmeſiſche Grenzſtation hat eine Beſatzung von 30 Mann Militärpolizei unter Befehl eines Gurkaſergeanten, iſt nett und ſauber gehalten und gleich der ſiameſiſchen Station von einer Holzpalliſade umſchloſſen. Man ſtellte mir innerhalb der Umwallung ein Quartier zur Verfügung, doch zog ich es vor, der ſchöneren Lage wegen, Bett und Tiſch auf der Veranda des unmittelbar am Fluſſe freundlich gelegenen Häuschens des Fährpächters aufzuſtellen, deſſen Leute ſich in jeder Weiſe freundlich und entgegenkommend zeigten. Das Fährrecht wird von der Regierung, ob jährlich oder in größeren Zwiſchenräumen, weiß ich nicht, meiſtbietend ver-

pachtet. Der jetzige Pächter, ein indiſcher Handelsmann in Papun, zahlt eine Pacht von 3500 Rup. für das Jahr und ſoll dabei gute Geſchäfte machen, da der Verkehr der nach Papun ziehenden Ochſenkarawanen zu Zeiten ein recht bedeutender iſt. Die aus Yunnan kommenden Maultier- und Pony-Karawanen pflegen indeſſen meiſt dem linken Flußufer folgend nach Moulmein zu ziehen.

Zur Rekognoszierung des Terrains und um Erkundigungen einzuziehen, ob der von Mr. Baines beſtellte Elefant bereits eingetroffen oder wann er zu erwarten ſei, fuhr ich mit Fritz und meinem Sergeanten nach der ſiameſiſchen Seite hinüber. Das Thor des Forts ſtand offen und unbewacht, ſo daß wir ungehindert eintreten konnten. Auch im Innern der halbverfallenen und arg vernachläſſigten Anlage war außer einigen Weibern und Kindern niemand anweſend. In dem hölzernen, geräumigen Stationshauſe hingen acht verroſtete Feuerſteinſchloß-Gewehre an den Wänden, von Soldaten keine Spur. Endlich erſchien ein alter Laoſier, ſcheinbar der „Kommandant“ der Station, in Zivil, d. h. mit einem Lendentuch, im übrigen aber mit Atmoſphäre bekleidet, um ſich nach unſerem Begehr zu erkundigen, und erklärte auf Befragen, von einem eingetroffenen oder im Anmarſch begriffenen Elefanten nichts zu wiſſen.

Wir erfuhren, daß die Station mit zehn Soldaten belegt ſei, die jedoch zur Zeit abweſend ſeien — wie ich vermute — um irgendwo zu requirieren. Mein Sergeant erzählte mir nämlich, es ſei in Siam allgemein Sitte, daß das Gehalt der Soldaten von irgend einem ihrer höheren Vorgeſetzten eingeſteckt würde, es ihnen dafür aber geſtattet ſei, ſich zur Beſtreitung ihres Lebensunterhaltes an die Landbewohner zu halten, was ſie natürlich in ausgiebiger Weiſe

thäten und dadurch derartig in Anſpruch genommen ſeien, daß ſie nur ſelten Zeit fänden, ſich auf der Station zu zeigen.

Den Nachmittag benutzte ich dazu, Radja auf die ſiameſiſche Seite des Salwin zu bringen, ein keineswegs gefahrloſes Unternehmen, da die Strömung eine ſehr ſtarke iſt, ſich verſchiedene Felſen im Fluß befinden und auch an heftigen Strudeln kein Mangel iſt. Ich nahm daher die Überführung dieſes Mal ſelbſt in die Hand, ſtellte mich im Badeanzug in ein kleines Fährboot und lotſte den ſchwimmenden Radja an langer Leine glücklich durch alle Fährniſſe hindurch. Um eine nicht geringe Sorge erleichtert, ſtürzte ich mich dann ſelber in die Fluten, um den Verſuch zu machen, zurückzuſchwimmen, gab indeſſen den Kampf mit der Strömung ſchon nach wenigen Sekunden als unſinnig auf und ließ mich zum Fährhauſe zurückrudern, wo Fritz mich mit einem Briefe in der Hand empfing. Derſelbe enthielt eine Mitteilung des Holzhändlers Moung Shway Hlay in Mainlungyi, derzufolge dieſer nicht, wie Mr. Baines gebeten, einen Elefanten, ſondern, damit ich in aller Bequemlichkeit reiſen ſolle, deren drei und zwar unter Führung ſeines Onkels abgeſandt habe, die noch am ſelbigen Abend zu erwarten ſeien. Der freundliche Briefſchreiber ſprach zugleich die Hoffnung aus, mich in ſeinem Hauſe als Gaſt begrüßen zu dürfen, und ſtellte mir ſchon jetzt weitere Elefanten aus ſeiner Herde für meinen Weitermarſch nach Chiengmai, der etwa zehn Tagereiſen von Mainlungyi gelegenen Hauptſtadt des Laosſtaates gleichen Namens, zur Verfügung.

Das waren Neuigkeiten, wie ſie angenehmer nicht gedacht werden konnten. War doch durch das freundliche Anerbieten des Holzhändlers mein Marſch für die nächſten 14 Tage geſichert.

Von Daguin bis Mainlungyi.

Die Elefanten trafen richtig kurz vor Dunkelwerden auf dem jenseitigen Ufer ein. Am folgenden Morgen — wir wurden durch das Reveilleblasen der Mannschaften auf der Station schon um 4 Uhr geweckt — fuhren wir zum anderen Ufer hinüber und waren, da bei dem uns zur Verfügung stehenden Raum die Beladung im Handumdrehen erledigt war, bald auf dem Wege gen Mainlungyi. Unsere Elefanten waren drei prächtige, schnellfüßige Tiere, von denen einer eine große Gepäckhaudah trug, während die beiden anderen mit Reithaudahs belastet waren.

Die burmesische und siamesische Reithaudah gleicht, im Gegensatze zur indischen, die wie ein Schlitten geformt ist, einer quer über den Rücken des Elefanten gestellten Bettstelle, über die sich ein aus Bambusgeflecht hergestelltes, nach vorn und hinten weit ausladendes Dach wölbt, so daß das Ding von oben gesehen wie eine gewaltige Schildkröte, von der Seite betrachtet aber wie ein Souffleurkasten aussieht. Dieses aus Holz, Rohr und Bambus gefertigte Gerüst mit sattelförmigem Fuß ruht nicht direkt auf dem Rücken des Elefanten, sondern auf einer dicken Schicht übereinander

liegender, ungegerbter Kuh- oder Büffelhäute, die vor dem Beladen über den Rücken des Elefanten gelegt werden. Die Bettstelle ist von einem 6 Zoll hohen geschnitzten Holzgitter umgeben, um das Herausfallen der Matratzen u. s. w. zu verhindern. In dem Gitterwerk der Vorderseite befindet sich ein Einschnitt, aus dem man, wenn man aufrecht zu sitzen vorzieht, die Beine herausbaumeln lassen kann. Alle Holzteile der Reithaudah sind mit schwarzem Lack überzogen und bisweilen mit Vergoldungen versehen. Festgehalten wird die Haudah auf dem Elefanten durch einen Bauchgurt aus Rohrgeflecht, sowie durch hübsch gearbeitete reichornamentierte Bronzeketten, von denen die eine unterm Schwanz des Elefanten, die andere unter seinem Hals durchläuft.

Man ist in einer Haudah sowohl gegen Regen, wie Sonne vortrefflich geschützt und kann, falls man — was allerdings selten zutrifft — eine der Körperlänge eines Europäers angepaßte erhält, äußerst behaglich reisen und sogar in derselben schlafen. Ich gebe freilich zu, daß ein gewisser Grad von Stumpfsinn dazu gehört, sich bei einem täglich 8—10 Stunden währenden Herumschütteln in einer solchen Bettstelle wohlzufühlen, und ich bekenne offen, daß der mir zu Gebote stehende Stumpfsinn hierzu nicht völlig ausreicht, aber ein Burmese oder Inder, sagen wir überhaupt ein Orientale, befindet sich darin durchaus à son aise.

Fritz und Vadiwal ließen sich jedenfalls nicht lange nötigen, Platz zu nehmen, und verließen ihre Sitze während der ganzen Reise nur in den äußersten Notfällen, wohingegen ich in der Regel abwechselnd marschierte und mich von Radja tragen ließ und nur ab und zu aus Höflichkeit dem Onkel Moung Shway Hlays, namens Moung Shway Hla, zu deutsch „Goldschönchen", einen kurzen Besuch in

ſeiner Haudah abſtattete, wobei Fritz mich ſtets als Dolmetſcher zu begleiten hatte, ſo daß wir dann gleichzeitig zu Dreien beiſammenſaßen.

Moung Shway Hla, wir nannten ihn hinfort mit der burmeſiſchen Bezeichnung für Onkel kurzweg „Ule", entpuppte ſich als ein liebenswürdiger, fröhlicher Geſellſchafter, der uns namentlich abends im Lager durch ſeine Unterhaltungsgabe über manche Stunde hinwegtäuſchte. Von ihm erfuhren wir, daß ſein Bruder einen großen Teil der Forſten des Fürſten von Chiengmai, derſelben Forſten, durch die uns jetzt unſer Weg führte, gepachtet habe. Der Fürſt erhält für jeden gefällten Baum acht Rupien, gleich zwölf Mark, ſcheinbar ein ausnehmend geringer Preis. Man darf aber nicht vergeſſen, welch bedeutende Koſten es verurſacht, das gefällte Holz oft viele Meilen weit mit Elefanten bis zum nächſten Waſſerlauf zu ſchaffen, daß nicht wenige der in den Strom geworfenen Stämme geſtohlen werden oder ſich zwiſchen Felſen feſtſetzen, ſo daß zu ihrer Flottmachung Menſchen und Elefanten bisweilen tagelang zu arbeiten haben, daß endlich ein großes Aufſichts- und Arbeiterheer zu erhalten iſt und in regenarmen Jahren, wo die Stämme nicht zu Thale geflößt werden können, ſo gut wie gar keine Einnahmen erzielt werden, während auf der anderen Seite das Betriebskapital beſtändig ein gleich hohes ſein muß. Moung Shway Hlay beſchäftigt z. B. über 300 Elefanten und viele hundert Arbeiter. Es war mir bis dahin nicht recht klar geworden, wie die verſchiedenen Holzhändler ihre im bunteſten Durcheinander ſtromab treibenden Stämme an den betreffenden Sammelplätzen, wo ſie zu großen Flößen vereinigt zu werden pflegen, wiedererkennen. Ich erfuhr jetzt, daß jeder Stamm von einem Ende bis zum andern mit

einem die Marke des betreffenden Besitzers tragenden Hammer angeschlagen wird, so daß zur Beseitigung dieser Stempel der Stamm schon von oben bis unten frisch behauen werden muß, ein Umstand, der zwar Diebstähle nicht ganz verhindern kann, sie aber immerhin erschwert.

Wir trafen auf dem ganzen Wege bis Mainlungyi keine Menschenseele. Dörfer waren nicht vorhanden, und der Verkehr zwischen hier und Daguin scheint um diese Jahreszeit, wo alle Hände beim Reisdreschen beschäftigt sind, gleich Null zu sein. Ule wußte viel von Räubern zu erzählen, meinte aber, sie würden uns unbehelligt lassen, da sie wohl wüßten, daß ein Europäer in der Regel nicht mit Geld, sondern mit Kreditbriefen zu reisen pflege, nebenbei aber auch mit Pulver und Blei nicht geize, sowie daß er selbst nicht leichtsinnig genug sei, irgend welche wertvolleren Gegenstände bei sich zu führen. Er erzählte mir ferner, daß, falls sein Bruder größere Summen Geldes von Moulmein bekomme oder dorhin abführe, weder dieser, noch er, noch sein Neffe jemals einen solchen Transport begleiteten, sondern daß sie die Bewachung von dergleichen Sendungen den ihnen vom Fürsten von Chiengmai gestellten Soldaten, beziehungsweise auf burmesischem Gebiet den englischen Polizeimannschaften überließen. „Abschrecken", meinte Ule, lassen sich die Räuber durch unsere Gegenwart doch nicht, können die Soldaten gegen dieselben nichts ausrichten, so werden auch wir dazu nicht im stande sein; wir ziehen es daher vor, wenn wir einmal Pech haben sollten, lieber unser Geld, anstatt obendrein auch noch unser Leben zu verlieren".

Mit dem hübschen Rasthäuschen am Wege war es nun zu Ende. Wo wir zu lagern beschlossen, da wurde aus dem ersten besten gefällten Bambus in wenigen Minuten

ein Gerüſt zuſammengeſchlagen und mit Laub eingedeckt, der Boden wurde mit einer Laubſchicht beſtreut, und das Nachtlager war fertig. Machten Wind und Wetter es wünſchenswert, ſo wurden auch noch ein paar Wände durch Zuſammenflechten von Bambuszweigen hergeſtellt. Dann wurde

Fritzens Dha.

aus trockenem, abgeſtorbenem Bambusholze ein Feuer angemacht, Waſſer in friſch geſchlagenen Bambusrohren herbeigebracht, aus drei in die Erde getriebenen grünen Bambusrohren ein als Herd dienender Dreifuß hergeſtellt, und das Kochen konnte beginnen. Abends, nachdem ich gegeſſen hatte, mußten Fritz und Vadiwal [mit Hilfe ihrer Dhas friſches

Bambuslaub als Nachtfutter für Radja herbeibringen, denn er gehörte zu jenen vortrefflichen Pferden, die nie satt werden, und pflegte, trotzdem er, sobald wir ins Lager kamen, sofort grasen geschickt wurde und abends wie morgens seine reichliche Portion Paddy erhielt, im Lauf der Nacht noch einen Haufen Bambusblätter zu verzehren, der fast so groß war wie er selber.

Zum ersten Male schlief ich auf siamesischem Grund und Boden und zwar in einer Höhe von 1600 Fuß. Es wurde hier mit Dunkelwerden so kalt, daß ich mein kleines Zelt aufschlug und zu meiner Freude dabei die Entdeckung machte, daß dasselbe im Innern mehr Raum bot, als ich vermutet hatte, so daß ich neben meiner Bettstelle auch noch meinen Koffer, Lederſack und Sattel unterbringen, ja schlimmstenfalls sogar auch Fritz mit beherbergen konnte.

Ich hatte mich kaum niedergelegt, als das Lager durch einen Tiger alarmiert wurde. Als ich aus meinem Zelte heraustrat, stand Fritz auch schon wie ein junger Römer mit gezogener Dha kampfbereit, als gelte es jeden Augenblick, „nachstoßend bis ans Heft den Stahl," dem Tiger zu Leibe zu gehen, wohingegen Vadiwal sich gleich einem geängstigten Kinde seine Schlafdecke über den Kopf gezogen hatte und den toten Mann spielte. Ein zarter Fußtritt brachte ihn jedoch zur Besinnung, und zitternd vor Angst, als stände er bereits mit einem Bein im Magen der Bestie, befolgte er meinen Befehl, den etwa 15 Schritte von uns entfernt angebundenen, in aller Gemütsruhe seine Bambusblätter verzehrenden Radja in die Nähe des Feuers zu holen. Die Elefanten verhielten sich weniger phlegmatisch und rumorten, aufgeschreckt, laute Trompeten-

töne von ſich gebend, im Walde herum, daß Äſte und Bäume krachend zu Boden ſtürzten.

Ich könnte Ihnen nun eine Tigerjagdgeſchichte bei Mondenſchein vorſetzen, wie nie ein Reiſender ſie intereſſanter und aufregender erfunden hat, — ziehe es indeſſen vor, da ich genug des Intereſſanten zu erzählen habe, um genötigt zu ſein, zur Schnurre zu greifen, bei der Wahrheit zu bleiben.

Wäre ich erſtens ein vortrefflicher Schütze und zweitens ein Sportreiſender, dem daran gelegen iſt, ſpäter in der Heimat durch die Fülle ſeltener Jagdtrophäen den Neid ſeiner Freunde zu erregen, ich würde zweifellos jetzt wenigſtens den Verſuch gemacht haben, den Tiger zu Schuß zu bekommen. Ich bin aber weder ein vortrefflicher Schütze noch ein Sportreiſender und kalkulierte daher folgendermaßen: Für uns ſelbſt war bei der notoriſchen Feigheit des Tigers keine Gefahr vorhanden, ebenſo wenig für mein jetzt mitten im Lager ſtehendes geliebtes Roß, geſchweige denn für die Elefanten. Ich hatte zwar auf einer Tigerjagd beim Maharadja von Kuch Behar geſehen, daß ein Tiger einen der Jagdelefanten annahm, aber die betreffende Beſtie war verwundet und außerdem gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge. Dagegen hatte ich nie gehört, daß der Tiger einem Elefanten ohne Not zu Leibe gegangen wäre. Ich hätte alſo lediglich aus Jagd- und Abenteuerluſt eine Begegnung mit ihm ſuchen müſſen. Wo man indeſſen jeden Augenblick erwarten muß, gezwungen zu ſein, einen Strauß mit Räubern auszufechten, da läßt man einen Tiger ungeſchoren, ſo lange er uns ungeſchoren läßt. Es iſt außerdem vielfach eine größere Kunſt, einen Haſen, als einen Tiger zu ſchießen. Das Aufregendere bei der Tigerjagd liegt nur

darin, daß der verwundete Tiger den Schützen zuweilen annimmt, was bekanntlich der Hase nicht zu thun pflegt. Ferner ist das Fell des ersteren eine schönere Jagdtrophäe als das des letzteren.

Gesetzt den Fall nun, ich würde den Tiger wirklich zur Strecke bringen und das Fell, nachdem es mir wochenlang durch seinen Gestank den Aufenthalt im Lager verleidet und mir hunderterlei Scherereien bereitet hat, nachdem es allen Motten und sonstigem Ungeziefer glücklich entgangen ist, unversehrt nach Hause bringen und stolz auf dem Boden meines Schreibzimmers ausbreiten, in der Hoffnung, damit meinen Besuchern zu imponieren. Was würde das Resultat sein? Jedermann würde mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt fragen, wie viel ich für das Fell bezahlt habe? Und wenn ich dann erzählen würde, wie ich dasselbe erworben, würde man sagen: „Jagdgeschichten erzählen wir selber."

Ich ging nach Erwägung aller dieser Umstände dem Tiger daher nicht zu Leibe, sondern dachte: „Wer weise, wählt Wolle", und hüllte mich wieder in meine Jäger-Decke. Der Tigerbesuch hatte denn auch weiter keine Folgen, als daß die Elefanten in ihrer Aufregung die ganze Nacht umhergewandert waren und am Morgen nicht vor 8 Uhr wieder eingebracht wurden.

Bei herrlichem Wetter ging es vorerst in einem Flußbett entlang, dann auf miserabeln Pfaden über einen Bergrücken von etwa 2300 Fuß und endlich bergab durch ununterbrochenes Waldgelände, in dem die liebenswürdigen, mir aus Manipur und Oberburma bereits bekannten Hullokäffchen ihr einschmeichelndes Juchzen erschallen ließen. Gegen ein Uhr erreichten wir den Mainlungyifluß, durchwateten

denſelben, zogen an einzelnen Gehöften vorbei, durch Felder, die vermittelſt von der Strömung des Fluſſes getriebener, aus Bambus hergeſtellter Schöpfräder bewäſſert wurden und über üppige Weiden mit ſchönen Herden graſenden Viehes, durchſchritten einen kleinen Waſſerlauf und hielten bald darauf durch ein verfallenes Holzthor unſeren Einzug in Mainlungyi, eine weitläufig gebaute, von hohem, dichtem Holzzaun eingeſchloſſene Ortſchaft mit 200 Häuſern und 800 Einwohnern, größtenteils Laoſiern.

Moung Shway Hlay empfing uns an der Schwelle ſeines geräumigen Teakholzhauſes. Ich hatte auf Ules Wunſch die letzte Strecke Weges auf dem mir von ſeinem Neffen geſandten Reitelefanten zurücklegen müſſen, einesteils, um den freundlichen Sender nicht zu verletzen, dann aber auch, weil es ſich für einen Mann von Rang hier zu Lande nicht ſchickt, anders als auf einem Elefanten, und zwar einem männlichen Elefanten, ſich dem Volke zu zeigen.

Nachdem ich glücklich von meinem erhabenen Sitze hinuntergeklettert war — der ſiameſiſche Elefant iſt nicht darauf dreſſiert, ſich gleich ſeinem indiſchen Bruder zum Auf- und Abſteigen des Reiters niederzulegen —, wurde ich von meinem, infolge dreijährigen Schulbeſuches in London fließend engliſch ſprechenden Wirte in die für meine Aufnahme bereit geſtellten Gemächer geleitet und mit einem großen Glaſe Whisky und Sodawaſſer willkommen geheißen. Nur wer die Größe meines Durſtes kennt, wird die Befriedigung, die ich empfand, zu würdigen wiſſen. Moung Shway Hlay, ein auffallend hübſcher Burmeſe von 25 Jahren, der ſich trotz ſeines Aufenthaltes in Europa Geſchmack genug bewahrt hat, die farbenprächtigen Gewänder ſeiner Heimat nicht mit europäiſchen Kleidern zu vertauſchen, beſitzt die

vortrefflichen Charaktereigenſchaften ſeiner Raſſe in hohem Maße, gleichzeitig aber auch, wie ich ſpäter auf unſerem gemeinſchaftlichen Marſche nach Chiengmai zu beobachten Gelegenheit hatte, eine ſeinen Stammesgenoſſen im allgemeinen nicht eigene Energie und Ausdauer.

Nach Einnahme verſchiedener Erfriſchungen und Durchfliegen der neueſten, d. h. über zwei Monate alten Nummern einiger engliſcher illuſtrierter Zeitſchriften trat ich unter Führung meines Wirtes einen Rundgang durch die Ortſchaft oder, wie man Mainlungyi hier lieber nennen hört, „Stadt“ an.

Moung Shway Hlay.

Die Häuſer der Laos unterſcheiden ſich wenig von denen der Burmeſen, doch haben ſie in der Regel gleich den Schanhäuſern an den Giebelenden gekreuzte, zuweilen geſchnitzte Giebelbretter und vielfach — namentlich iſt dies bei den Häuſern des Bazars der Fall — ſo tief herabreichende Dächer, daß man nur in gebückter Haltung unter ihnen hindurch ins Haus treten kann.

Die Laos tragen nicht das burmeſiſche Lungi, ſondern ein um die Hüften gelegtes, zwiſchen den Beinen durchgezogenes und hinten eingeſtecktes, von den Siameſen Panung genanntes Tuch von meiſt dunkelgefärbtem Baumwollſtoff,

dazu vielfach einen um die Schultern gewundenen Shawl, „Saitapei", von greller Farbe, meist gelb oder orange. Das Haar tragen nur die Männer und nicht wie in Siam auch die Weiber kurz geschnitten; überhaupt kleiden sich letztere, namentlich die jüngeren Damen, mit Vorliebe nach Art der Burmesinnen und Schans, während die alten Weiber rücksichtslos genug sind, ihre negativen Reize bis auf die Hüften bloßzustellen.

Ich lernte hier zum ersten Male eine Klasse von Menschen kennen, von deren Existenz in Asien ich bisher noch nie gehört oder gelesen hatte, denen ich jedoch im Laufe meiner Reise noch mehrfach begegnen sollte, nämlich den Pu-mea. Mit Moung Shway Hlay durch den Bazar schlendernd, machte ich ihn eines Abends auf eine auffallend kräftig gebaute Person mit hübschem Gesichte aufmerksam und beglückwünschte ihn zu so stämmigen Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts.

Mein Begleiter wollte schier bersten vor Lachen und fragte, auf die von mir bezeichnete Persönlichkeit deutend:

„Was? Die dicke Betelverkäuferin meinen Sie? Das ist überhaupt gar kein Frauenzimmer, das ist ein Mann."

Na, daraus werde einer klug, die Betelverkäuferin kann doch kein Mann sein! Aber es war dennoch so, wie ich später, wenn auch nicht aus ihrem eigenen Munde, sondern aus dem ihres Gatten vernahm. Sie sehen, die Sache wird immer bunter; denn die Betelverkäuferin, welche ein Mann war, hatte einen Gatten und zwar einen Gatten, der keine Frau war.

Von Moung Shway Hlay erfuhr ich nun folgendes:

Es giebt in den Laos-Staaten, wie mir auch von einem seit langen Jahren in Chiengmai lebenden amerikani-

schen Ärzte späterhin bestätigt wurde, eine verhältnismäßig große Zahl von Hermaphroditen, hier nach pu (Mann) und mea (Weib) Pu-mea genannt, die von ihren Eltern in der Regel in weibliche Gewänder gekleidet, als Weiber erzogen werden und auch im allgemeinen die Vorrechte des schwächeren Geschlechtes genießen, auf dem Markte als Verkäufer erscheinen dürfen, vom Steuerzahlen und Militärdienst befreit sind und anderes mehr. Die sozialen und sonstigen Vorteile eines Pu-mea scheinen nun manchen Leuten so verlockend gewesen zu sein, daß sie auch ihre normal entwickelten Söhne als Mädchen aufwachsen ließen, unter der Vorspiegelung der falschen Thatsache, daß sie Hermaphroditen seien, auf der anderen Seite fanden sich aber auch Jünglinge selbst dazu bereit, die Rolle eines Pu-mea zu spielen, entweder aus pekuniären Rücksichten, oder um dem Militärdienst zu entgehen, vielleicht aber auch, weil sie überhaupt eine ausgesprochene Neigung für die Beschäftigungen des Weibes in sich fühlten. Genug, das Faktum läßt sich nicht leugnen, daß heute in den Laosstaaten zahlreiche Männer unter der Bezeichnung Pu-mea in Weibertracht herumlaufen, sich weibischen Beschäftigungen hingeben und auch mehr oder minder als Weiber respektiert werden.

Das Wunderbarste von allem aber ist die Thatsache, daß diese Pu-mea auch von Männern geheiratet werden, namentlich von gewohnheitsmäßigen Opiumrauchern, in denen alle Regungen des männlichen Herzens erstorben sind. Die so verheirateten Pu-mea führen dann ihrem Herrn und Gebieter den Haushalt wie jede andere Frau, und da von einem Opiumraucher an seine bessere Hälfte Zumutungen, wie Kinderwarten u. s. w. nicht gestellt werden, so kann sich eine solche Ehe durchaus glücklich gestalten. Ich habe später

Gelegenheit gefunden, mich von der absoluten Richtigkeit dieser anfangs von mir nicht ohne einen gewissen Skeptizismus hingenommenen Aussagen Moung Shway Hlays zu überführen, bezweifle aber, ohne ihn während meiner Reise überhaupt mit dieser interessanten Thatsache vertraut geworden zu sein. Daß dieselbe aber sogar Missionaren, die länger als ein Jahrzehnt in Laos leben, nie zu Ohren gekommen war, nahm mich denn doch wunder, und es freut mich, den frommen Herren an der Hand von Thatsachen den Beweis von dem Vorhandensein einer Abnormität liefern gekonnt zu haben, von der sie sich in ihrer Schulweisheit nichts träumen ließen.

Die im Bazar feil gebotenen Waren und Lebensmittel glichen mit geringen Ausnahmen denen im Papun-Bazar. Auffallend war die große Menge zum Verkaufe aufgelegten Schweinefleisches, sowie die vielen Arrakschenken. Sonst gab es wie in Burma nicht viel andere Nahrungsmittel, als Reis, nga-pee (zu Brei gestoßener halbverfaulter Fisch), in Essig gelegte Theeblätter, rote Pfefferschoten, Betelnüsse und Burris. Von letzteren pflegt der echte Laos, wenn er sein Haus verläßt, stets drei bei sich zu führen, nämlich eine im Munde, die übrigen, da er in seinem Gewande keine Taschen hat, auch gleich den Schans kein Körbchen bei sich führt, mit Vorliebe in den eigens zur Aufnahme der Zigarren gebohrten und mit Hilfe von Papierrollen und Holzpflöcken erweiterten Ohrlöchern.

In hoher Blüte steht in den Laosstaaten das Hazardspiel und Mainlungyi hat seine öffentliche Spielbank so gut wie Monte Carlo, wenn auch eine weniger fürstlich eingerichtete, als die berüchtigte Hölle an der Riviera. Gleich letzterer zahlt sie eine jährliche feste Pachtsumme (hier

3500 Rupien) an den Landesfürsten und wirft den Pächtern reichlichen Gewinn ab. Es wird weder Trente et Quarante noch Roulette, sondern meist ein Spiel mit einem rot- und weißgestreiften Würfel gespielt, der vom Bankhalter in ein kleines Messingkästchen gelegt wird, eine Manipulation, die sich dem Auge des Spielers dadurch entzieht, daß sie in einem Säckchen vorgenommen wird. Das Messingkästchen wird dann in die Mitte des in verschiedene Felder geteilten Spieltisches gestellt und von den Setzenden so lange herumgedreht, bis jeder glaubt, daß es genug sei, worauf einer der Spieler den Deckel abhebt und sich's nun nach der Lage des Würfels herausstellt, welches Feld gewonnen hat. Der Gewinner erhält, je nachdem er auf einfache oder doppelte Chancen gesetzt hat, seinen Einsatz doppelt oder vierfach zurückgezahlt nach Abzug eines bestimmten Prozentsatzes für den Bankhalter.

Es ist übrigens nicht gesagt, daß der Bankpächter zu gleicher Zeit auch Bankhalter ist, vielmehr wird die Bankhalterschaft von ihm meist wieder für einzelne Tage, ja selbst Stunden und Viertelstunden gegen feste Summen an Liebhaber abgegeben.

Auch ein Spiel mit drei gewöhnlichen Würfeln, bei dem man auf einzelne Nummern setzt, erfreut sich regen Zuspruches.

Bei diesen beiden Spielen geht alles durchaus reell zu, und ein betrügerisches Verfahren, ein corriger la fortune von Seiten des Bankhalters oder der Spieler ist ausgeschlossen. Weniger zweifelsohne erscheint mir hingegen ein aus 36 Tierbildern zusammengesetztes Lotteriespiel, in dem vornehmeren Leuten, die sich scheuen, an der öffentlichen

Bank zu ſpielen, Gelegenheit geboten wird, ihr Glück zu verſuchen.

In der Frühe jedes Morgens wird ein nur dem Bankhalter bekanntes Tierbild in einen Kaſten gethan, der, ſorgfältig verſchloſſen, unter dem Geläute einer Bronzeſchelle an einer von der Spielbank errichteten Flaggenſtange in die Höhe gezogen wird, wo er bis gegen Abend verbleibt, um dann unter neuem Geläute heruntergezogen und vor verſammeltem Volke geöffnet zu werden, worauf dem Gewinner (jedes Los koſtet 1 Rupie) im ganzen 28 Rupien ausgezahlt werden. Soweit wäre ja alles, bis auf den ſehr hohen Satz von 22 v. H., die der Spielpächter einſteckt, in Ordnung. Man darf aber nicht vergeſſen, daß letzterer weiß, welches Bild gewinnen wird, und daß er es ſomit in der Hand hat, ſobald die Chancen derartig ſtehen, daß z. B. 30 Bilder verkauft ſind und 6 Bilder übrig bleiben, unter denen ſich das Gewinnbild befindet, die verbleibenden 6 Bilder von einem ſeiner Freunde für ſich ſelber aufkaufen zu laſſen.

Von der burmeſiſchen Dienerſchaft Moung Shway Hlays lernte ich ein unſerem „ſchwarzen Peter“ ähnliches Kartenſpiel kennen. Nur wurde der Verlierer nicht angeſchwärzt, ſondern mußte es ſich von ſeinen Genoſſen gefallen laſſen, mit Kalkbrei beſchmiert zu werden.

Mainlungyi iſt die Hauptſtadt eines ungemein fruchtbaren Gebietes, deſſen Bewohner ſich hauptſächlich mit Reisbau und Rindviehzucht beſchäftigen. Die ausgedehnten Felder werden entweder durch kleine, vom Fluß abgezweigte Rinnen oder mit Hilfe von Schöpfrädern bewäſſert, überall gewahrt man blühende Karendörfer und empfängt den Eindruck leidlichen Wohlſtandes. Faſt jeder Grundbeſitzer nennt einen oder mehrere Elefanten ſein eigen, und gegen Abend ſieht

man lange Züge der letzteren mit Paddy beladen vom Felde oder von den Dörfern zur Stadt hineinziehen.

Da mir bekannt war, daß im Jahre 1889 der deutsche Reisende Graf Anrep Elmpt auf dem Wege zu dem gleichen Ziele, welches ich jetzt zu erreichen strebte, in Mainlungyi dem Fieber erlegen war, so begab ich mich am Tage nach meiner Ankunft zu dem Gemeindevorsteher, um Näheres über den Tod des Grafen festzustellen und mir das Grab desselben zeigen zu lassen. Der Beamte empfing mich in zuvorkommendster Weise und geleitete mich zu dem Rasthause, in dem der Reisende, mit heftigem Fieber anlangend, wenige Stunden nach seiner Ankunft seinen letzten Atemzug gethan hatte. Die Feststellung des Platzes, auf dem der Verstorbene begraben war, erwies sich indessen als keine so leichte Sache, und erst nachdem alle Ortsbewohner, die an der Aushebung des Grabes und der Beisetzung der Leiche beteiligt gewesen, zusammengerufen waren, gelang es, auf einem mit Dornen und Unkraut überwucherten Anger, auf dem etliche in der Sonne gebleichte Rinderknochen herumlagen, einen kleinen Pfahl aufzufinden, der am Kopfende der Grabstätte s. Z. eingeschlagen worden war. Ich teilte dem Gemeindevorsteher nunmehr mit, daß ich beabsichtige, das Andenken meines unglücklichen Landsmannes durch Aufrichtung eines Grabkreuzes zu ehren, und bat ihn, einige Leute zu stellen, um das Grab von Sträuchern und Dornen zu reinigen, was er auch ohne Zeitverlust zu thun versprach.

Mit Moung Shway Hlays Hilfe wurde noch selbigen Tages aus starkem Teakholz ein hübsches Kreuz zusammengeschlagen, welches ich später mit Fritz am Kopfende des inzwischen gesäuberten Grabes aufrichtete. Dort steht es nun, heute vielleicht schon wieder von Gestrüpp überwachsen,

dem Andenken eines deutschen Forschers gewidmet von einem Landsmanne und glücklicheren Nachfolger. Es trägt auf der einen Seite die Inschrift:

Graf Anrep Elmpt
gestorben 1889

auf der anderen die Worte:

„Vivat sequens".

Die Pungis in den Laosstaaten schilderte mir Moung Shway Hlay als eine verlotterte, in höchstem Grade unmoralische Gesellschaft und zeigte sich sehr ungehalten darüber, daß seine Verwandten, trotzdem auch diese ihre Pappenheimer kannten, dennoch Jahr für Jahr bedeutende Summen zur Erhaltung der Klöster wie ihrer faulen Insassen hergäben, in der Hoffnung, a conto solcher Gaben nach Beendigung dieses Lebens in besserer Form wiedergeboren zu werden.

Nach zweitägiger Rast in Mainlungyi hätte ich getrost meine Reise fortsetzen können, denn die Sehenswürdigkeiten des Ortes waren nach dieser Zeit erschöpft; da aber mein ausgezeichneter Wirt sich entschlossen hatte, mich bis nach Chiengmai zu begleiten, so wartete ich gern noch einige Tage länger, bis die zur Reise benötigten Elefanten aus dem Walde herbeigebracht waren, und benutzte meine Zeit zu Ausflügen in die östlich von der Stadt gelegenen bewaldeten, wildreichen Berge und zu Spazierritten in die umliegenden Dorfschaften.

Allabendlich aber nach erfrischendem Bade im kristallklaren Fluß pflegte ich trinkend und rauchend auf der großen Veranda von Moung Shway Hlays Gehöft in bequemem Sessel auszuruhen, mich mit Hilfe von Fritz mit dem braven Ule zu unterhalten und dem burmesischen Nationalspiel, dem Chinlon, zuzuschauen, an dem sich stets die gesamte Diener-

ſchaft des Hauſes, zuweilen aber auch ihr durch ſein einfaches Weſen allgemein beliebter Herr beteiligte.

Nach beendetem Abendeſſen, welches ich meiſt in Geſellſchaft meines Wirtes einnahm, ließ ich dieſem keine Ruhe, bis er ſeine burmeſiſche Harfe, „soung“ genannt, herbeibringen ließ, um mir auf dieſem Inſtrument, welches er meiſterhaft beherrſchte, einige Volkslieder vorzutragen.

Die soung, unſtreitig das gefälligſte aller burmeſiſchen Muſikinſtrumente, hat einen kanuförmigen, mit Büffelhaut überſpannten, in einen graziös geformten Schwanenhals endenden Reſonanzkörper von etwa zwei Fuß Länge, an dem dreizehn ſeidene, in feine Quaſten endende Saiten angebracht ſind. Das Inſtrument erinnert lebhaft an die Harfen alter ägyptiſcher und aſſyriſcher Bildwerke, hat einen ſelten weichen Ton und nebenbei den Vorzug, ausnehmend dekorativ zu ſein. Zuweilen wurde auch einer der Diener herbeigerufen, um ſeinen Herrn auf einer Laosflöte zu begleiten. So verflogen die Abendſtunden in angenehmer Weiſe, und es war in der Regel nicht weit von Mitternacht, wenn wir uns trennten, um unſere Lagerſtätten aufzuſuchen.

Unter den Lawas und Laos.

Am Morgen des 21. Januar verließen wir mit vier Elefanten und zusammen zwölf bewaffneten Leuten Mainlungyi, ich selbst auf die Gefahr hin, in den Augen der Landbewohner für einen Mann gehalten zu werden, der nicht weiß, was sich ziemt, im Sattel, Monng Shway Hlay und Gefolge auf Elefanten reitend, wohingegen Fritz und Vadiwal von jetzt ab, um in Training zu kommen, auf meinen Befehl zu marschieren hatten und nur ausnahmsweise, wenn sie vom Fieber heimgesucht wurden, die Erlaubnis erhielten, in eine Haudah zu steigen.

Bald hatten wir die Reisfelder und Dorfschaften der Mainlungyi-Ebene hinter uns und zogen nun bergauf, bergab im Waldesschatten weiter. Der Weg war abscheulich, führte teils in Flußbetten entlang, teils über schroffe Granitklippen und war vielfach versperrt durch umgefallene Baumstämme und Felsblöcke, so daß selbst dem im allgemeinen das Wort „Hindernis" belächelnden Radja die Sache hie und da etwas zu bunt zu werden schien und ich genötigt wurde, abzusitzen, um meinen braven Schecken über die schlimmsten Stellen

Aufbruch von Mainlungyi.

hinüberzuleiten. Wir machten denn auch schon nach zwölf Meilen Halt und bezogen Lager.

Radja wird wie gewöhnlich sofort abgesattelt, denn er erachtet die Vorsicht, nach dem Marsche den Sattel noch eine Weile liegen zu lassen, für gänzlich überflüssig, wälzt sich dann, wie das so seine Art ist, mit wonnigem Behagen eine Weile im Grase, erhebt sich, schüttelt sich, rupft ein paar Grashalme aus und sieht sich stumm ringsum. Plötzlich scheint ihm irgend ein Gedanke zu kommen, er hebt den Schwanz hoch, wirft seinem Freunde Vadiwal, der gerade dabei ist, Paddy in den Freßbeutel zu thun, einen malitiösen Blick zu und trabt in der Richtung nach Mainlungyi davon, Vadiwal natürlich, dumm wie er ist, anstatt zu versuchen, ihm den Weg abzuschneiden, mit lautem Geschrei hinterdrein, so daß bald der Trab zum Galopp, der Galopp zur Karriere wird, und nach wenigen Augenblicken der Flüchtling unsern Blicken entschwunden ist. Auch von Vadiwal ist bald nichts mehr zu sehen. Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich die Angelegenheit so humoristisch auffaßte, wie ich heute versucht habe, sie zu schildern. Es war zwar anzunehmen, daß Radja den Weg nach Mainlungyi zurückfinden würde, aber dieser Weg war so voller Hindernisse, daß ein wie verrückt dahinsausendes Tier sich leicht ein Leid zufügen konnte. Auch war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Tier sich durch das eine oder andere Hindernis verleiten lassen konnte, vom Wege abzugehen und sich im Walde zu verlieren, wo niemand im stande gewesen wäre, seine Spuren aufzufinden. Endlich sollten sowohl Räuber wie Tiger in der Gegend häufig gesehene Erscheinungen sein.

Ich verbrachte den Rest des Tages, die Nacht und den halben folgenden Tag in banger Sorge um meinen vier-

beinigen Liebling und treuen Reisegefährten, und als derselbe endlich nach fast 24stündiger Abwesenheit in unverletztem Zustande, von Vadiwal geführt, zurückgebracht wurde, da fiel ich dem braven Tiere um den Hals und liebkoste es wie einen heimgekehrten verloreuen Sohn. Vadiwal aber erhielt neben einem Rüffel eine Rupie und die Berechtigung, den folgenden Marsch auf dem Rücken eines Elefanten zurückzulegen.

Er hatte die Spuren des Ponys unausgesetzt verfolgen können und den Flüchtling schließlich vor der Thür seines Stalles im Moung Shway Hlayschen Gehöfte gefunden. Da der Keim zu erotischen Regungen von schnöder Menschenhand schon in frühester Jugend in Radja erstickt war, so ist nicht anzunehmen, daß das ewig Weibliche ihn hinangezogen hat, sondern daß er nach Mainlungyi aus durchaus materiellen Gründen zurückgekehrt war. Um für die Zukunft der Wiederholung ähnlicher Scenen vorzubeugen, wurde sofort ein Ukas erlassen, demzufolge dem Radja von Stund an während des Grasens die Vorderfüße zu fesseln waren.

Im Laufe des Vormittags hatte ein Bote die Nachricht gebracht, der von Chiengmai heimkehrende Vater Moung Shway Hlays sei mit seiner Karawane im Anzuge und könne jede Stunde bei uns eintreffen; wir beschlossen daher, ruhig im Lager zu verbleiben und den Ankommenden zu erwarten. Bald verkündeten die Töne abgestimmter Gongs und das Geläute von Elefantenglocken das Herannahen des Zuges, und ich beeilte mich, ihm entgegen zu gehen, denn Moung Shway Hlay hatte mir gesagt, daß sein Vater nach althergebrachter Sitte mit dem seinem Range und Reichtum entsprechenden Pomp und Gefolge zu reisen pflege.

Die Karawane von 13 prächtigen Elefanten und einigen

80 Menſchen, größtenteils Sklaven, die jedoch, wie ich ſpäter ſah, von ihrem Herrn wie deſſen Kinder gehalten werden und ſcheinbar zu keinem andern Zweck dienen, als dem, durch ihre Gegenwart das Anſehen ihres Beſitzers zu erhöhen, bot allerdings einen impoſanten Anblick. Dem Zuge voran ſchritten neben dem Träger eines vergoldeten Schirmes (das Abzeichen des dem Herrn der Karawane vom Fürſten von Chiengmai verliehenen Ranges) ein halbes Dutzend Trabanten mit ſilbernen Speeren, Diener mit ſilbernen Beteldoſen, ſowie einige Gongſchläger, den Schluß bildete eine Anzahl bewaffneter Leute, die auf den dreizehn Elefanten keinen Platz gefunden hatten.

Die Karawane bezog nicht weit von uns ein Lager auf einer kleinen Waldlichtung. Moung Shway Hlay hatte ſeinen Vater ſeit ſieben Monaten nicht geſehen, und nach allem, was er mir erzählt, nach der Verehrung, mit der er von ſeinem Vater geſprochen, glaubte ich natürlich Zeuge einer rührenden Begrüßungsſcene werden zu ſollen. Es erfolgte indeſſen zu meiner Überraſchung nichts Derartiges; kein Handſchlag, keine Umarmung, ja nicht einmal Verbeugung; Vater und Sohn fingen vielmehr mit den gleichgiltigſten Mienen von der Welt an zu ſprechen, als hätten ſie ſich nie getrennt gehabt.

Als ich ſpäter meinem Reiſegefährten mein Befremden über ſein und ſeines Vaters Verhalten ausſprach, wurde ich dahin belehrt, daß ſich nach burmeſiſcher Sitte bei ſolchen Gelegenheiten ein anderes Benehmen nicht ſchicke.

Unter dem Gefolge ſeines Vaters lernte ich Moung Shway Hlays Stiefmutter, ſowie ſeinen kleinen Adoptivbruder, einen ungezogenen eigenſinnigen Schlingel kennen, der von ſeinem Vater gleich einem Schoßhündchen verhätſchelt wird

und ihm nicht von der Seite weichen darf. Auch andere Kinder, durchweg Sklaven, befanden sich bei der Dienerschaft. Sie alle schienen mit großer Liebe an ihrem Herrn zu hängen, waren gut gekleidet und wurden vortrefflich verpflegt. Überhaupt tritt, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, die Sklaverei in den Laosstaaten in sehr milder Form auf, und nirgend habe ich bemerkt, daß ein Sklave anders als ein freier Diener behandelt worden wäre. Die meisten Sklaven sind sogenannte Schuldsklaven, d. h. Leute, die, sei es zur Tilgung von Schulden oder zur Anschaffung von Vieh u. s. w. sich für eine größere oder geringere Summe Geldes selbst verpfändet haben. In der Regel erhalten sie von ihrem Herrn einen von vornherein bedingten Monatslohn und können sich, sobald sie genug erübrigt haben, wieder freikaufen. Ebenso steht es ihnen frei, durch Aufnahme einer neuen und Tilgung der alten Schuld ihren Herrn zu wechseln, wohingegen ein Herr seinen Schuldsklaven ohne dessen ausdrückliche Zustimmung nicht weiterverkaufen kann. Anstatt sich selber, verpfänden auch Eltern ihre Kinder, Ehemänner ihre besseren Hälften, in welchem Falle sie sich vertragsmäßig verpflichten müssen, Ersatz zu stellen, falls das verpfändete Individuum seinem Herrn entlaufen sollte.

Außerdem giebt es aber noch Sklaven, die sich selbst auf Lebenszeit verkauft haben oder verkauft worden sind, ferner die Pagodasklaven, d. h. die Nachkommen von Kriegsgefangenen, die den einzelnen Tempeln seiner Zeit geschenkt worden sind.

Ihr Leben unterscheidet sich äußerlich nicht von dem freier Leute, sie bebauen die zur Pagoda gehörenden Felder, leisten Kulidienste oder werden als Mahauts und Wärter

der Pagodaelefanten — ebenfalls Geschenke frommer Buddhisten — beschäftigt.

Mehrere solcher Elefanten mit Pagodasklaven, letztere sämtlich gleichmäßig in dunkelblaue Baumwollstoffe gekleidet, befanden sich in der Karawane Moung Htun Gyaws — so nannte sich der Vater meines jungen Freundes. Fast den ganzen Abend weilten wir im väterlicher Lager, nahmen unsere Mahlzeit aber getrennt ein, Moung Shway Hlay speiste wie gewöhnlich mit mir nach europäischer Art, sein Vater dagegen, als konservativer Mann, im Kreise seiner Diener à la Burmoise.

Ich beglückte den reichen Holzhändler mit einer meiner 33 Pfennig-Brillen, durch die er vorzüglich zu sehen behauptete, und erhielt von ihm einen Schandolch in silberner Scheide nebst silbernem Ohrlöffel, Barthaarausreißer und Pfeifenreiniger als Angebinde. Am nächsten Morgen zogen unsere Karawanen nach verschiedenen Richtungen von dannen, Moung Htun Gyaw nach Westen gen Mainlungyi, wir der aufgehenden Sonne zustrebend nach Osten.

Zukünftigen Erdteilsdurchquerern erlaube ich mir den Rat zu geben, Angelegenheiten dieser Art stets, wenn irgend möglich, von Osten nach Westen zu erledigen. Man marschiert in der Regel des Vormittags, hat also, falls man in umgekehrter Richtung (wie solches in meinem Falle geschah) durch ein Land zieht, fast während des ganzen Marsches die Sonne im Gesicht, wobei als besonders exponierter Teil die Nase im Laufe der Reise eine recht intensive Färbung anzunehmen pflegt, die später zu allerhand Verdächtigungen und Mißdeutungen Anlaß geben kann.

Wir hatten gleich nach Verlassen des Lagerplatzes eine steile Steigung von etwa 2000 Fuß zu überwinden, fanden

auf der Höhe einzelne Sagopalmen und genoſſen einen herrlichen Blick auf die tief unter uns in der Mainlungyi-Ebene wallenden Morgennebel. Im Walde ſah man nur vereinzelt Teakholz, dagegen war der Tſitſebaum, aus deſſen Stämmen durch Anzapfen der geſchätzte Laoslack gewonnen wird, häufig. Wir begegneten einer großen, von Schans geleiteten Ochſenkarawane, deren Tiere zur Abwendung böſer Einflüſſe am Halfter Gewehre von Wildſchweinen trugen, ſowie einigen Schans, die Ponys zum Verkaufe nach Moulmein brachten. Die meiſt „burmeſiſche Ponys" genannten Schanponys ſind kleine, aber außergewöhnlich ausdauernde, zähe und abgehärtete Tierchen von ſelten mehr als 110—120 Centimeter Schulterhöhe. Als Reitpferde ſind ſie wegen ihrer unbequemen Gangarten wenig zu empfehlen, dagegen ſind ſie ausgezeichnete Wagenpferde und leiſten als ſolche ganz Erſtaunliches. Man ſieht ſie in Rangun, Moulmein und Mandalay die ſchwerſten Wagen ſcheinbar ohne Anſtrengung im flotteſten Trabe durch die Straßen ziehen; auch als Packpferde eignen ſie ſich vortrefflich. An Pflege irgend welcher Art ſind ſie ebenſowenig gewöhnt wie an regelmäßiges Futter. In früheren Zeiten für ein Ei und Butterbrot zu haben, ſind die Preiſe durch die Europäer heute derartig in die Höhe getrieben, daß man rohe, direkt von der Weide kommende Ponys in Moulmein kaum unter 2—300 M. bekommt. Ich glaubte, die Preiſe ſeien dort hauptſächlich ſo hoch wegen der Zwiſchenhändler und hatte gehofft, im Innern des Landes Laſtponys für 60—100 M. das Stück kaufen zu können. Die uns begegnenden Schans belehrten mich leider durch Forderungen von 225—450 M. eines beſſeren.

Während wir auf einer Lichtung des Waldes unſer

Frühstück einnahmen, zog ein aus Chiengmai kommender Holzhändler mit einigen zwanzig Elefanten vorüber, darunter mehrere Prachtexemplare mit langen Stoßzähnen. Nach Überschreitung eines zweiten Bergrückens von etwa 3500 Fuß machten wir an einem Nebenflüßchen des Mainlungyiflusses, dem Melaik, Feierabend.

Da die uns begegnenden Schans uns vor Tigern gewarnt hatten, wurde für Radja ein Stall gebaut, in welchem er über Nacht eingeschlossen wurde, obendrein wurden ringsum ununterbrochen große Feuer unterhalten.

Ich schlief jetzt regelmäßig in Moung Shway Hlays Reithaudah, dieser selbst nächtigte in einem großen Zelte. Gegen Tau und Regen vollkommen geschützt, fühlte ich mich in meiner Lagerstatt ungemein behaglich. Fritz war meinem Beispiele gefolgt und hatte sich ebenfalls eine Haudah eingerichtet, während unsere burmesischen Diener sich ihre Bambushütte bauten. Gleich uns in einer Haudah zu schlafen, weigerten sie sich mit der Begründung, daß solches gegen burmesische Sitte sei und als unglückbringend gelte.

Die Morgenstunden waren durchweg empfindlich kalt und Moung Shway Hlays Leute, die überhaupt bei ihrem liebenswürdigen Herrn gewohnt waren, zu thun und zu lassen was ihnen gefiel, konnten stets nur mit großen Schwierigkeiten bewogen werden, die Feuer zu verlassen und die Elefanten zu beladen. Sie warteten meist, bis die Sonne den dichten Nebel verscheucht hatte und fingen dann nach wenigen Stunden bereits an über zu große Hitze zu stöhnen. Leistungsfähig waren sie nur beim Essen, Rauchen und Ballspiel, wohingegen Moung Shway Hlay sich an mir ein Beispiel nahm, täglich mehrere Stunden flott marschierte und nur in seine Haudah kletterte, um hie und da ein halbes

Stündchen auszuruhen oder zu lesen. Am dritten Marschtage erreichten wir mit dem Dorfe Bawzali die erste Ansiedelung der Lawas, der eigentlichen Ureinwohner des Landes östlich vom Salwin. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Eisenschmelzen und Schmiedearbeit, haben eingedrückte Nasen, niedrige Stirn, sind klein, unproportioniert gewachsen und meist von dunklerer Hautfarbe, als ihre Nachbarn, die Schans und Laos.

Die Männer tragen ein dunkelfarbiges Hüfttuch, die Weiber Lungis und kurze Jacken, das Haar schlagen sie in einen Knoten, während die Männer das ihrige kurz halten. Die Lawas zeigten sich, wo immer wir ihnen begegneten, anfangs scheu und verängstet; wenn sie jedoch sahen, daß wir nicht, gleich den Beamten von Chiengmai und Siam, alles was wir brauchten, ihnen ohne weiteres fortnahmen, sondern mit barem Gelde bezahlten, wurden sie zutraulicher und zuweilen sogar liebenswürdig. Sie bauen Reis, Baumwolle und Tabak. Diejenigen Dorfschaften, in denen Eisen geschmolzen und geschmiedet wird, haben nach Chiengmai einen Tribut in Gestalt von Speerspitzen, Kochtöpfen und Elefantenketten zu liefern, die übrigen entrichten solchen in Gestalt von Baumwolle, rotem Pfeffer u. s. w.

Das in den Bergen gefundene Eisenoxyd wird mit Elefanten in die Dörfer geschleppt und hier in kleinen Schmelzöfen mit Hilfe von Holzkohlen geschmolzen. Interessant war mir der Blasebalg der Lawas, bestehend aus zwei aufrecht stehenden Bambusrohren, in denen an Stangen befestigte Federbüsche auf- und niederbewegt werden. Beim Hinaufziehen schließen sich die Federn zusammen, beim Niederstoßen blähen sie sich auf und treiben die Luft vor sich her. Ihre Handhabung erfordert einen überraschend geringen

Kraftaufwand. Die zum Schmelzen verwendete Holzkohle wird im Walde bereitet und von den Weibern in 5 Fuß langen, unten spitz zulaufenden dütenförmigen Körben, welche auf dem Rücken befestigt werden, zu den Öfen gebracht. Die Häuser der Lawas ruhen auf Pfählen, haben am Eingangsende eine große Veranda, auf der nie ein mit Reishülsen gefüllter Kasten, in dem Zwiebel und Lauch gezüchtet werden, fehlt. Das Innere der Häuser ist durch aufgespaltenen Bambus nach Bedürfnis in eine kleinere oder größere Zahl von Räumen geteilt. Auch hier wie bei den Laos finden wir die gekreuzten Giebelbretter.

Die Lawas sind eifrige Vogelfänger. An geeigneter Stelle im Walde binden sie einen Lockhahn an, um den herum Schlingen aus den feinen Wurzelfasern eines Rohres gelegt werden, in denen sich die herbeigelockten Opfer fangen. Der Hund erfreut sich bei den Lawas großer Beliebtheit, nicht als Wächter des Hauses und Gefährte des Menschen, sondern in gebratenem Zustande bei Festmählern. Fast in jedem Gehöfte werden einige Hunde gemästet. Der Wert eines fetten Hundes wurde mir auf 5 Rupien = 7 Mark 50 Pf. angegeben. Meine beschränkten Mittel gestatteten mir leider nicht, mir den Luxus eines Hundebratens zu leisten, wer weiß, ob ich sonst nicht einmal versucht hätte, wie ein „filet de chien aux champignons“ schmeckt, denn auch an letzteren war kein Mangel. Einer unserer Elefanten hatte sich bei der schwierigen Bergsteigerei den Fuß verletzt und mußte infolge dessen durch einen andern ersetzt werden, den wir für 2 Rupien den Tag von dem Gemeindevorsteher mieteten.

Nach einem anstrengenden Marsche von elf Meilen erreichten wir am folgenden Tage das etwa zehn Meilen lange

und fünf Meilen breite, gegen 4000 Fuß über dem Meere gelegene Baw-Plateau und kampierten unweit des Dorfes Bolung, auf einem abgeernteten, von Kiefernwaldung umgebenen Reisfelde.

Die Bewohner des Dorfes strömten in Scharen zusammen, um die ungewohnte Erscheinung eines Europäers möglichst eingehend zu betrachten. Hervorragendes Interesse erregte neben meiner Person der schwarzhäutige Vadiwal mit seinem großen roten Turban, dann das Aufstellen meines Tisches, das Auspacken der Toilettengerätschaften, unter diesen wiederum besonders meine Schwämme, die als höchst merkwürdige Gebilde unter lauten Ausrufen des Erstaunens und der Bewunderung von Hand zu Hand gingen. Mein Monocle — ich lese wegen Weitsichtigkeit stets mit Hilfe eines solchen — machte begreiflicherweise erstens als solches und zweitens als Brennglas Sensation; ihren Höhepunkt erreichte die Teilnahme meines Publikums indessen, als ich mir das Gesicht mit Seifenschaum bepinselte, ein Messer wetzte und dann anfing, mich zu rasieren, was ich überall auf Reisen jeden zweiten Tag zu thun pflege.

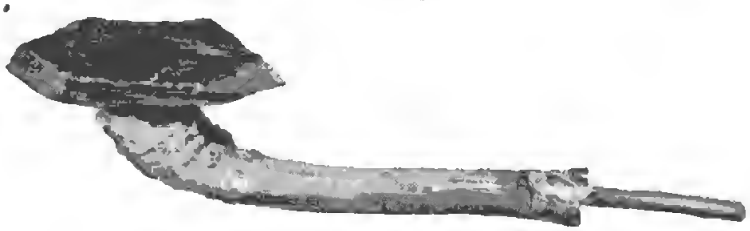
Die Lawas haben so gut wie gar keinen Bartwuchs aufzuweisen und konnten sich daher das Rasieren nicht anders erklären, als daß es eine Operation sei, die ich vornehme, um meine Haut weiß zu erhalten. Für einige indische Zweiannastücke erstand ich von den Leuten verschiedene Kleinigkeiten, u. a. eine kleine wohltönende eiserne Viehglocke mit zwei äußerlich angebrachten Klöppeln, ferner eine Vogelfalle und mehrere originelle Tabakspfeifen aus dem Holze oder der Wurzel des Bambus.

Auch hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, einen meiner kostbaren Rubinringe an den Mann zu bringen. Ich

erhielt für denſelben zwei Hühner — ein guter Tauſch, wenn man bedenkt, daß der Ring einen Wert von $2^1/_2$ Pfennigen repräſentierte, ſo daß mich jedes Huhn auf $1^1/_4$ Pfennig zu ſtehen kam. Um nicht etwa in den Ruf zu kommen, das Anſehen der deutſchen Induſtrie in Indo-China durch Vertreibung von Schundartikeln zu gefährden oder gar die „armen Wilden“ berufsmäßig übers Ohr zu hauen, erkläre ich ein für allemal, daß ich, wo immer ich Ringe, Ketten u. ſ. w. gegen Lebensmittel und andere Waren aus-

Viehglocke der Lawas.
8 cm lang.

Tabakspfeife der Lawas aus Bambuswurzel mit Silberbeſchlag.
30 cm lang.



Tabakspfeife der Lawas aus Bambus.
22 cm lang.

tauſchte, den Leuten nie verſchwiegen habe, daß die betreffenden Artikel nicht aus Gold ſeien, was ſie übrigens auch meiſt ſofort ſelbſt entdeckten. Ich überließ es den Liebhabern meiner Ware ſtets, mir ein Angebot zu machen, und wenn ihnen meine Ringe zwei Hühner wert waren, ſo

machte ich mir durchaus kein Gewiſſen daraus, auf dieſen Tauſch einzugehen.

Gegen Abend erhielten wir Beſuch von den Leuten einer Karawane, die auf dem Marſche von Luang Prabang nach Moulmein war. Die Leute waren ſämtlich Kamouks und ſtammten aus den Bergen öſtlich vom Mekong. Ein Burmeſe hatte ſie dort angeworben, um ſie an die Holzhändler Moulmeins als Kulis und Waldarbeiter zu vermieten. Auf Moung Shway Hlays Befragen erklärten ſie, in ihrer Heimat ſchwerlich mehr als 2 Rupien = 3 Mark monatlich verdienen zu können, in Moulmein dagegen von dem Burmeſen, der ſie auf drei Jahre angeworben hatte, 5 Rupien erhalten zu ſollen. Dieſer verdingt ſie wieder ſeinerſeits in Moulmein zu 10 Rupien, ſo daß er pro Mann und Monat einen Reingewinn von 5 Rupien erzielt. Die Leute machten einen guten Eindruck, waren ſauber in dunkelblaue kurze Hoſen und gleichfarbige Jacken mit weißer Einfaſſung gekleidet und führten keinerlei Waffen mit ſich. Der norwegiſche Reiſende Karl Bock ſchreibt in ſeinem Buche „Tempel und Elefanten“, daß die Kamouks das Geld, welches ſie nach dreijähriger Arbeit erübrigen, nicht mit ſich in ihre Heimat nähmen, ſondern für dasſelbe, wenn irgend möglich, eine der von mir bereits beſchriebenen Karentrommeln kauften. „Wenn wir“, ſo kalkulieren dieſe einfachen Leute, „das Geld mit nach Hauſe nehmen, ſo wird es jeden Tag weniger und ſchließlich iſt es überhaupt verſchwunden, wohingegen wir, falls wir dafür eine Trommel kaufen, uns zeitlebens an den Tönen derſelben ergötzen können.“

Ich ſchenkte ihnen einige Angelhaken, über die ſie ſich freuten wie Kinder. Sie konnten anfangs kaum begreifen, daß ſie dieſe Koſtbarkeiten als Geſchenke erhalten ſollten und

wollten sie, da sie kein Geld hatten, sie zu kaufen, mir durchaus wieder zurückgeben, bis ihnen verständlich gemacht worden war, daß ich eine Gegenleistung nicht verlange. Ich glaube, sie hatten nie zuvor von irgend jemandem ein Geschenk erhalten.

Reif in Siam! Wer hätte das erwartet? Und doch war es so am Morgen des 26. Januar auf dem Baw-Plateau, als ich zähneklappernd kurz nach 5 Uhr meiner Haudah entstieg, um an das große lodernde Lagerfeuer zu eilen und mit Wohlbehagen eine Tasse mir von Fritz bereiteten Kakaos zu schlürfen.

Daß Moung Shway Hlays Leute sich unter den obwaltenden Umständen nicht vor acht Uhr auf den Marsch würden bringen lassen, war mir zweifellos, und so entschloß ich mich, mit Fritz und Vadiwal in Begleitung eines am vergangenen Abend angeworbenen Führers dem Gros der Karawane nach Maunghat, unserem heutigen Reiseziel, voranzueilen. Wir erreichten dasselbe nach flottem, achtstündigem, unausgesetzt durch Wald bergab führendem Marsche gegen drei Uhr nachmittags.

Maunghat ist eine stattliche Ortschaft von 5—600 Einwohnern, am rechtsseitigen Ufer des Me Ping, einer der großen Wasserstraßen Siams, gelegen. Der Fluß, der sich etwa $2^1/_2$ Grad südlicher, bei Paknam Po mit dem Me Nam vereinigt, dürfte hier gegen 100 Meter breit sein und ist schiffbar für die gewöhnlichen flachbodigen siamesischen Böte.

Ich ließ durch Fritz, der jetzt hübsch barfuß lief, die taubengrauen Kniestrümpfe und Lackschuhe für Haupt- und Staatsaktionen schonte und in seinem groben Kaki-Anzuge, den Kopf mit einer cerevisartigen Gurkamütze bedeckt, den silberbeschlagenen Speer in der Hand und eine Büchse über

der Schulter, einen ganz martialiſchen Eindruck machte, den Gemeindevorſteher herbeirufen und erſuchte ihn, das reizend am Fluſſe gelegene, aber gänzlich verſtaubte Raſthaus für mich reinigen zu laſſen, ſowie möglichſt ohne Zeitverluſt bekannt zu machen, daß ich Eier, Hühner, Enten, Honig, Reis, Gemüſe und was es ſonſt Eßbares im Dorfe gebe, zu kaufen wünſche. Der alte Herr machte ſich zwar ohne Zaudern eigenhändig daran, mit einem Strohwiſche das Raſthaus auszukehren, Lebensmittel jedoch ſeien, ſo erklärte er, außer Reis nicht zu haben. Ich hielt ihm darauf eine Anzahl meiner kleinen friſch geprägten hübſchen Silbermünzen unter die Naſe, aber er blieb auch dann noch dabei, daß es weder Enten noch Hühner u. ſ. w. gebe. Er dachte wahrſcheinlich, daß Geld zeigen und Bezahlen zweierlei ſei, und kehrte, um ſich weiteren Erörterungen zu entziehen, unter dem Vorwande, mir friſches Waſſer holen zu wollen, ins Dorf zurück. Da ich nach achtſtündigem Marſchieren und einem lediglich aus zwei hartgeſottenen Eiern beſtehenden Frühſtück alles Anrecht auf einen geſunden Hunger hatte, ſchickte ich Fritz und Vadiwal auf die Suche nach einigen Bananen, die ſie auch bald heranbrachten, dann nahm ich mit Radja gemeinſchaftlich ein Bad im Fluß und bereicherte meine Kenntniſſe um eine Art des Fiſchfanges, die ich bisher noch nicht zu beobachten Gelegenheit hatte.

Ein bei Fiſchen wahrſcheinlich beſonders beliebter Teil des Fluſſes, unmittelbar am Ufer, wird mit ſenkrecht dicht nebeneinander in den Boden eingeſchlagenen Bambuspfählen eingezäunt. Am oberen und unteren Ende dieſer Umzäunung befinden ſich Öffnungen, die den Fiſchen ungehinderten Durchzug geſtatten und erſt geſchloſſen werden, ſobald Anzeichen vorhanden ſind, daß ſich zahlreiche Fiſche

in der Umzäunung befinden. Ist das geschehen, so werden von den Fischern durch Klopfen mit Bambusrohren die Fische aus der größeren in eine kleinere Umzäunung getrieben. Soweit ist ja an der Fangmethode weiter nichts Auffälliges. Nun aber, anstatt die eingetriebenen Fische mit Körben und Netzen zu fangen oder mit Speeren zu stechen, streuen die Fischer ein kleingeriebenes giftiges Kraut ins Wasser, welches die Fische entweder betäubt oder tötet, so daß sie sämtlich innerhalb weniger Minuten an der Oberfläche treiben und mühelos in Körbe gelesen werden können. Alle Fische, die an jenem Tage gefangen wurden, waren klein und, wie sich später bei Tische herausstellte, geschmacklos. Überhaupt scheinen mir die oberen Läufe der Flüsse Siams und Tonkings arm an größeren wohlschmeckenden Fischen zu sein, denn auf meiner ganzen Reise habe ich weder am Me Ping und Me Kong, noch am Schwarzen oder Roten Fluß solche zu Gesichte bekommen. Ich glaube, die Bewohner lassen den Fischen keine Zeit, groß zu werden; denn jedermann, vom Kinde bis zum Greise, der reizendste Backfisch, wie die fürchterlichste Schwiegermutter, sie alle fischen täglich selbst die kleinsten Tümpel und Rinnsale aus. Überall sieht man sie in Scharen in den Wasserläufen entlang waten und die Fische durch Bambusgeklapper und Geschrei in Netze, Fallen oder in irgend eine Enge treiben, um sie dort mit Hilfe von krinolinförmigen Körben, die über sie gestülpt werden, zu fangen. Am oberen Ende eines solchen Korbes befindet sich ein Einschnitt, durch den man die gefangenen Fische herausholt. Oft findet man einige zwanzig Menschen, jedenfalls mehr aus Sport als aus geschäftlichen Gründen, um den Fang eines einzelnen Fisches von der Größe einer Sardine bemüht. In den größeren

Waſſerläufen, wie dem Me Ping, ſieht man zuweilen im Laufe eines Tagemarſches gegen hundert weit in den Fluß hineingebaute Fiſchfangvorrichtungen.

Während ich, im Waſſer ſtehend, die Thätigkeit der Fiſchvergifter beobachtete, hatte Radja die Gelegenheit benutzt, ſich wieder einmal zu abſentieren. Man ſollte denken, daß ein 23 Meilen weiter Marſch über Stock und Stein hinreichen müßte, ein Pferdchen ſo weit zu ermüden, um ihm nachher ein beſchauliches Graſen wünſchenswert erſcheinen zu laſſen. Radja jedoch war anderer Anſicht, er bedurfte ſcheinbar, wie der Engländer ſich ausdrückt, „some more exercise“ und war, um ſich dieſe „exercise“ zu verſchaffen, auf und davon gegangen, diesmal nicht den Weg wählend, den wir gekommen waren, ſondern planlos querfeldein rennend und einem Walde zuſtrebend.

Im Nu war ich am Ufer und in meinen Beinkleidern. Lediglich ſo bekleidet, meine übrigen Sachen zurücklaſſend, eilte ich, barfuß ſeinen Spuren folgend, meinem Liebling nach. Nachdem ich etwa eine Meile weit über Reisſtoppelfelder geraunt war, verlor ich die Spur in einem Bambusdickicht, in welches ich übrigens auch ſonſt meiner nackten, durch beſtändiges Fußzeugtragen verwöhnten Füße wegen nicht hätte eindringen können.

Da ſtand ich nun ſchweißtriefend, der Gefahr eines Sonnenſtiches ausgeſetzt, meinen Radja und alle Bambusdickichte verwünſchend, am Waldesſaum, derweil mein leichtſinniger vierbeiniger Reiſegefährte vielleicht bereits von einem beutelauernden Tiger überfallen und angeſchnitten worden war. Ich machte mich gerade daran, ins Dorf zurückzukehren, um den Gemeindevorſteher gegen fürſtliche Belohnung zu veranlaſſen, ein allgemeines Durchtreiben des Waldes zu

veranſtalten, als es nicht weit von mir im Dickicht knackt und raſchelt und — man hätte glauben können, einen leibhaftigen Centaur vor ſich zu ſehen — Fritz, wie ihn Gott geſchaffen hatte, auf dem vom Bade noch vollſtändig naſſen Radja ſitzend zum Vorſchein kommt. Auch er hatte, während er nicht weit von mir im Fluß herumſchwamm, den Schecken fortlaufen ſehen und zwar einige Minuten bevor ich die gleiche Entdeckung machte, war ihm leichtfüßig wie ein junger Merkur gefolgt, hatte ihm im Walde den Weg abgeſchnitten und ihn eingefangen.

Trotzdem ich Radja in Verdacht habe, daß er nur mit Mühe ein mokantes Lächeln unterdrückte, als er mich in der geſchilderten Verfaſſung auf dem Reisfelde ſtehen ſah, wurde er geſtreichelt und geliebkoſt und im Triumph ins Dorf zurückgebracht, wo inzwiſchen Moung Shway Hlay mit den Elefanten angelangt war und gar nicht zu wiſſen ſchien, was er aus unſerem merkwürdigen Aufzuge machen ſollte.

Wir ſchickten nun noch einmal zum Gemeindevorſteher und ließen ihm ſagen, daß wir unter allen Umſtänden Nahrungsmittel, und zwar nicht allein Reis, ſondern auch Eier und Geflügel haben müßten. Als er jedoch auch diesmal zurückmeldete, es gäbe weder Hühner noch Enten, zog ich andere Saiten auf und ließ ihn von Fritz und Vadiwal vor mich führen, zeigte ihm einen Geleitsbrief des Königs von Siam, den ich durch die Liebenswürdigkeit unſeres Miniſterreſidenten in Bangkok, Herrn Dr. Kempermann, erhalten hatte und in dem alle Gouverneure, Ortsbehörden u. ſ. w. angewieſen wurden, mir nicht nur zur Erlangung von Elefanten, Böten, Kulis und ſonſtigen Transportmitteln behilflich zu ſein, ſondern meiner Karawane, wohin ſie immer

käme, gegen die ortsüblichen Preise Lebensmittel zu liefern. Beim Anblick dieses Königlichen Schreibens warf sich der nunmehr vor Angst und Ehrerbietung zitternde alte Knicker vor mir nieder und versprach, nachdem ich ihm eröffnet hatte, daß ich beabsichtigte, ihn, falls er den in meinem Passe enthaltenen Anweisungen nicht nachkäme, mit mir nach Chiengmai zu nehmen, um ihn dort dem besonderen Wohlwollen seines Fürsten zu empfehlen, alles zu beschaffen, was ich verlange. Ich setzte nunmehr den zu liefernden Proviant auf 20 Eier, 2 Enten, 2 Hühner, 1 Korb Reis und 1 Korb Paddy fest und entließ den in Ergebenheit hinsterbenden Mann mit den Worten: „Aber etwas plötzlich, wenn ich bitten darf." Damit, nämlich mit dem „plötzlich" war es nun freilich nichts, denn Überstürzungen irgend welcher Art kennt man im Orient nicht. Nach einer halben Stunde war das erste Ei abgeliefert, nach weiteren 20 Minuten traf ein Huhn ein, welches aber wegen zu großer Magerkeit und zu jugendlichen Alters abgelehnt wurde, dann kamen allmählich Reis und Paddy, so daß die Leute wenigstens anfangen konnten, zu kochen u. s. f. Ich glaube, ich hätte noch bis gegen Mitternacht mit meiner Mahlzeit warten können, wäre nicht unerwartet ein in der Nähe des Rasthauses wohnender chinesischer Kaufmann als Retter in der Not mit einem Korbe Eier und einem Bündel frischen Salates auf der Bildfläche erschienen, willkommene Gaben, die er mir als Gastgeschenk anbot. Er erwies sich als ein ungemein redseliger, hilfsbereiter Mann, stellte dem Ortsvorsteher ein wenig gutes Zeugniß aus und empfahl Moung Shway Hlay, unter keinen Umständen seine Elefanten über Nacht in den Wald zu lassen, da die Gegend von Diebesgesindel wimmele und erst vor wenigen Tagen einem durch-

reisenden Karen seine beiden Elefanten, die sein gesamtes Vermögen ausmachten, gestohlen worden seien. Die Diebe führen die geraubten Tiere in der Regel lange Strecken im Fluß entlang und gehen an irgend einer felsigen Stelle, wo die Füße des Elefanten keine verräterischen Spuren hinterlassen, ans Ufer, so daß es überaus schwierig ist, ihnen ihre Beute wieder abzunehmen.

Unsere Abendmahlzeit bestand aus Erbsensuppe, Reis, Eiercurry und dem geschenkten Salat, wie sich herausstellte, eine Art Kresse von sehr üblem Geschmack. Zum Glück fehlte es uns nicht an Getränken, da Moung Shway Hlay hinreichende Mengen Whisky, Kognak und Portwein mitgenommen hatte, so daß wir uns bald in fröhlichster Stimmung befanden und unserem chinesischen Freunde ein Glas nach dem andern zutranken.

Da wir in Maunghat den von Bawzali mitgenommenen Elefanten gegen einen frischen ausgewechselt hatten und dem Ortsvorsteher die Möglichkeit geben wollten, die geforderten Lebensmittel in angegebener Zahl und Menge richtig abzuliefern, endlich der nächste Tag der 27. Januar und somit der Geburtstag meines Kaisers war, so wurde beschlossen, morgen nicht weiter zu marschieren, sondern Tieren und Menschen Ruhe zu gönnen. Nach den verschiedenen kalten Nächten im Gebirge fühlten wir uns in der linden Abendluft ungemein wohlig und ließen uns bei der angenehmen Aussicht, am folgenden Morgen nach Herzenslust ausschlafen zu können, durch keine Rücksichten auf einen eventuellen Katzenjammer beeinflussen, unserem Durste seine Rechte zu verkümmern.

Der junge Tag brach an mit Himmelsblau und Sonnenlicht, katerlos und hoffnungsvoll. Unsere Leute schnarchten

noch um die Wette, als ich bereits auf den Beinen und wenige Minuten ſpäter auch ſchon im Fluſſe war, die erfriſchende Morgenluft in vollen Zügen einſaugend. Fröhlich plaudernde junge Mädchen — es mögen auch ältere Damen dabei geweſen ſein, aber ſie haben keinen nachhaltigen Eindruck in meiner Erinnerung hinterlaſſen — kamen mit Töpfen und Bambusgefäßen aus dem Dorfe ans Ufer und ſprangen, ungeniert ihre Gewänder abwerfend, in die Flut, um ohne Scheu vor dem weißhäutigen Fremdling lachend und juchzend eine Weile herumzuplätſchern, bevor ſie ihre Töpfe füllten und heimtrugen. Ich habe viel Sinn und Verſtändnis für ungeſucht naive Scenen und muß geſtehen, es liegt, wenn auch nicht immer ein tiefer Sinn, ſo doch ein eigener Reiz in ſolchem kindiſchen Spiel.

Nach dem Frühſtück gingen Moung Shway Hlay und ich aus, um Tauben zu ſchießen, da von den beſtellten Hühnern und Enten bis dahin weder etwas zu ſehen, noch zu hören war. Wir erlegten 23 Tauben, darunter einige Papagei- und graugrüne Waldtauben, letztere von der Größe eines kleinen Huhnes mit ſehr fleiſchiger Bruſt und von vorzüglichem Geſchmack. Wir hätten nunmehr ganz gut auf die Dienſte des Ortsvorſtehers verzichten können, ich hielt es indeſſen im Intereſſe ſpäter des Weges kommender Reiſenden für empfehlenswert, auf meinem Verlangen zu beſtehen und ließ darum nicht eher locker, bis wenigſtens die gewünſchten Eier und Hühner in voller Zahl beiſammen waren. Nur von der Entenlieferung nahm ich Abſtand, als ich erfahren, daß lediglich ein Chineſe ſolche hielt, und nachdem dieſer mir erklärt hatte, er habe ſie ſämtlich für die „Nat“, einen böſen Geiſt, der wie in Burma ſo auch hier durch allerhand Opfergaben bei Humor erhalten werden muß, beſtimmt.

Durch Verteilung von Medaillen mit dem Bildnisse unseres Kaisers unter die Dorfjugend hatte ich mir bald die Gunst der Bevölkerung erworben, so daß jetzt von allen Seiten kleine Geschenke herbeigebracht wurden. Unser chinesischer Freund brachte eine Flasche Arrak (Reisbranntwein) und einen Topf Honig, wofür seine Kinder, ein paar allerliebste Kerlchen mit rotdurchflochtenen Zöpfchen, je einen Schreiballon zum Aufblasen erhielten. Abends trank ich, die beiden kleinen Rangen aus dem Reiche der Mitte auf dem Schoß, mit Moung Shway Hlay und dem chinesischen Kaufmann so lange auf das Wohl Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II., bis ich, wie es sich für einen patriotischen Deutschen an solchem Festtage ziemt, des süßen Weines voll, auf Umwegen meinem Bette zustrebte.

Wir folgten tags darauf längere Zeit dem Laufe des Me Ping, durchwateten einen seiner kleinen Nebenflüsse und marschierten weiter durch unfruchtbares, mit niederem Buschwerk bestandenes Flachland, um gegen Abend mitten in hohem Bambusdschungel, wiederum am Me Ping, zu lagern. Wir sahen hier viele Laosböte, von Chiengmai kommend, stromab fahren, die meisten hatten eine Besatzung von drei Mann, von denen zwei das Boot mit langen, bis auf den Boden des Flusses reichenden Bambusstangen vorwärts stießen, der dritte, in der Regel der Eigentümer des Bootes und als solcher an einem Stroh- oder runden braunen Filzhut kenntlich, das Steuer führte. Auch Frauen sah man vielfach die Arbeit des Stakens verrichten. Ein kurzer Marsch von $3\frac{1}{2}$ Stunden brachte uns nach Kyangtong, einer etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Me Ping entfernt gelegenen Ortschaft von gegen 800 Einwohnern, größtenteils Pagodasklaven. Die hiesige Pagode ist eine der besuchtesten und daher auch

reichsten des Landes. Sie soll über 3000 Sklaven und mehrere hundert Elefanten besitzen. Von letzteren sah man gegen fünfzig in der Nähe der Ortschaft zusammen mit einer Herde Rindvieh auf abgeernteten Reisfeldern grasen. Wir marschierten ohne weiteres in den von hoher Mauer umgebenen Tempelhof und machten es uns in einem der zur Aufnahme von Pilgern bestimmten weitläufigen Schuppen bequem. Betten, Tische und Stühle wurden aufgestellt, eine oberflächliche Reinigung unserer Person vorgenommen und darauf die Tempelanlagen einer näheren Besichtigung unterzogen. Dieselben gehören zu den großartigsten, die ich in Laos gesehen habe, und sind überraschend sauber gehalten. Ein ausgedehnter Garten, in dem Obst und Gemüse gezogen werden, schließt sich an die Tempelhöfe an. Überall in den Hallen und Schuppen hängen kolossale Trommeln aus ausgehöhlten Baumstämmen von über 12 Fuß Länge mit Rinder- oder Büffelhaut bespannt, daneben zahllose kleinere Trommeln, Gongs und Bronzeglocken. Wir statteten dem Ober-Pungi, der etwa die Stellung eines Abtes einnimmt, in seiner „Kyoung" einen Besuch ab. Es sah bei ihm aus wie in einer Trödelbude, an den Wänden hingen die wunderbarsten Bilder von Kaisern, Königen, Päpsten und Raubmördern, von See- und Landschlachten, stark dekolletierten Göttern und Göttinnen, Feuersbrünsten und Gott weiß was allem, daneben Musikinstrumente, Schwarzwälder Uhren, billige Spiegel, Waffen, Kleidungsstücke, Felle, Pfeifen und Sonnenschirme; auf den Deckbalken aufgestapelt lagen zu hunderten alte zerfressene und staubbedeckte Laos-Bibeln und auf dem mit Matten belegten Boden des Raumes haufenweise die nützlichsten und nutzlosesten Dinge durcheinander, Petroleumlampen und Wecker-

uhren, Taſſen, Gläſer, Töpfe, Meſſer, Scheren, Kerzen, Pulverhörner, Kopfkiſſen, Brenngläſer, Fächer und ſonſtiger Krimskrams. Sämtliche Gegenſtände waren Geſchenke, die dem gelehrten Manne von Pilgern und Tempelbeſuchern gemacht worden waren. Mit der Frömmigkeit des alten Herrn, der uns aufgefordert hatte, neben ihm auf der Matte Platz zu nehmen, ſchien es nicht allzu weit her zu ſein, denn er ließ ſofort durch Moung Shway Hlay fragen, ob ich ihm nicht einige Rupien mitgebracht habe, trotzdem eines der erſten Gebote ſeiner Religion ihm befiehlt, weder Gold noch Silber zu berühren oder zu beſitzen. Als ſeine Frage verneint wurde, bat er mich, ihm wenigſtens meine Taſchenuhr zu ſchenken, und als er auch damit kein Glück hatte, gab er uns unzweideutig zu verſtehen, daß ihm unter ſolchen Umſtänden an unſerem Beſuche überhaupt nichts gelegen ſei. Wir baten ihn, uns das Innere des Tempels zu zeigen, wurden aber mit den Worten, er habe den Schlüſſel zu demſelben verloren, abgewieſen. Während Moung Shway Hlay noch einen Verſuch machte, ſich mit dem Manne anzufreunden, begab ich mich zu ſeinen Zöglingen, den „moung yin“, wie ſie in Burma genannt werden, d. h. Knaben, die, um religiöſe Pflichten zu erfüllen und zum Studium von ihren Eltern auf kürzere oder längere Zeit ins Kloſter geſandt ſind. Sie hauſten je zwei zuſammen in nebeneinanderliegenden, engen dunklen, ſchmutzigen Verſchlägen. An jeder Seite im Innern dieſer Verſchläge ſtand eine mit Matten belegte Bambuspritſche, darauf lagen anſcheinend nie mit Waſſer und Seife in Berührung gekommene zerfetzte Baumwolltücher und vierkantige Kopfkiſſen, daneben Bibeln, ſowie als Schreibmaterialien die Blattſtreifen der Taliputpalme und Metallgriffel. Die faul

ſich herumrekelnden Inſaſſen dieſer wenig einladenden Behauſungen verkrochen ſich bei meinem Eintritt oder entwiſchten eiligſt durch die Thür ins Freie, in welchem Falle ſie jedoch von ihrem geſtrengen Gebieter mit einem Schwall von Schimpfworten wieder in ihre Höhlen zurückgetrieben wurden.

Nachmittags erſchien das Ortsoberhaupt von Kyaugtong, ſeinen ſilberbeſchlagenen Amtsſtab in der Rechten und einen großen grauen europäiſchen Filzſchlapphut auf dem Kopfe. Als ich aber dieſen Kopf näher betrachtete, traute ich meinen Augen nicht, denn die Erſcheinung, welche da vor mir ſtand, trug auf dem Körper eines Menſchen den Kopf eines Schweines und zwar eines gemäſteten alten Ebers. Ich habe Menſchenantlitze geſehen, die mich an die verſchiedenſten Tiere erinnerten, aber ſo etwas von täuſchender Ähnlichkeit, wie hier der Kopf des Ortsvorſtehers mit demjenigen eines Schweines aufwies, war denn doch geradezu unerhört. Die Backen hingen, Fettklumpen gleich, faſt bis auf die Schultern herab, die Augen waren bis auf zwei verſchwindend kleine Schlitze vollkommen zugewachſen, während der Mund von einer formloſen quabbeligen Fleiſchmaſſe gebildet wurde. Erſt als der Träger dieſes abſchreckenden Kopfes ſeinen Hut lüftete und mir Gelegenheit bot, mich von der normalen Bildung ſeiner Ohren zu überzeugen, erſt da glaubte ich, daß er nicht von einem Schweine abſtamme, ſondern beruhigte mich damit, es mit einer der wunderbarſten Ähnlichkeiten zwiſchen Menſch und Borſtenvieh zu thun zu haben. Grunzend nahm dieſes unappetitliche Weſen den ihm von mir angebotenen Stuhl an und ſtreckte mir ſeine ölige, fleiſchige Hand entgegen, die ich ſelbſtverſtändlich kräftigſt zu ſchütteln hatte. Neben ihm auf dem

Boden nahm sein ihn begleitender und ihm geistig wie körperlich als Stütze dienender Stellvertreter Platz, und das Gefrage wohin und woher begann. Als wir den Wunsch zu erkennen gaben, Lebensmittel zu kaufen und einen Elefanten zu mieten, wurde uns eröffnet, es gebe weder das eine noch das andere am Orte, die Ernte sei schlecht gewesen und die Elefanten — etwa 50 grasten, wie schon erwähnt, in unmittelbarer Nähe — seien sämtlich mit Holzschleppen in den Wäldern beschäftigt. Ich holte nun meinen siamesischen Geleitsbrief hervor und überreichte ihn dem Ungeheuer zur gefälligen Kenntnisnahme. Dieses wies das Schreiben indes mit der Behauptung zurück, erstens völlig erblindet zu sein und zweitens überhaupt nicht lesen zu können. Fritz mußte darauf eine meiner Brillen herbeibringen, die ich dem Mastschwein gab, mit dem Bedeuten, ich erlaube mir ihm hiermit eines der kostbarsten Erzeugnisse europäischer Optik als Zeichen meiner ausgezeichneten Wertschätzung und Verehrung zu überreichen, in der festen Überzeugung, daß seine Augen genesen würden, sobald er die Brille aufsetze. Das war nun zwar — nämlich das Aufsetzen — leichter gesagt, als gethan, da erst mit Hilfe des Adjunkten in den Fettpolstern der Schläfen durch längeres Drücken und Streichen Platz für die Brillenklammern geschaffen werden mußte. Als das kostbare Instrument endlich befriedigend befestigt war und der glückliche Besitzer nochmals einen Blick auf den siamesischen Paß warf, da konnte er nicht nur mit einem Male prächtig sehen, nein, er konnte auch gleichzeitig genügend lesen, um herauszufinden, um was es sich handelte, und als er schließlich noch einen Becher alten holländischen Genevers bis auf die Neige geleert hatte, versprach er uns so viele Hühner, Enten und Elefanten, wie

wir nur haben wollten. Er verabſchiedete ſich, watſchelte, auf ſeinen Stab und Adjunkten geſtützt, zum Tempelhofe hinaus und ſandte dann den letzteren mit einem Bündel friſcher Kokosnüſſe als Gaſtgeſchenk zurück. Dieſer, ein junger Mann von angenehmem Äußern, zeichnete ſich vor ſeinen Landsleuten nebenbei durch ſeine Kopfbedeckung, nämlich einen kleinen runden ſteifen Filzhut von brauner Farbe aus. Hier wie im eigentlichen Siam verleiht ein europäiſcher Hut, und ſei er noch ſo alt und ſchäbig, dem Träger desſelben in den Augen der Bevölkerung ſtets einen gewiſſen Nimbus, und ſo wurde denn unſer Adjunkt à conto ſeiner ganz beſonders modernen Kopfbedeckung auch von uns mit der nötigen Feierlichkeit behandelt.

Die Geſchichte von der wunderthätigen Brille hatte mit der Geſchwindigkeit, mit der Wundermären überhaupt zu reiſen pflegen, das Dorf durcheilt und war natürlich auch unſerem Freunde, dem Ober-Pungi, zu Ohren gekommen, der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als ſich in ſeinem neueſten goldgelben Mönchsgewande bei mir einzufinden und mir zu klagen, daß er auch mit Blindheit geſchlagen ſei und einer Brille dringend bedürfe. Ich ließ ihn zur Strafe für ſeine vorhin an den Tag gelegte Habſucht erſt eine Weile zappeln und eröffnete ihm dann, daß, wie eines ſich nicht für alle ſchicke, ſo auch eine Brille nicht für alle Naſen paſſe, und daß ich vorerſt überhaupt ſeine Sehorgane einer eingehenden Unterſuchung unterziehen müſſe, um nach den Ergebniſſen derſelben feſtzuſtellen, welche meiner Brillen ſich für ihn eigne. Ich ſei gewillt, ihm dieſen Liebesdienſt zu erweiſen, falls er mir verſpreche, ſpäter mit Hilfe der Brille den verlorenen Tempelſchlüſſel wiederzufinden und nicht nur mir, ſondern auch meinen Reiſegefährten und

allen Leuten unſeres Gefolges eine Reliquie Gautamas, die, wie ich gehört habe, im Innern des Tempels aufbewahrt und in der Regel nur bei großen Feſtlichkeiten hervorgeholt werde, zu zeigen.

Nachdem er verſprochen hatte, alles zu thun, was ich verlange, hieß ich ihn auf meinem großen Feldſtuhl ſich ausſtrecken, holte dann aus meiner Apotheke ein Fläſchchen mit Salmiakgeiſt hervor und hielt ihm dasſelbe mit der Aufforderung, möglichſt tief aufzuatmen, vor die Naſe. Die Wirkung war die erwünſchte, der alte Knabe ſchnellte, wie von der Tarantel geſtochen, empor, während ihm die Thränen in die Augen traten und in dicken Tropfen über die Backen rollten. „Fühlen Sie ſich jetzt etwas beſſer, alter Herr?“ fragte ich ihn teilnehmend. Das war des Reiſenden Rache.

Nachdem mein Patient ſich von ſeinem Schrecken erholt hatte, mußte er wieder Platz nehmen und erhielt nun zur Beruhigung ſeiner Nerven ein Gläschen Genever, den er, nachdem er das erſte, nach den ſoeben gemachten Erfahrungen nicht ganz unbegründete Mißtrauen gegen meine Arzeneien überwunden hatte, trotz des Verbotes ſeiner Religion, berauſchende Getränke betreffend, mit einer, wie ich glaubte, eigentlich nur den Berliner Droſchkenkutſchern eigenen Wuptizität die Kehle hinabgleiten ließ, faſt hätte ich geſagt „hinter die Binde goß“, aber er hatte keine.

Das Merkwürdigſte an meinen 33 Pfennig-Brillen war unſtreitig die Thatſache, daß ſie keine Fenſterglaseinſätze hatten, ſondern daß unter meinem Sortimente ſich thatſächlich etwa ein halbes Dutzend verſchiedener Nummern für Weit- wie Kurzſichtige befand. Wie es möglich iſt, dieſe Brillen (deutſches Fabrikat) ſo billig herzuſtellen, daß ſie in einem Kleingeſchäft, nachdem ſie zuvor die weite Reiſe ge-

macht haben und durch die Hände so und so vieler Zwischenhändler gegangen sind, zwischen 30 bis 40 Pfennige kosten, ist mir ein Rätsel. Ich selber war genötigt, nachdem meine Monokles nach einander den Weg alles Glases gegangen waren, mich gegen Ende meiner Expedition einer dieser Brillen zum Lesen und Schreiben zu bedienen und fand zu meiner Überraschung, daß sie allen Ansprüchen, die ich an sie stellte, genügte.

Ich paßte nun meinem Pungi, sobald er mit Hilfe des Genevers wieder zu sich gekommen war, verschiedene Nummern an und gab ihm, da er sich zu keiner bestimmten entschließen konnte, die erste beste mit der Versicherung, daß er durch dieselbe sogar das Gras wachsen hören könne. Als er endlich befriedigt von dannen trottete, um den Tempelschlüssel zu suchen, lenkte Moung Shway Hlay meine Aufmerksamkeit auf drei junge Mädchen, die in einem Raststuppen neben dem unserigen Unterkunft gefunden hatten und jetzt damit beschäftigt waren, sich gegenseitig das Haar zu ordnen und Toilette zu machen. Schon vom Augenblicke ihrer Ankunft an waren sie mir ihrer sympathischen Gesichter wegen und wegen der Sorgfalt, mit der sie gekleidet waren, aufgefallen, und so folgte ich ohne Zögern der Aufforderung Moung Shway Hlays, ihnen einen Besuch zu machen. Sie empfingen uns mit der jungen Mädchen so wohl anstehenden Zurückhaltung, ließen sich aber weiter nicht in ihrer Beschäftigung stören. Nachdem sie sich gegenseitig das Haar mit Blumen geschmückt und ihre aus Armbändern, Halsringen und Haarnadeln bestehenden silbernen und goldenen Schmucksachen angelegt hatten, traten sie mit zierlichen Schritten ins Freie.

„Die Gelegenheit ist günstig", dachte ich, rief Fritz zu,

ſchleunigſt meinen Kodak bringen, denn auch ich beſaß einen derartigen Apparat, um hie und da, gleich Herrn Heuer aus Mancheſter — wenn auch im Gegenſatze zu ihm meiſt erſt, nachdem ich die Kammer geöffnet hatte — den Knopf zu drücken, und ließ die drei Grazien durch Moung Shwai Hlay bitten, ſich einen Moment ruhig in die Sonne zu ſtellen. Sie erwieſen ſich wider Erwarten als photographenfromm und zeigten keinerlei Scheu vor dem ſchwarzen Kaſten. Mit der erbetenen Ruhe war es freilich nichts, denn ſie lachten, kicherten und ſpielten die Naiven ganz nach dem Muſter der „three little girls“ aus dem „Mikado“. Ich machte drei Momentaufnahmen von ihnen und beſchenkte ſie dann mit Rubinringen, die ſie glückſtrahlend anſteckten und, die Steine im Sonnenlichte funkeln laſſend, mit kindlicher Freude beliebäugelten.

Weshalb um den Mund meines burmeſiſchen Reiſegefährten dabei ein ſo ſchadenfrohes Lächeln ſpielte und warum ſeine Dienerſchaft tuſchelnd und lachend die Köpfe zuſammenſteckte, wurde mir erſt klar, als mein Freund mir ſagte, daß die drei Grazien ſämtlich Pumeas ſeien. Ich würde ihm das freilich nie geglaubt haben, hätten nicht der inzwiſchen mit dem Tempelſchlüſſel zurückgekehrte Pungi und ſpäter auch der Gehilfe des Ortsvorſtehers die Wahrheit dieſer Behauptung beſtätigt; und hätte ich nicht — doch ich werde dieſes heikle Thema aus Rückſicht auf meine liebenswürdigen Leſerinnen lieber verlaſſen.

Die hohen Tempelthüren wurden geöffnet, und wir traten in eine Halle, deren Decke, d. h. das Dach des Tempels von impoſanten, mit rotem Lack überzogenen, reich vergoldeten Teakholzſäulen getragen wurde. Am anderen Ende der Halle befindet ſich ein großes vergoldetes Bildnis Gau-

tamas, des letzten Buddhas, der auf Erden gewandelt hat, nebenbei bemerkt vor 2400 Jahren. Um ihn herum stehen hunderte kleinerer Bildnisse, ihn sitzend, stehend oder liegend darstellend, sowie allerhand Opfergaben, silberne Becher, Gläser, Löffel, Beteldosen u. s. w. Moung Shway Hlay und Gefolge machten „khorab", d. h. sie ließen sich gleichzeitig auf beide Kniee und Ellbogen nieder und hoben die gefalteten Hände so, daß sie mit den Daumen die Nase berührten, in welcher Stellung sie während der ganzen Zeit, die meine Besichtigung der Tempelkleinodien in Anspruch nahm, verharrten.

Als Einleitung wurden aus mehrfach verschlossenen Schränken einige hervorragend schöne und wertvolle Erzeugnisse siamesischer Goldschmiedekunst in Gestalt von Schachteln und Büchsen hervorgeholt, und erst als letztes kam die für das Stück eines Wirbelknochens Gautamas ausgegebene Reliquie an die Reihe. Sie wird in einem von mehreren ineinander passenden Kästen eingeschlossenen Goldbehälter in der Form eines Tafelaufsatzes aufbewahrt oder vielmehr in einem von diesem getragenen kleinen Goldtrichter. Aus letzterem wurde sie nun von unserem Pungi unter allerlei Hokuspokus mit goldenem Löffelchen herausgenommen und in ein Kristallgefäß gethan, in welches heiliges Wasser durch ein goldenes Filigransieb gegossen wurde, worauf die Reliquie — ein erbsengroßes Kügelchen aus Elfenbein — eine ganz merkwürdige Farbe annehmen soll, was ich freilich mit dem besten Willen nicht zu entdecken vermochte. Nachdem die gesamten Kostbarkeiten wieder verpackt und weggeschlossen waren, überreichte der mir infolge der Brille zu meinem Freunde gewordene Pungi eine der zu hunderten in einem großen Koffer aufgestapelten Laosbibeln, fügte auf

meinen Wunsch noch eine kleine Tempeltrommel hinzu, und allseitig befriedigt verließen wir den geweihten Raum.

Die noch verbleibenden Stunden des Tages benutzte ich zu einem Rundgang durch und um die Dorfschaft, die von Reisfeldern umgeben, zwischen Bambushainen und Baumgruppen freundlich gelegen ist. Im Dorfe selbst, wie in seiner nächsten Umgebung, erfreuten vielfach Gruppen von

Klostertrommel. 30 cm lang.

Areka-, Taliput- und Kokospalmen das Auge, während aus den umliegenden Wäldern über und über mit orangefarbenen Blüten bedeckte Bäume, emporlodernden Riesenflammen gleich, der Landschaft einen ganz eigenartigen Charakter verliehen. Diese Bäume, von den Burmesen „pouk byin“, von den Laosiern „nok quao“ und von den Botanikern „Butea frondosa“ genannt, dürfen laut Gesetz in den Laosstaaten nicht gefällt werden, da sie Kroneigentum sind. An ihren Zweigen lagert mit Vorliebe die Lackschildlaus (Coccus laccae)

ihre Eier ab. Bei dieser Gelegenheit sticht sie die Baumrinde an, um durch die infolgedessen ausquellende Harzmasse die Eier einhüllen zu lassen. Dieses ausgequollene Harz nun ist der unter dem Namen Stocklack in den Handel kommende Stoff, aus dem in Indien und Europa der Schellack bereitet wird. Der Stocklack wird von den Pächtern der Bäume gesammelt und entweder an durchziehende Händler verkauft oder aber im Lande selbst zur Gewinnung der roten Farbe benutzt, die in Indien und Europa heute als wertloses Nebenprodukt bei der Schellackgewinnung weggegossen zu werden pflegt. Die Bäume erreichen die Größe unserer Eichen und Buchen und sind zur Zeit ihrer Blüte, sowohl einzeln am Waldessaume stehend, wie zu Gruppen oder gar Wäldern vereinigt, von ganz außerordentlicher Wirkung.

Wie das an den Ästen der Butea frondosa abgelagerte Harz, so werden auch ihre feuerroten Blüten von den Landbewohnern zur Gewinnung eines Färbemittels verwendet.

Die Bewohner Kyaugtongs wie überhaupt der Laos- und Schanstaaten sind Freunde von Hahnenkämpfen. In keinem Gehöfte Kyaugtongs fehlten einige dieser eigens zum Kampfe abgerichteten Tiere. Auf der Dorfstraße unter gespanntester Aufmerksamkeit einer zahlreichen Zuschauerschaft wurden an mehreren Stellen Kämpfe ausgefochten, bei denen auf die einzelnen Hähne nicht nur von deren Besitzern, sondern auch von sonstigen Personen aus dem Publikum verhältnismäßig hohe Summen gewettet wurden.

Beschlossen wurde dieser denkwürdige Tag mit einer musikalischen Abendunterhaltung auf der geräumigen Tempelterrasse, bei der Moung Shwai Hlay und dessen Flöte blasender Koch die Musikanten, der infolge zweier weiterer Genever ungemein fidel gewordene Pungi nebst seinen Zöglingen

ferner die drei Grazien, unser Gefolge und ich die Zuhörer abgaben. Nach Beendigung des Konzerts verrichteten Pungi und moung yin ihre Abendandacht im Tempel, wobei sie ihre Gesänge in dem flotten Tempo eines Parademarsches im Trabe herunterleierten. Als alles still geworden war, stellte ich für die Nacht eine Wache aus, da wir vor Dieben gewarnt worden waren. Daß man aber auch vor uns auf der Hut war, wurde mir klar, als ich bei einem nächtlichen Rundgang gewahrte, daß vor jeder Tempelthür mehrere Pagodasklaven schnarchten.

Elefant und gewünschter Proviant, alles war rechtzeitig am nächsten Morgen zur Stelle. Während die Lasttiere beladen wurden, schossen wir zwei im Tempelhofe auf einem Baum sitzende Hornvögel herunter, deren Fleisch sich am folgenden Tage als ganz vorzüglich herausstellte, in Geschmack und Zartheit an Rehbraten erinnerte und an der Tafel jedes Gourmets in Europa als einer der feinsten Braten erklärt werden dürfte.

Nach zwei Tagemärschen, von denen der letzte ununterbrochen bei glühender Sonnenhitze über schattenlose Reisfelder führte, auf denen die aus der Stadt heimkehrenden Bewohner der umliegenden Dorfschaften mit ihren großen hellroten Sonnenschirmen aus geöltem Papier sich ausnahmen wie wandelnde Riesenmohnblumen, standen wir plötzlich vor einem in verfallener Steinmauer hängenden offenen Holzthore, einem der Thore der Hauptstadt des Laosstaates Chiengmai. Nachdem wir das Thor hinter uns hatten, gelangten wir nach etwa halbstündigem Ritt durch die sich in keiner Weise von einem großen Dorfe unterscheidende sogenannte äußere Stadt, ritten über eine gut erhaltene, einen Wallgraben überspannende Brücke, kamen an die massive

innere Umwallung, passierten ein zweites befestigtes Steinthor und befanden uns nunmehr in der eigentlichen alten Residenzstadt der Fürsten von Chiengmai. Hier verabschiedete ich mich vorläufig von meinem Begleiter, der in einem seinem Vater gehörenden Hause Wohnung nehmen wollte, während ich quer durch die Stadt reitend und dieselbe durch ein drittes Thor wieder verlassend, von einem Diener Moung Shway Hlays geführt, dem außerhalb der Umwallung gelegenen englischen Konsulate zustrebte. Dieses, ein am Ufer des Me Ping gelegenes massives, von großen Gartenanlagen umgebenes Gebäude, war zwar bald gefunden, nicht so aber der Konsul, an den ich Empfehlungsbriefe vom indischen Auswärtigen Amte hatte. Derselbe befand sich auf einer Dienstreise in einer Ortschaft der Umgegend und wurde, wie ich von seinen zurückgelassenen Laosdienern erfuhr, erst in zwei bis drei Tagen zurückerwartet.

Nach englischen Begriffen von Gastfreundschaft hätte ich mich nun trotzdem ohne weiteres im Konsulate einquartieren können, aber ich hatte schon in Moulmein und Papun soviel von der Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft des Herrn Dr. Cheek, eines Amerikaners — ehemals Arzt der hiesigen amerikanischen Mission und heute der bedeutendste Holzhändler und Industrielle Chiengmais — gehört, daß ich mich ohne Verzug zu dessen ebenfalls am Flusse gelegenen Hause führen ließ.

In einfacher aber herzlicher Weise wurde ich willkommen geheißen, ein Gartenhäuschen zu meiner Verfügung gestellt, Radja erhielt einen Stall eingeräumt, so daß für Herr, Diener und Pferd in vorzüglichster Weise gesorgt war.

Chiengmai.

Die Stadt Chiengmai, am rechten Ufer des hier etwa 200 Meter breiten Me Ping gelegen, zählt nach Angaben des Herrn Dr. Cheek gegen 20 000 Einwohner, während der gleichnamige Staat etwa 100 000 aufweisen soll. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, blicken die Mauern der Stadt heute auf eine 600jährige, wohl mehr bewegte als ruhmvolle Vergangenheit zurück. Wiederholentlich bald von den Burmesen, bald von den Schans zerstört, stand die Stadt lange Jahre hindurch vollkommen verlassen da, bis vor etwa 80 Jahren verschiedene Prinzen aus dem benachbarten Lagong, sämtlich Brüder, wieder Besitz von ihr ergriffen und die jetzige Dynastie der Fürsten von Chiengmai gründeten.

Vom jenseitigen Ufer des Flusses, welches man auf einer vor wenigen Jahren von Herrn Dr. Cheek gebauten, soliden Teakholzbrücke von 275 Schritt Länge erreicht, bietet die Stadt mit ihren hübschen, teils Herrn Dr. Cheek, teils der amerikanischen Mission gehörenden Holzhäusern und dem in europäischem Stil erbauten massiven Palaste des Fürsten einen äußerst stattlichen Anblick. Sie ist reich an Tempeln

und Pagoden, und ich glaube, nicht zu hoch zu greifen, wenn ich die Zahl der in ihren Mauern faulenzenden Pungis auf gegen tausend taxiere. Die Tempel in Chiengmai sind, im Gegensatz zu den burmesischen Tempeln, die mit Ausnahme weniger fast ausschließlich aus Holz erbaut sind und auf freistehenden Pfählen ruhen, größtenteils Stein-

Fischkorb der Laos.
24 cm breit, 26 cm hoch.

bauten mit Ziegeldach, über dessen mittlerem Teil sich ein zweites im Innern des Tempels von Holzsäulen gestütztes Dach erhebt. Der Fußboden wird von einem 3—4 Fuß hohen, soliden Mauerwerk gebildet, auf dem auch die das Mitteldach tragenden Säulen ruhen. Die Größe der Tempelhallen variiert von 60—100 Fuß Länge und 30—50 Fuß Breite. Neben den Tempeln befinden sich die Pungi-Wohnungen, Pilgerschuppen, verschiedene Pagoden und zuweilen auch eine gleich einer kleinen Feste mit Wassergraben

umgebene und nur mit Hilfe einer in Gewahrſam gehaltenen Leiter zu erreichende Bibliothek.

Die Tempelhöfe ſind ſauber gehalten, mit ſchattenſpendenden Bäumen bepflanzt, mit Brunnen verſehen und von Mauern umſchloſſen. Das Innere der Tempel, wie

Reiskorb der Laos. 32,5 cm hoch.

auch deren Vorderfronten ſind oft auf das reichſte mit Schnitzwerken, Holzbildhauerarbeiten und Vergoldungen ausgeſtattet, an den Wänden finden ſich meiſt Malereien, Scenen aus dem Leben Gautamas, Kämpfe, die Schreckniſſe der Hölle u. ſ. w. darſtellend. Nirgend fehlen Trommeln und Pauken von ungeheuren Verhältniſſen. Intereſſanter aber als alle Tempel und Pagoden iſt unſtreitig für den

Reisenden der täglich in Chiengmai in den Vormittagsstunden am Flußufer stattfindende Markt, zu dem die Landbewohner aus allen umliegenden Dorfschaften in Scharen meilenweit herbeizuströmen pflegen. Rechts und links zu beiden Seiten der Straße sich mit ihren Körben niederlassend und die Produkte ihrer Felder und Gärten, die Erzeugnisse ihrer Handarbeit, die Ergebnisse der Jagd, des Fischfanges und der Geflügelzucht auspackend, bieten sie in ihren verschiedenen Trachten ein ungemein reizvolles Bild.

Das Marktgeschäft in den Laosstaaten liegt fast ausschließlich in den Händen der Weiber und — Pumeas, von denen Moung Shway Hlay, unter dessen Führung ich den Markt täglich besuchte, mir einige prächtige Exemplare vorstellte. Männliche Verkäufer sieht man nur in den Fleischerläden sowie in den Verkaufsständen der von Moulmein oder Bangkok eingeführten europäischen Waren, als da sind englische, indische und amerikanische Baumwollstoffe, Garne, Nähnadeln, Anilinfarben und allerhand billige deutsche Schundartikel, unter denen ich jedoch mit Befriedigung weder meine Rubinringe, noch Brillen und Rasiermesser bemerkte. Vadiwal hatte eine kleine Rolle Zwirn mit 60 Pfennig, Nähnadeln — er wußte nicht, daß ich solche zu hunderten besaß — das Stück mit 10 Pfennig zu bezahlen. Als mir bisher unbekannte Leckerbissen fand ich die Larven abgesponnener Seidenraupenkokons, Ameiseneier, gekochte weiße Ameisen und ein zur Ordnung der Hemiptera gehöriges Wasserinsekt. Schnecken, Pilze, getrocknete Fische, Nga-Pee und die verschiedenen sonstigen Zuthaten zum Curry, die wir von Mainlungyi her bereits kennen, waren ebenso wie Hühner, Enten, Eier, Schweine- und Büffelfleisch in großen Mengen vorhanden, auch gebackene Büffelhaut (peau de buffe soufflée),

ein hier besonders beliebtes Gericht, wurde in langen Streifen feilgehalten und viel, namentlich von den Schans gekauft.

Es war übrigens erstaunlich, zu sehen, welche geringen Mengen von Waren einzelne Verkäuferinnen zu Markte brachten, da kamen sie z. B. mit einem Körbchen, in dem neben zwei Enteneiern ein winziges Fischlein lag und saßen da stundenlang, um vielleicht, ohne einen Abnehmer gefunden zu haben, gegen Mittag wieder in ihr mehrere Meilen entferntes Dorf zurückzukehren, dort den Fisch am Abend selbst zu verzehren und am folgenden Morgen mit den zwei Eiern und einer Hand voll Pilzen wiederum ihr Glück zu versuchen.

Auch verschiedene ambulante Gastwirtschaften waren vorhanden. Ich sah, wie in einer derselben aus einem einzigen kleinen Huhn 16 Portionen geschnitten wurden, jedenfalls ein Beweis dafür, erstens, daß die Zerlegerin ihr Geschäft kannte, zweitens die Käufer wußten, was Genügsamkeit ist, und daß drittens das Volk der Laosstaaten, welches zwar so glücklich ist, das Wort „Zeit ist Geld" nicht zu kennen, auch auf der anderen Seite nicht gewohnt ist, aus dem Vollen zu leben. Ein großer Teil des Marktgeschäfts wickelt sich durch direkten Austausch der Waren ab, man wechselt Kokosnüsse gegen Tabak, Eier gegen Seidenraupenkokons ein u. s. w. Indische Rupien und Annas bilden die kurrente Münze. Als Scheidemünze werden auf einen Faden gezogene getrocknete Betelnüsse benutzt. Siamesisches Geld sieht man so gut wie gar nicht, und die alten „mung tok" genannten Laossilbermünzen in Form und Größe von Austern auch nur bei besonderen Gelegenheiten, wie z. B. Ringkämpfen, wo sie vom Fürsten oder einem der Prinzen an die Sieger verteilt werden. Die

zum Abwiegen der Waren dienenden Gewichte haben meiſtens die Form von Gänſen und Elefanten und ſind aus Meſſing gegoſſen. Monopole aller Art erfreuen ſich der Gunſt des Fürſten von Chiengmai. In der Liſte obenan ſteht das Branntweinmonopol, welches Seiner Hoheit jährlich etwa 50000 M. abwirft, dieſem folgt das Schweinemonopol mit gegen 40000 M., dann das Opiummonopol mit 30000 M. und endlich das Betelmonopol mit 10000 M.

Wie es mit dem Spielmonopol ſteht, habe ich nicht ergründen können. Man ſagte mir, das öffentliche Hazardſpiel ſei in Chiengmai durch Geſetz verboten und nur während der chineſiſchen Neujahrsfeier geſtattet. Da ich gerade um die Zeit dieſer Feier meinen Einzug hielt, war es ſomit weiter nicht verwunderlich, daß ganz Chiengmai einer Spielhöhle glich, aber auch nach beendetem Feſte wurde luſtig weiter geſpielt. Was mir bei dieſer Gelegenheit in Chiengmai aber am meiſten auffiel und was ich noch nie zuvor geſehen hatte, das war die ungenierte Beteiligung der verlotterten Mönchsgeſellſchaft an jeder Art von Hazardſpiel.

Alle vorgenannten Monopole werden in beſtimmten Zeiträumen von neuem meiſtbietend verpachtet, die Pächter ſind ausnahmslos Chineſen, die dabei ein hübſches Stück Geld verdienen ſollen.

Der engliſche Reiſende Mr. Archibald Colquhoun behauptet in ſeinem Buche „Amongst the Shans“ (und ich glaube, er hat recht), daß die Bewohner des Me Ping-Thales ebenſo wie der größte Teil der zwiſchen dem Me Ping und Me Koug wohnenden Schans die Nachkommen von Schans ſind, die aus den jetzt unabhängigen nördlichen Schanſtaaten, als dieſe noch unter burmeſiſcher Herrſchaft ſtanden, nach Siam geflüchtet ſind. Vor dieſer Einwanderung ſoll das

Land von einem anderen Zweige derſelben Raſſe, nämlich den ſogenannten Lau-Phun-Ham (d. h. „weißbäuchige Laosſchans“) bewohnt geweſen ſein, ſo genannt im Gegenſatze zu den tätowierten nördlichen Schans, die mit Lau-Phun-Dam (ſchwarzbäuchige Laosſchans) bezeichnet wurden. Zuſammen mit den aus Burma geflohenen Talains, von denen vom Jahre 1772—1814 allein über 200000 in Siam Schutz geſucht und von der ſiameſiſchen Regierung in Chiengmai und Umgegend angeſiedelt worden ſein ſollen, bildeten ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts mehr als zwei Drittel der Bevölkerung der genannten Gebiete. Während die Männer größtenteils ſiameſiſche Tracht angenommen haben, kleiden ſich die weiblichen Nachkommen dieſer Flüchtlinge noch genau wie ihre Vorfahren. Im Gegenſatze zu den Siameſinnen laſſen ſie ihr Haar lang wachſen, tragen es in einen Knoten geflochten auf dem Scheitel und ſchmücken es mit Blumen oder einer goldenen Nadel, anſtatt des ſiameſiſchen, zwiſchen den Beinen durchgezogenen Panungs bedienen ſie ſich zur Verbergung ihrer Reize des ungleich kleidſameren burmeſiſchen „Lungi“ oder „Tamein“, eines um die Hüften geſchlagenen, an der Seite durch Einſchlagen befeſtigten ſeidenen oder baumwollenen Tuches von bunter Farbe. Die alte Haartracht der Siameſen, wie man ſie in Chiengmai noch häufig ſieht, iſt die ſogenannte „Schuhbürſtenfriſur“, die erzielt wird durch Wegraſieren der Haare an den Schläfen und am Hinterkopfe, während das übrige ſehr ſtarke und von Natur borſtenartig aufgerichtete Haar, etwa zwei Zoll lang geſtutzt, ſtehen bleibt. Durch reichliches Einreiben mit Schweinefett wird der Bürſte der erwünſchte Glanz verliehen. „Neue Zeiten, neue Sitten“, dieſes Wort hat auch für Siam Geltung, und ſo iſt die originelle Schuhbürſtenfriſur heute bereits mehr oder weniger

verdrängt worden durch die moderne „Stachelschweinfrisur“ d. h. das Rasieren irgend welcher Schädelteile fällt fort, das Haar wird gleichmäßig zwei Zoll kurz gehalten und ihm mit Hilfe bedeutender Mengen Schweinefett eine Richtung nach rückwärts beigebracht. Diese Frisur wird bei den Siamesen unterschiedlos von beiden Geschlechtern getragen, ebenso wie der „Panung“.

Der über die Me Ping-Brücke gehende Verkehr ist in seiner Lebhaftigkeit geradezu großstädtisch zu nennen. In langen Zügen folgen sich Ochsen-, Maultier- und Ponykarawanen; die ersteren meist von Schans, die letzteren von Hos, d. h. Mohamedanern aus der chinesischen Provinz Yunnan, geführt. Während erstere sich mehr auf den Transport von Reis und sonstigen örtlichen Erzeugnissen aus den Schanstaaten nach Laos oder von einer Laos-Ortschaft zur anderen beschränken, besorgen die Hos den Austausch der Waren zwischen Yunnan, den nördlichen Schanstaaten Laos, Nord-Siam und Burma. Sie kommen meist von Talifu, der Haupthandelsstadt Yunnans, und führen von dort Salz, die von den Schans getragenen großen Strohhüte (diese kosten das Stück bis zu 15 M. und mehr), eiserne Pfannen, die in den Schanstaaten und Siam bei der Branntweindestillation gebraucht werden, sowie endlich Wallnüsse ein, die in ihrem Lande in seltener Vollkommenheit gedeihen. Gehen sie nach einem der Hauptorte Nord-Siams, z. B. Maung Fang, Maung Pray u. s. w., so pflegen sie von dort „Cutch“ (den geronnenen Saft der Acacia catechu), welches mit dem Betel zusammen gekaut wird, nach Chiengmai und Chieng Tung, den bedeutendsten Handelsplätzen der Schanstaaten, zu bringen, hier rohe Baumwolle einzukaufen und nach Talifu zurückzukehren. Ziehen sie indessen über

Junnaneſiſche Maultiertreiber.

Chiengmai nach Moulmein, so kaufen sie dort europäische Waren ein, die sie zum Teil in Chiengmai und Chieng-Tung sowie überall am Wege absetzen, zum Teil auch nach Talifu bringen. Unterwegs entlastete Maultiere werden in Chieng Tung wieder mit Baumwolle beladen. Den Marsch von Talifu bis Moulmein machen diese sehr flott marschierenden Karawanen in 50 bis 60 Tagen. Sie kommen in der Regel im Dezember aus Yunnan und richten sich so ein, daß sie vor Beginn der Regenzeit, also vor Ende April wieder in Talifu eintreffen.

Ochsenkarawanen marschieren trotz geringerer Lasten bei weitem langsamer als die Maultierkarawanen und legen etwa zehn englische Meilen, d. i. halb so viel wie die letzteren täglich zurück. Sie sind auf der andern Seite ungleich billiger zu unterhalten.

Die Leittiere, sowohl der Ho- wie der Schan-Karawanen sind oft in wunderbarer Weise aufgeputzt, teils dekorativer Wirkung halber, teils um durch ihre groteske Erscheinung böse Geister vom Wege zu verscheuchen und von der Karawane fernzuhalten. Ich sah gerade bei den durch Chiengmai ziehenden Karawanen die Leitochsen vielfach mit Masken aus Bärenfell oder mit solchen, die über und über mit Kaurimuscheln besetzt waren, dazu trugen sie auf dem Kopfe prächtige Pfauenschwänze. Die Maultiere der Hos sind in der Regel mit rotgefärbten, lang herabhängenden Haarbüscheln und Fuchsschwänzen geschmückt und tragen zur Geisterverscheuchung vor der Stirn eine kleine runde Blechdose mit einem Spiegel im Deckel. Untersucht man diese Teufelverscheucher näher, so findet man in ihnen den bekannten Stempel „made in Germany".

Der Laosstaat Chiengmai wird trotz seines alles mono-

poliſierenden Fürſten, trotz der „Armee“, die derſelbe unterhält, und trotz der Oberhoheit, die er gewiſſermaßen über die übrigen kleinen Laosſtaaten ausübt, im eigentlichen Sinne des Wortes von Siam regiert, und als vor einigen Jahren die guten Laos ſich gegen ihre, ſie bis aufs Blut ausſaugende Regierung auflehnten, kamen Truppen aus Bangkok unter dem Kommando Seiner Exzellenz des Kriegsminiſters Chow Phya Boltheb, um die Ruhe im Lande wieder herzuſtellen.

Seine Exzellenz ſitzt heute noch in Chiengmai, wenn auch nicht mehr als Kriegsminiſter, ſo doch als ſiameſiſcher Spezial-Kommiſſar. Neben ihm reſidiert aber in Chiengmai noch ein zweiter Königlicher Kommiſſar, und dieſe beiden Herren bilden im Staate den Hunderter und Zehner vor der Null, die den Namen „tsabwa“ d. h. Fürſt führt. Chiengmai iſt de facto heute nichts anderes, als eine ſiameſiſche Provinz.

Der jetzige Fürſt, der leider, bevor ich in ſeiner Reſidenzſtadt eintraf, auf die Dörfer gegangen war, ſo daß es mir nicht vergönnt war, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, wurde mir als ein gutmütiger, ſchwacher, vielfach beweibter, einem „Schlage Makao“ keineswegs abgeneigter alter Herr geſchildert, der aber derartig unter der Fuchtel ſeiner Hauptfrau, der „Frau Fürſtin“, ſteht, daß er von ſeinen übrigen Gattinnen nur wenig Freude hat.

Frau Fürſtin hat auch einen Sohn,
Der trank in frühſter Jugend ſchon,
Und hat es mit den Jahren
Auf Tag für Tag der Flaſchen acht —
Teils Branntewein, teils Bier — gebracht,
Auch ſonſt thut er nicht ſparen,

ſo daß, wenn der alte Fürſt einſt das Zeitliche ſegnen ſollte, die ſiameſiſchen Herren Kommiſſare dieſem hoffnungsvollen Fürſtenſohn kaum Gelegenheit geben dürften, auch nur einen einzigen Rauſch auf dem Throne ſeiner Väter auszuſchlafen, und mit der Fürſtenherrlichkeit in Laos dürfte es dann ein Ende haben.

Sobald der engliſche Konſul Mr. Stringer von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war, machte ich in ſeiner Begleitung dem ſiameſiſchen Herrn Spezial-Kommiſſar meine Aufwartung in ſeinem Palaſte, vor deſſen Eingängen Soldaten der Chiengmai-Armee in ſchwarzer baumwollener Uniform mit rotem Litzenbeſatz und gleichfarbigem Cerevis auf der Stachelſchweinfriſur Poſten ſaßen und uns, anſtatt zu ſalutieren, leutſelig zunickten. Seine Exzellenz empfing uns in ſiameſiſcher Hoftracht, beſtehend aus weißer Jacke mit goldenen Knöpfen, dunklem, ſeidenem Panung, hellſeidenen langen Strümpfen und Schnallenſchuhen in einem mit Tiſchen, Stühlen und Teppichen ausgeſtatteten Empfangsſalon, deſſen größte Zierde in einem europäiſchen zweiſchläfrigen Waſchtiſch mit Marmorplatte beſtand, über dem ein gutes Oeldruckbild Seiner Majeſtät des Königs Chulalonkorn von Siam hing. Wir wurden zuerſt mit zu ſtarkem Thee und dann mit zu ſchwachem Kaffee bewirtet, wozu Burris und Cigaretten gereicht wurden.

Seine Exzellenz hat eine nicht ganz gewöhnliche Laufbahn hinter ſich. Während der längſten Zeit ſeines Lebens iſt er „Pungi“ geweſen, bis ihm das ewige Geplärre zu langweilig wurde und er es einmal — in Siam iſt man in ſolchen Sachen nicht kleinlich — mit dem Geſchäfte eines Kriegsminiſters verſuchte. Es ſcheint, daß Chow Phya Boltheb als Kriegsminiſter größere Befriedigung gefunden hat, denn als Kloſterbruder, und unſtreitig hat er ſeinem Könige durch

Niederwerfung des Aufſtandes in Laos einen großen Dienſt erwieſen.

Trotz ſeines langen, entſagungsvollen Kloſterlebens, oder aber — was vielleicht noch wahrſcheinlicher iſt — infolge desſelben iſt Seine Exzellenz im Laufe der Zeit zu einem ausgeſprochenen Freidenker geworden, der jeden beſtehenden Glauben als thöricht bezeichnet und es für die einzige Lebensweisheit erklärt, nichts zu glauben. Auch mir ſchien er nichts zu glauben, wenigſtens nichts von dem, was ich ihm von dem Zweck meiner Reiſe erzählte. Ich kam ihm, gelinde geſagt, etwas problematiſch vor, denn daß jemand ſo verrückt ſein könnte, zum Vergnügen nach Chiengmai zu kommen, ſchien ihm eine Möglichkeit, mit der man unter keinen Umſtänden rechnen dürfe.

Dem Beſuche bei dem Herrn Kriegsminiſter a. D. folgte ein ſolcher bei dem Königlichen Kommiſſar, Phya Kraikoſa, einem liebenswürdigen älteren Herrn von angenehmſten Umgangsformen, der bis zum Jahre 1891 ſiameſiſcher Geſandter in Paris geweſen war. Von Paris nach Chiengmai, welch ein Sprung! — Aber dieſer Sprung ſchien Seiner Exzellenz ausgezeichnet bekommen zu ſein, beſſer jedenfalls, als ſeinem älteſten Sohne, der gleichzeitig mit ihm und zwar als Legationsſekretär in Paris geweſen war, und deſſen reizender Gattin, die wir ſpäter das Glück haben werden, kennen zu lernen. Beide kamen ſich in Chiengmai denn doch etwas „déplacé“ vor. Vater und Sohn, letzterer als der engliſchen Sprache vollkommen mächtig, ſeinem Vater als Dolmetſcher dienend, empfingen uns gemeinſam und bekundeten lebhaftes Intereſſe für meine bisherigen Reiſen. Seine Exzellenz warnte mich zwar vor einer Expedition in die nördlichen Schanſtaaten, verſprach mir aber jedwede

Förderung meines Unternehmens bis an die Grenze des unabhängigen Staates Chieng-Tung, eines Nachbarstaates von Laos. Er machte mir denn auch am folgenden Tage seinen Gegenbesuch und überreichte mir bei der Gelegenheit als Geleitsbrief einen spiralförmig aufgerollten Streifen aus dem Blatte der Taliputpalme, auf den mit seinem Stahlgriffel in Laosschrift eine Empfehlung meiner werten Persönlichkeit an die Chefs und Ortsbehörden aller von mir zu passierenden, unter siamesischer Oberhoheit stehenden Provinzen unter Beidruckung des Amtssiegels eingeritzt war.

Derartige Taliputblattstreifenspiralen — dieselben sind ungefähr, wenn ausgerollt, 15 mal so lang wie vorstehendes vorzügliche Wort — sind die hier übliche Briefform. Da Taschen unbekannt sind, wickelt sich der Briefbote das betreffende Schreiben um den Hals oder Oberarm, auch — wenn's ihm gerade Spaß macht — um's Knie und marschiert von dannen, unbekümmert um Staub oder Regen. Erhält der Adressat den Brief in verstaubtem Zustande, so steckt er den Zeigefinger in den Mund und reibt mit dem also befeuchteten Finger die beschriebene Blattfläche ein, worauf sich die Schriftzeichen infolge des feucht gewordenen an ihnen haftenden Schmutzes gar säuberlich in dunkler Schrift von der gelben Schreibfläche abheben.

Ich erwähnte vorhin des liebenswürdigen Sohnes des Kommissars und dessen in Paris erzogener Gattin und bitte die Leser nun, sich so anständig wie möglich anzuziehen und mit mir Madame Luang Chan Buhbser, das ist ihr Name, einen Besuch abzustatten.

Wie alle Häuser und Geschäfte in Chiengmai, so ist auch das Haus, in dem Madame uns empfängt, von hohem, dichtem Bambus- oder Holzzaune umgeben, um Vorüber-

gehenden den Einblick in die inneren Räume zu verwehren. Wir treten durch die Umzäunung in einen kleinen Vorhof, dann ins Haus, marschieren durch einen hallenartigen Raum, in dem einiges Gesinde herumlungert, erreichen eine schmale Treppe und gelangen, nachdem wir die wenigen Stufen derselben erstiegen haben, in ein nach einer Seite veranda-artig offenes Zimmerchen, in dessen Mitte ein mit bunter Decke behangener und mit einem Blumensträußchen geschmückter runder Tisch steht. Einige anspruchslose Stühle bilden das übrige Mobiliar. Wir haben, der Einladung eines Dieners folgend, kaum Platz genommen, um auf Madame, die noch bei der Toilette beschäftigt ist, zu warten, als ein bildhübscher, elegant gewachsener junger Siamese mit bloßen Beinen, um die Hüften das landesübliche Panung, den Oberkörper mit weißer Jacke bekleidet, das Haar à la Stachelschwein gestutzt, eintritt, uns durch eine graziöse Bewegung auffordernd, die Plätze, von denen wir uns bei seinem Eintritt erhoben haben, wieder einzunehmen. Wir suchen gerade nach irgend ein paar siamesischen Worten, um uns nach dem Befinden von Madame zu erkundigen, da wir den jungen Herrn für einen Bruder derselben halten, als

Siamesin in gewöhnlicher Tracht.

dieſer junge Herr auch ſchon beginnt, in dem allerliebſten Pariſer Franzöſiſch loszuplappern und — ſich als Madame ſelbſt vorzuſtellen.

Ich hatte mir nun zwar nach meinen Erfahrungen mit den Pumeas vorgenommen, mich über nichts mehr in dieſem merkwürdigen Lande zu wundern, und wäre ich eines ſchönen Tages ſelbſt einem kinderſäugenden Manne begegnet, ich wäre ohne weiteres über denſelben zur Tagesordnung übergegangen, hätte mich damit beruhigt, daß in Laos eben die Welt auf dem Kopfe ſtehe, und mich glücklich geprieſen, in einem Erdteile geboren zu ſein, in dem die Vaterpflichten anderer und jedenfalls leichterer Art ſind. Hier war ich aber denn doch trotz aller Vorſätze wieder einmal aus der Faſſung gekommen. Daran, daß die anmutigſten Weiber ſich bei näherer Bekanntſchaft als Männer entpuppten, daran war ich bereits gewöhnt, aber einen bildhübſchen Jungen plötzlich als Madame Luang Chan Buhbſer vor mir zu ſehen, das war — nun zum mindeſten doch „gegen alle Kleiderordnung“. Madame war natürlich meine Überraſchung nicht entgangen, aber ſie hatte den Grund für dieſelbe anderweitig zu finden geglaubt, und meinte ohne die geringſte Spur von Gêne oder gar Koketterie auf ihre unbekleideten Beine deutend: „Ah, ich errate, was Sie ſo in Erſtaunen ſetzt. Ja, ja! wir haben hier andere Sitten, als in Europa. Bei Ihnen zieht eine Frau, je älter ſie wird, um ſo mehr an, bei uns um ſo weniger.“

Heute noch erröte ich, wenn ich daran denke, mit welcher Ungeſchicklichkeit ich die günſtigſte Gelegenheit für hübſche Komplimente unbenützt vorübergehen ließ. Ich war aber immer noch halb Salzſäule, und Madame, die ſich dieſen merkwürdigen Aggregatzuſtand, in dem ich mich befand,

nicht recht erklären konnte, begann in der Voraussetzung, ich verstehe ihr reizendes Französisch nicht, mich nunmehr in englischer Sprache anzureden. Allmählich kam dann die Unterhaltung in Fluß, als ich mich aber, beglückt durch eine Einladung für den kommenden Tag, verabschiedet hatte und

Siamesin in Gesellschaftstoilette.

in mein Quartier zurückkehrte, konnte ich das fatale Gefühl nicht los werden, mich thörichter als ein verliebter Sekundaner benommen zu haben.

Am folgenden Abend zur festgesetzten Stunde erschien ich nebst Konsul Stringer und ein paar andern Europäern wieder bei Madame.

Ich fand sie diesmal in reizender Gesellschaftstoilette, grauseidenen Kniestrümpfen, olivenfarbigem, seidenem Panung, weißem Spitzenjacket und schärpenartig über die linke Schulter geschlagenem, orangefarbigem Seidenshawl, dazu funkelnde Brillanten in den Ohrläppchen, kurz, „simplement ravissante“. Ihr Gatte, einer der hübschesten Siamesen, denen ich begegnet bin, trug ein dem ihrigen in Schnitt und Farbe gleichendes Kostüm; nur trat an Stelle des Spitzenjackets eine einfache weiße Jacke mit goldenen Knöpfen, und außerdem fehlten Shawl und Brillantohrringe. Die Tafel war mit Silberschalen von ausnehmend hübscher, getriebener Arbeit in haut relief, in der die Schans exzellieren, und mit duftigen Blumensträußen geschmückt, die Speisen waren nach europäischer Art bereitet, die Weine vom Sherry bis zum Champagner tadellos. Man hätte glauben können, durch eine Zaubermacht nach Paris versetzt zu sein, hätte die Zauberin selbst, die alles dies zu Wege gebracht, durch den Geist ihrer Unterhaltung, ihren Witz, ihre ungekünstelte Anmut alle Pariserinnen weit hinter sich lassend, uns nicht in anziehendster Weise durch ihre originellen Einfälle stets wieder auf den Boden geführt, auf dem wir uns in Wirklichkeit befanden.

Ich unterhielt mich mit Madame über den König von Siam und seine ungezählten Frauen und erfuhr dabei zum ersten Male, daß jede dieser Frauen ihren eigenen Haushalt führe, sowie ferner, daß Polygamie durchaus nicht, selbst nicht in den höheren Ständen, in Siam allgemein sei. Als ich daraufhin scherzhaft ihren Gatten fragte, wie viele Frauen er sich noch zu nehmen gedenke, meinte sie: „Nach solchen Dingen müssen Sie nicht meinen Mann, sondern mich fragen.“

Auf die französischen Herren war sie nicht gut zu sprechen und bezeichnete sie als fade Schmeichler, während die Engländer aufrichtige, biedere Naturen seien.

„Und die Deutschen, haben sie irgendwie Gnade vor Ihren Augen gefunden?"

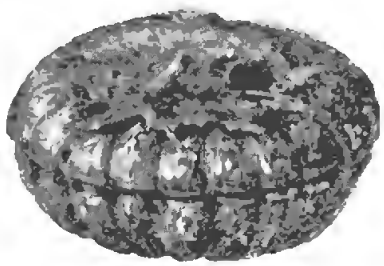
„O ja! Sie sind nach meinem Geschmack die besten Tänzer."

Nun, das ist, wenn auch nicht viel, so doch etwas, und ich dankte der schönen Richterin im Namen meiner gewandten Landsleute, indem ich ein Glas Sekt auf ihr, d. h. Madames Wohl leerte.

Als wir auf die Naturschönheiten der Umgegend Chiengmais zu sprechen kamen, äußerte unsere schöne Wirtin, die Siamesen — und sie mache von ihren Landsleuten keine Ausnahme — seien noch nicht auf der Kulturstufe angelangt, von der aus man die Natur in ihren Einzelheiten bewundere, ja sie ging sogar soweit, zu behaupten, wir würden lediglich durch unsere Romanschriftsteller und Novellisten zum Bewundern von Wäldern, Bergen und anderen Dingen erzogen, die der Naturmensch als etwas ganz Selbstverständliches ansehe.

„Für uns z. B.", meinte Madame, „ist das Meer nichts anderes als eine mehr oder minder bewegte Wasserfläche, für Euch Europäer ist es zugleich eine Erinnerung an ein Gedicht, welches Ihr in der Jugend auswendig gelernt, an ein Lied, welches Ihr gehört oder selbst gesungen habt, und mit dieser Erinnerung kommt zugleich eine weihevolle Stimmung über Euch, die Euch dazu verleitet, eine Wasserfläche selbst als eine Art Gedicht anzusehen und in allerhand Verzückungen zu geraten, auf die ein Mensch, dem eben diese Erinnerungen abgehen, nie verfallen würde."

Nach dieſen kleinen Proben unſerer Unterhaltung wird man begreifen, in wie angenehmer Weiſe die Zeit verſtrich, und wie wenig Aufmerkſamkeit wir der von drei Flötenbläſern und einem Sänger ausgeführten Tafelmuſik ſchenkten. Nach beendeter Mahlzeit zogen wir uns in eine behagliche Plauderecke zurück, ein kleines Tiſchchen wurde gebracht und darauf Burris, Cigaretten ſowie ein zierliches goldenes Betelſervice von kunſtvoller ſiameſiſcher Arbeit ausgebreitet. Während wir uns den rauchbaren Genußmitteln zuwendeten, begann Madame ſich mit vieler Anmut ihren Betel zu be-



Beteldoſe aus emailliertem Silber.

Beteldoſe aus Gold.

Geſchenke des Königs von Siam an den Verfaſſer.

reiten. Hierzu wird zuerſt aus einem dütenähnlichen Goldgefäße das friſche Blatt der Betelranke (Piper betel), darauf aus einer — in dieſem beſonderen Falle auf dem Deckel mit einem maſſiven, vorzüglich gearbeiteten Löwen geſchmückten — Doſe mit dem Finger ein wenig roſa gefärbter dicker Brei aus feingepulvertem Kalk entnommen und auf das Blatt geſtrichen. Hierzu kommt aus einem anderen Döschen etwas „Cutch", aus einem dritten vielleicht eine Gewürznelke oder eine Priſe Tabak, worauf das Blatt zuſammengefaltet und mit einem Stückchen friſcher oder getrockneter Arekanuß

in den Mund — wiederum in diesem besonderen Falle in ein allerliebstes Mündchen — gesteckt wird.

Mit einer solchen Komposition im Munde nun fühlt sich der Betelkauer — denn selbstverständlich muß die Sache gekaut werden — für mindestens eine Viertelstunde ebenso glücklich wie der leidenschaftliche Raucher nach Tisch mit seiner Havana.

Aber selbst Madame Buhbser und die von ihr, wie in allem, so auch im Betelkauen entwickelte Anmut haben es nicht vermocht, meine Ansicht, daß das Betelkauen eine der widerwärtigsten Gewohnheiten orientalischer Völkerschaften ist, zu erschüttern. Mag der blutrote Betelsaft selbst von den Lippen der reizendsten Frau in das kunstvollste Goldschälchen fließen — die ganze Kauerei und Spuckerei ist und bleibt das Unappetitlichste, was man sich denken kann, und es ist wahrlich ein Glück, daß das Betelkauen in der Regel erst zu einer Zeit beginnt, wo man einen Appetit nicht mehr zu verlieren hat.

Madame war so gütig, auch für mich eine Mischung zurechtzumachen und ich begreiflicherweise galant genug, dieselbe zu kosten. Die zerkaute Masse hat einen sehr herben Geschmack und wirkt adstringierend. Es läßt sich nicht leugnen, daß man nachher ein erfrischendes, gewissermaßen reines freies Gefühl, wie etwa nach dem Gebrauch von Myrrhentinktur, im Munde spürt und sich merkwürdig erleichtert fühlt, auch soll durch den Betelsaft die Verdauung befördert werden, aber diese Wirkungen sind nicht im stande, die vielen Nachteile des Betelkauens, z. B. das Schwarzwerden der Zähne, Entstellen des Mundes, vor allen Dingen aber das Unästhetische der Prozedur selbst wett zu machen.

Während wir rauchten, Bier tranken und Whisky mit

Sodawaſſer ſchlürften, trug unſer Wirt ſiameſiſche Weiſen auf einem in Siam und Unter-Burma heimiſchen guitarrenartigen, etwa vier Fuß langen Inſtrumente, dem ſogenannten Dahké (zu deutſch Krokodil) vor. Mit einem Krokodil hat es allerdings nur inſofern Ähnlichkeit, als es wie dieſes vier Füße beſitzt und in der Mitte breiter iſt als an den beiden Enden. Der Reſonanzkörper iſt aus dem Holze des Jackfruchtbaumes gemacht und mit drei Saiten beſpannt, zwei ſeidenen und einer metallenen, die vom Spieler mit einem elfenbeinernen Plektron von der Größe eines Kuhzahnes, welches gleich dem Schlagringe des Zitherſpielers am Daumen der rechten Hand befeſtigt wird, in Schwingungen verſetzt werden.

Das Inſtrument, auf dem Herr Buhbſer Meiſter zu ſein ſchien, hatte einen vollen, angenehmen Klang. Nachdem er ſein Repertoir ſiameſiſcher Weiſen erſchöpft hatte, ſpielte der Künſtler ſämtliche europäiſche Nationalhymnen, worauf wir uns dankend von dem liebenswürdigſten Ehepaar Siams verabſchiedeten.

„Bon voyage et à revoir en Europe“, mit dieſen Worten reichte mir Madame die Hand, die ich mit dem aufrichtigen Wunſche „auf Wiederſehen“ an die Lippen führte.

Wie ſich denken läßt, wurde meine Zeit in Chiengmai nur zum geringſten Teile durch die Freuden der Geſelligkeit, vielmehr in erſter Linie durch das Einziehen von allerlei Erkundigungen über die verſchiedenen Reiſerouten und Transportverhältniſſe in Anſpruch genommen. Sollte es ſich doch hier entſcheiden, wohin ich meinen Marſch, nachdem ich die Schanſtaaten erreicht, würde fortſetzen können. In die Schanſtaaten wollte ich unter allen Umſtänden ſo weit wie

möglich vordringen, aber ob ich dann nach Chiengmai zurückkehren und von dort nach Bangkok gehen, oder, von Chieng-Tung in östlicher Richtung marschierend, versuchen sollte, Luang Prabang zuzustreben, um den Mekong hinunterzufahren, stand noch dahin, da alles davon abhing, ob es möglich sein würde, Elefanten, Maultiere und Träger zu bekommen. Dr. Cheek, der selbst über 200 Elefanten besitzt, hatte mir zwar in großmütigster Weise beliebig viel Elefanten bis Chieng-Tung (18 Tagemärsche von Chiengmai) zur Verfügung gestellt, wo ich dann sehen mußte, Maultiere von einer durchziehenden Hokarawane zu mieten. Es schien mir indessen zweifelhaft, ob ich überhaupt eine Karawane, deren Führer sich geneigt zeigen würde, mir Tiere abzulassen, treffen würde, und zweifellos, daß, sollte dieses dennoch der Fall sein, der Karawanenführer unverhältnismäßig hohe Preise von mir verlangen würde. Da kam mir in letzter Stunde der Gedanke, mich einer heimkehrenden Karawane schon in Chiengmai anzuschließen und dieselbe bis Talifu zu begleiten. War ich erst einmal in Yunnan, um das Herauskommen auf dem einen oder anderen Wege war mir dann weiter nicht bange, dafür, dachte ich mir, würden die chinesischen Behörden schon selber sorgen.

Das Schlimme an der Sache war nun, daß ich keinen chinesischen Paß besaß, und es war auch keine Möglichkeit vorhanden, solchen selbst in einigen Wochen zu erhalten, da die Telegraphenlinie zwischen Chiengmai und Bangkok, wie das die Regel und nicht die Ausnahme ist, unterbrochen war, ich somit nach Peking nicht telegraphieren konnte, die Post hingegen allein von Chiengmai bis Bangkok mehr als 14 Tage unterwegs ist, so daß ich vor Ablauf zweier Monate keine Antwort von Peking erwarten konnte. Mich

ſelber genierte dieſer Paßmangel verhältnismäßig wenig, wohl aber die verſchiedenen Karawanenführer, die erklärten, man würde ihnen, wenn ſie mich über die Grenze brächten, die Köpfe abſchlagen, eine Operation, gegen die ſie ſich ſelbſt gegen vorzügliche Bezahlung abgeneigt zeigten.

Ohne die Hilfe des Herrn Leonowens, des Agenten einer der größten Handelsgeſellſchaften des Oſtens, der Borneo Ko., die in Chiengmai eine Filiale beſitzt, wäre es mir ſicherlich unter keinen Umſtänden gelungen, Maultiere zu erhalten. Dieſem für meine Pläne ſich lebhaft intereſſierenden, bei den Eingeborenen wie den yunnaneſiſchen Karawanenführern gleich beliebten und einflußreichen Engländer gelang es glücklicherweiſe, die Bedenken eines unternehmenden Hos ſoweit zu beſeitigen, daß ſich derſelbe bereit erklärte, wenn auch nicht mich mitzunehmen, ſo doch mir drei Maultiere und einen Treiber, zu dem auf ſeine Koſten in Chieng-Tung ein zweiter angeworben werden ſollte, zu überlaſſen. Dieſe ſollten mein Gepäck für den Preis von 400 Rupien = 600 M. bis Talifu bringen. In den Preis einbegriffen war die Verpflegung der Tiere und Treiber. Meine Einwürfe, daß die von mir mitgeführten Geldmittel nicht ausreichen würden, falls ich gezwungen würde, mich längere Zeit in Talifu aufzuhalten, oder falls ich weiter ins Land reiſen wolle, beſchwichtigte Herr Leonowens, indem er mir, was übrigens Herr Dr. Cheek ebenfalls gethan, jede gewünſchte Summe zur Verfügung ſtellte und dem Karawanenführer, der mir die drei Maultiere verſprochen hatte, die ſchriftliche Erklärung gab, daß er für etwaige von mir in Talifu aufzunehmende Gelder in jeder Weiſe aufkomme. Letzteres war für mich von hervorragender Wichtigkeit, da ich das Mitnehmen weiterer Barmittel nicht riskieren wollte.

Mehr zur Beruhigung des Maultiervermieters und Treibers, als weil wir uns selbst irgend einen Erfolg davon versprachen, stellte Herr Konsul Stringer mir ein in chinesischer Schrift und Sprache abgefaßtes Empfehlungsschreiben an die chinesischen Grenzbehörden aus, während ich die Leute gleichzeitig mit der Versicherung beruhigte, daß ein Paß vom Kaiser von China von Peking nach Talifu für mich geschickt würde, was, wie sich nachträglich herausstellte, in der That der Fall war, da von unserm Gesandten in China, Herrn von Brandt, sobald derselbe Kunde von meiner Absicht, nach Yunnan zu gehen, erhalten hatte, alle Hebel in Bewegung gesetzt worden waren, mir etwaige Unannehmlichkeiten an der Grenze zu ersparen und meiner Reise einen Erfolg zu sichern.

Da unsere Bewaffnung von Kennern des Landes als unzureichend bezeichnet wurde, gab mir der hilfsbereite Herr Leonowens auch noch einen Winchester-Repetierkarabiner und eine doppelläufige Centralfeuerflinte mit so vieler Munition, wie ich bei meinen wenigen Lastitieren mitzunehmen für gut erachtete. Sämtliche Europäer Chiengmais wetteiferten überhaupt darin, mir Freundlichkeiten zu erweisen und mir alles, was sie an Proviant besaßen, oder Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung zu stellen, doch verzichtete ich mit Ausnahme einiger Büchsen van Houtens Kakao und eines Paares mir von Herrn Leonowens angebotener solider englischer Stiefel auf jede weitere Liebesgabe, um mein Gepäck nicht noch mehr zu beschweren.

Als zweiten Diener und gleichzeitig Dolmetscher gelang es mir, einen der burmesischen Sprache mächtigen Yunnanesen, mit dem ich mich mit Fritzens Hilfe verständigen konnte, für 30 Rup. für den Monat zu engagieren. Er hieß

Logi Man, wurde aber von mir wegen seiner abschreckenden Häßlichkeit sogleich in „Bogiman“ (englischer Name für den Knecht Rupprecht) umgetauft.

Einen wertvollen Zuwachs erhielt unsere kleine Truppe ferner in Gestalt eines yunnanesischen spitzähnlichen schwarzen Hundes mit schwarzblauer Zunge, den mir Mr. Leonowens zum Geschenk machte und der später infolge seiner Wachsamkeit und seines bissigen Wesens sicherlich manchen Dieb von unserm Lager ferngehalten hat. Er war, als ich ihn erhielt, fett wie eine jüdische Bankiersfrau bei Antritt ihrer Kur in Karlsbad und wurde auf den Namen „Pig“ getauft. Ich bin überzeugt, daß diejenigen meiner Landsleute, die den Patriotismus so weit treiben, u. a. der Ostafrikanischen Gesellschaft einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie für ihre Besitzungen Rupien, anstatt Markstücke hat prägen lassen, auch mich als schlechten Deutschen hinstellen werden, weil ich einen chinesischen Hund mit dem englischen Worte „Pig“ belegte, anstatt ihn mit dem alten ehrlichen deutschen Namen „Schwein“ zu taufen. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß sich Fritz und Vadiwal bei dem Worte „Schwein“ ebensowenig hätten denken können, wie der Ostafrikaner bei einer Reichsmark, daß sie hingegen ein „Pig“ voll und ganz zu würdigen wußten und den Humor der Sache begriffen. Übrigens wären sie auch gar nicht einmal im stande gewesen, das Wort „Schwein“ auszusprechen, hatten sie doch schon aus dem urdeutschen „Fritz“ „Filitz“ gemacht, da ihre Zungen dem Fr nicht gewachsen waren.

Am Tage vor meinem Aufbruche von Chiengmai besichtigte ich unter Führung des Herrn Dr. Cheek den neuen Palast des Fürsten, dessen Erbauung die Summe von

100000 Rupien gekostet hat. Derselbe ist, wie schon bemerkt, in europäischem Stil gehalten, die Einrichtung der einzelnen Räume ist jedoch mit Ausnahme des Audienzsaales, in dem sich unter einem an der Wand hängenden Öldruckbilde des Königs von Siam ein aus Elfenbein geschnitzter Thron und ein ebensolches Sofa, beides Geschenke Moung Shway Hlays und seines Vaters befinden, so laosmäßig wie möglich. Neben dem Audienzsaal befindet sich das Arbeitszimmer des Fürsten, in dem sich als einziges Mobiliarstück eine primitive Drehbank befindet, an der Seine Hoheit die schweren Sorgen um das Wohl seiner Landeskinder zeitweise zu vergessen sucht.

Der Alltagsthron — das soeben erwähnte elfenbeinerne Möbel wird nur bei Haupt- und Staatsaktionen benutzt — auf dem Seine Hoheit gleichzeitig die laufenden Regierungsgeschäfte erledigt, Audienzen erteilt und die Thätigkeit seiner Köche und Köchinnen überwacht, ist in der Küche aufgestellt, eine Einrichtung, die ich allen Souveränen, die Wert auf einen wirklich guten Tisch legen, auf das angelegentlichste empfehlen kann.

Der alte Palast, ein hübsches Gebäude im Schanstil, liegt im Innern der Stadt, wird aber vom Fürsten nur ausnahmsweise auf einige Tage bezogen, wenn nach lang andauernder Dürre die Pungis solches für nötig erachten, um durch diesen Wohnungswechsel die vom ganzen Lande heiß ersehnten Niederschläge herbeizuführen.

Zu meiner großen Freude entschloß sich Mr. Stringer in letzter Stunde, mich bis an die Grenze des unabhängigen Schanstaates Ching Tung zu begleiten. Ich hatte dadurch in erster Linie die Annehmlichkeit, so lange mein Weg durch Laosgebiet führte, in vortrefflicher Gesellschaft und mit einem

Manne zuſammen zu reiſen, der die Landesſprache genügend beherrſchte, um von den Bewohnern alle erwünſchten Aufſchlüſſe über Handel, Sitten und Gebräuche zu erhalten, dann aber auch den keineswegs zu unterſchätzenden Vorteil, für die erſten zehn Tage mit einer derartig ſtarken Karawane zu reiſen, daß ein räuberiſcher Überfall kaum zu erwarten ſtand.

Nachdem ich mich von meinem bisherigen Reiſegenoſſen Moung Shway Hlay*), der mit ſeinen Elefanten nach Mainlungyi zurückkehren wollte, und all den liebenswürdigen Europäern Chiengmais verabſchiedet hatte, brach ich am Morgen des 10. Februar mit meinen gemieteten drei Laſttieren, nämlich zwei Maultieren und einem Pony, fünf zum engliſchen Konſulate gehörenden Elefanten und im ganzen etwa zwanzig Mann auf. Bogiman hatte ſich mit einem Pony von der Größe eines Neufundländers beritten gemacht, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, da das Tierchen im Notfalle auch immerhin noch zum Tragen einer Laſt herangezogen werden konnte. Ich hatte zwar bereits ein Laſttier mehr, als ich eigentlich gebrauchte, aber da man nie weiß, welche Unglücksfälle ſich auf einer weiten Reiſe ereignen können, ſo iſt jedes Reſervetier, und ſei es ſelbſt ſo zwergartig, wie das unſeres Bogiman, beſtens willkommen.

*) Moung Shway Hlay iſt inzwiſchen in Anerkennung ſeiner Verdienſte um den Verfaſſer von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Sachſen-Weimar das Ritterkreuz II. Claſſe des Ordens der Wachſamkeit oder vom Weißen Falken verliehen worden.

Marſch nach Chieng Hai und Chieng Sen.

Da unſere Marſchroute fortab öſtlich vom Me Ping weiterführte, mußten, als wir von Chiengmai aufbrachen, die Elefanten den Fluß mit ihren Laſten durchwaten, während Menſchen und Maultiere die Brücke benutzend ans andere Ufer gelangten.

Mr. Stringer hatte noch einige Geſchäfte zu erledigen und wollte gegen Abend zu Pferde folgen, um uns auf dem verabredeten Lagerplatze zu treffen. Es ſtellte ſich indeſſen heraus, daß der Weg dorthin keinem ſeiner Leute bekannt war und daß auch unſere Spuren ſchwer aufzufinden ſein würden, da wir größtenteils querfeldein über abgeerntete Reisfelder zu ziehen hatten, die derartig hartgetrocknet waren, daß weder Elefantenfüße noch Maultierhufe Eindrücke im Boden zurückließen. Ich band daher einen mit Papierſchnitzeln gefüllten Beutel an den Sattel meines Ponys, um überall da, wo für den uns folgenden Mr. Stringer Zweifel über den von uns eingeſchlagenen Weg entſtehen konnten, dieſen durch Papierſchnitzel zu bezeichnen, genau wie ſolches bei einer Schnitzeljagd zu geſchehen pflegt. Auf den Reisfeldern fanden wir vielfach Waſſerbüffel angebunden,

die neben Ochſen als Zugtiere beim Beſtellen der Äcker Verwendung finden. Während die letzteren ſtets frei umherlaufen, ſind die Büffel der Regel nach gefeſſelt, teils ihrer Bösartigkeit wegen, teils aber auch, weil ſie geneigt ſind, weite Wanderungen vorzunehmen, ſo daß ſie oft nur mit vieler Mühe wieder aufgefunden werden können.

Die eigentümliche Art ihrer Feſſelung habe ich nur hier und in den Schanſtaaten geſehen. Ein ſtarker Bambuspfahl wird ſo tief in die Erde geſchlagen, daß er etwa 4 Fuß aus dem Boden herausragt. In die Öffnung dieſes Bambuspfahles wird ein kleines, genau in dieſelbe hineinpaſſendes Rohr geſteckt, ſo daß ſich dieſes ſenkrecht ſtehend wie eine Welle im Lager um ſeine eigene Achſe drehen kann. Auf dieſem drehbaren Einſatz nun ruht ein 20 bis 30 Fuß langes, an dem kürzeren, etwa 4 Fuß langen Ende mit Steinen beſchwertes Bambusrohr gleich dem Hebebaum eines Ziehbrunnens. An dem infolge der Belaſtung des kürzeren Schenkels ſtets aufgerichteten längeren Teile iſt oben ein Strick befeſtigt, deſſen anderes Ende um den Hals oder die Hörner des Büffels geſchlungen iſt. Der Strick iſt gerade ſo lang, daß er, wo immer das angebundene Tier ſich auch befinden mag, niemals den Boden berührt, ſo daß ein Verheddern des Tieres im Strick ausgeſchloſſen, ihm auf der anderen Seite aber wiederum die Möglichkeit gegeben iſt, eine Fläche abzugraſen, deren Radius der Länge des Balanzierbaumes plus dem an deſſen Ende befeſtigten Strick entſpricht. Auf Befragen erfuhr ich, daß ein guter Büffel gegen 20 Rupien koſtet, während mir der Wert von Rindvieh auf die Hälfte angegeben wurde.

Es war nicht immer leicht, einen allen Anforderungen genügenden Lagerplatz zu finden. Von einem ſolchen wurde

in erſter Linie Waſſer verlangt, womöglich ein Bach oder Fluß, groß genug, um den Elefanten gute Badegelegenheit zu bieten, dann mußte im Dſchungel ein den Elefanten zuſagendes Futter vorhanden ſein, denn auf dieſes allein waren ſie angewieſen, endlich wurden Gras oder Bambus für Ponies und Maultiere beanſprucht und womöglich auch Bäume mit großen Blattkronen, unter denen die Leute Schutz gegen den meiſt ſtark auftretenden Nachttau fanden. In der Regel waren wir ſo glücklich, nach achtzehn bis zwanzig Meilen Marſchierens an ein Flüßchen zu gelangen und an deſſen Ufer irgendwo einen Platz, wie wir ihn wünſchten, zu entdecken. Jedenfalls bewährte ſich unſere Marſchordnung vortrefflich, und nie zuvor bin ich mit ſo viel Bequemlichkeit gereiſt, wie mit dieſer kombinierten Maultier-Elefantenkarawane.

Wir glichen, wenn wir des Morgens vereint loszogen, beinahe einem wandernden Zirkus. Da waren erſtens die fünf ſtattlichen Elefanten, dann meine mit allerhand bunten Quaſten, Schweifen und Schellen aufgeputzten Maultiere, unſere Ponies, Pig und zwei kleine Bullterriers des Mr. Stringer, der kohlpechrabenſchwarze Vadiwal mit feuerrotem Turban als Vertreter der dravidiſchen Raſſe, Fritz und ein zweiter, von mir in Chiengmai angeworbener Burmeſe, den ich bisher zu erwähnen vergaß, zwei Schans, Bogiman und der Maultiertreiber, Namens Maizalee, beides vierſchrötige Geſellen in chineſiſcher Tracht und mit runden, flachen, öltuchüberzogenen Hüten auf den mit weißen Turbanen umwickelten Köpfen (die mohamedaniſchen Yunnaneſen oder Hos tragen, ſo lange ſie ſich außerhalb Chinas befinden, keinen Zopf, ſondern das Haar unter einem Turban; nach Überſchreitung der Grenze ſind ſie hingegen gezwungen, mit Zopf zu erſcheinen), dann der aus der portugieſiſchen Ko-

louie ſtammende Koch Mr. Stringers, die laoſiſchen Diener und Elefantentreiber und endlich wir zwei Europäer. Jedenfalls waren wir eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft und hätten ſehr gut für eine wandernde Muſterkarte verſchiedener Raſſen gelten können.

Das Leben und Treiben im Lager war ungemein anziehend, die Leute vertrugen ſich vorzüglich und waren, da

Bogiman auf Tſchoe.

es ihnen nie an Reis im Topfe fehlte, fröhlich und guter Dinge, die Elefantentreiber wurden in ausgezeichneter Zucht gehalten und waren ſtets pünktlich mit ihren Tieren zur Stelle, ſo daß der Aufbruch in aller Frühe erfolgen konnte, was beim Marſchieren mit Elefanten von größter Wichtigkeit iſt, da dieſelben in den kühlen Morgenſtunden faſt doppelt ſo viel leiſten, als in der Hitze des Mittags und Nachmittags.

Unser Weg führte größtenteils durch bewaldetes Hügelland mit vielen hübschen Landschaftsbildern. Bambus war vorherrschend, doch fanden sich auch mehrfach neben Teakholz vereinzelte Thinganbäume, Pinus longifolia, Butea frondosa mit ihren wunderbar effektvollen Blüten, wilde Bananen, Baumfarne und eine Menge mir unbekannter Laubbäume. In einzelnen Thalschluchten war die Vegetation von geradezu überwältigender Üppigkeit und von durchaus tropischem Charakter. Orchideen wurden in großer Menge gesehen, die wenigsten waren jedoch in Blüte. Stundenlang kamen wir zuweilen durch vollkommen von blau, violett und weiß blühenden Schlingpflanzen überwuchertes Dickicht, durch welches zu unserem Glück einige vor uns des Weges gezogene Karawanen sich Bahn gebrochen hatten. Überhaupt waren die Wege, so lange wir im Laos-Gebiet blieben, derartig, daß wir nur selten auf Hindernisse stießen. Von Wild war kaum eine Spur zu sehen, nur die Hullockäffchen jauchzten in den Wäldern, doch fehlte es weder an Waldhühnern und Tauben, noch an Raub- und Singvögeln.

Wir begegneten fast täglich größeren Karawanen von Lastochsen mit Salz aus Yunnan, Katechu (cutch), rotem Pfeffer oder Reis (letzterer meist für einige südlich von Chiengmai gelegene Gebiete, in denen zur Zeit Hungersnot herrschte, bestimmt), sowie nach Chiengmai ziehenden Schlachtviehkarawanen, deren Führer uns erzählten, daß sie sechs bis neun Rupien in den nördlichen Laosstaaten für das Haupt bezahlten und das Stück mit neun bis fünfzehn Rupien in Chiengmai wieder zu verkaufen pflegten.

Die meisten Karawanenführer und -treiber trugen in einem kleinen, an beiden Enden offenen Cylinder aus Rohrgeflecht, den sie an einer Schnur über die Schulter ge-

ſchlungen hatten, ihren Kampfhahn bei ſich. Begegnen ſich unterwegs zwei Karawanen, namentlich aber, wenn ſie benachbarte Lagerplätze beziehen, ſo dauert es nicht lange, und einige Hahnmenſuren ſind in vollſtem Gange. Auch Lach- und Turteltauben, ſowie allerlei Singvögel werden von den Leuten als Geſellſchafter und Lieblinge auf Reiſen mitgeführt.

Am Nachmittag des dritten Tages, nachdem wir Chiengmai verlaſſen hatten — wir hatten über 20 Meilen an dem betreffenden Tage zurückgelegt — machte ich bei Ankunft im Lager die unangenehme Entdeckung, daß ich meinen Revolver (d. h. genau genommen, Major von Wiſſmanns Revolver, denn dieſer hat ihn mir vor etwa drei Jahren in Afrika geliehen) auf unſerem Frühſtücksraſtplatze zurückgelaſſen hatte.

4 Uhr war bereits vorüber, und da ich ſelber keine Luſt verſpürte, zehn Meilen weit zurückzureiten, um den vergeſſenen Gegenſtand zu holen, bat ich Bogiman, der von uns allen am wenigſten zu thun hatte und dabei den ganzen Tag auf ſeinem kleinen, „Tſchoe“ genannten Pony herumgejuckelt war, ſolches für mich zu thun. Ich ſchien indes bei ihm mit dieſem Vorſchlage wenig Gegenliebe zu finden, er ſchützte Müdigkeit, Hunger und allerlei Gebreſten vor, und ſelbſt ein Appell an ſeine Ehre fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Nun gebe ich zu, daß es eine nicht gerade angenehme Aufgabe iſt, nachdem man einen ganzen Tagemarſch hinter ſich hat und froh iſt, endlich ins Lager gekommen zu ſein, zehn Meilen zurückzugehen, um einen vergeſſenen Revolver zu ſuchen und dann bei Nacht dieſe zehn Meilen nochmals zu machen, um wieder zum Lager zu gelangen.

Aber es half nichts, der Revolver mußte unter allen Umſtänden wieder herbeigeſchafft werden, und zwar ohne

Zeitverluſt, da ſich mit jeder Minute die Ausſicht, die koſtbare Waffe wieder zu erlangen, verringerte.

Ich entſchloß mich daher, ſelber zurückzureiten und war ſchon im Begriff, Radja wieder zu beſteigen, als Fritz, der inzwiſchen erfahren hatte, um was es ſich handelte, ohne einen Augenblick zu zögern, lediglich mit ſeinem Speer bewaffnet, in der Richtung, aus der wir gekommen, fortrannte.

Mit den Worten: „Ich bringe den Revolver", war er davongeſprungen.

Bogiman, der ſich von dem ſiebzehnjährigen Jungen, der noch dazu den ganzen Weg von zwanzig Meilen zu Fuß zurückgelegt hatte, namentlich aber nicht von einem Burmeſen beſchämen laſſen wollte, hatte Fritz kaum ſich entfernen ſehen, als er kam, mich um meinen Repetierkarabiner zu bitten, und dann ſo bewaffnet ebenfalls davoneilte.

Unter dieſen Umſtänden war ich natürlich weiterer Bemühungen überhoben und konnte mir's im Lager bequem machen, während Fritz und Bogiman ſich die Beine ausliefen. Ich muß geſtehen, daß, ſo leid es mir that, lediglich durch meine Vergeßlichkeit zwei meiner Diener erſtens um ihre wohlverdiente Ruhe gebracht und ſie zweitens allen möglichen Gefahren ausgeſetzt zu haben, ich dennoch im höchſten Grade befriedigt war, als ich mich in meinem langen Feldſtuhl dehnen und ſpäter in aller Behaglichkeit mein Diner einnehmen konnte, „denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht". Was mich bei der ganzen Sache jetzt ausſchließlich beunruhigte, war der Gedanke, der Revolver könne überhaupt nicht wiedergefunden werden. Ich hatte ihn an dem Aſte eines unmittelbar am Karawanenpfade ſtehenden Baumes aufgehängt, und es war zehn gegen eines anzunehmen, daß der erſte

beſte des Weges gekommene Wanderer den Revolver gefunden und ſich ihn als willkommene Beute angeeignet hatte.

Die Rückkehr meiner beiden auf die Suche gegangenen Leute war nicht vor 11 Uhr zu erwarten, konnte aber möglicherweiſe erſt am folgenden Morgen erfolgen, ſo daß ich mich ſchlafen legte in der Vorausſetzung, von dem Wiedereintreffen der Boten ſofort benachrichtigt zu werden.

In dieſer Annahme hatte ich mich indeſſen getäuſcht und verbrachte eine ungeſtörte Nacht. Als ich jedoch in aller Frühe erwachte, fand ich zu meiner freudigen Überraſchung den vermißten Revolver an ſeinem gewohnten Platze in meiner Handah hängen. Ich war glücklich, ſo glücklich, daß ich am liebſten meinem Fritz auf der Stelle eine lebenslängliche Penſion ausgeſetzt hätte; aber ich unterdrückte dieſe edelmütige Regung und beſchränkte mich darauf, den Jungen, den ich, als ſei gar nichts vorgefallen, am Feuer damit beſchäftigt ſah, mir eine Taſſe Kakao zu bereiten, herbeizurufen.

Fritz erzählte nun lachend, wie es ihm ergangen war.

Er hatte noch vor Eintritt völliger Dunkelheit unſern Frühſtücksplatz erreicht und daſelbſt eine bewaffnete Schanbande lagernd gefunden. Der Revolver war verſchwunden. Auf ſeine Frage erhielt er den Beſcheid, niemand habe etwas von der Waffe geſehen; er möge ſich zum Teufel ſcheren. Das würde nun höchſtwahrſcheinlich jeder andere Junge gethan haben — nicht ſo mein Fritz, der erklärte, nicht eher von dannen gehen zu wollen, als bis man ihm den geſtohlenen Revolver ausgeliefert habe. Einige der Schans hatten ihn darauf umringt und verſucht, ihm eine Taſchenuhr, die ich ihm geliehen hatte, zu entreißen, wogegen er ſich tapfer mit ſeinem Speer gewehrt hatte. Nachdem er dem Bandenführer erklärt hatte, bereit zu ſein, falls man

den Revolver bringe, die Uhr gegen denſelben auszutauſchen, war einer der Leute im Walde verſchwunden und richtig nach wenigen Minuten mit der begehrten Waffe zurückgekommen. Revolver und Uhr werden Zug um Zug gegeneinander ausgewechſelt, doch kaum iſt Fritz im Beſitze des erſteren, als er denſelben ſpannt, ihn dem Bandenführer auf die Bruſt ſetzt und ſeine Uhr zurückfordert, die ihm denn auch von dem wie verſteinert Daſtehenden ohne weiteres ausgehändigt wird. Gerade in dieſem Moment war Bogiman auf der Scene erſchienen, worauf die ganze Bande, wahrſcheinlich in der Annahme, unſere Karawane komme zurück, mit Ausnahme des von Fritz am Arme feſtgehaltenen Führers, die Flucht ergriffen hatte.

Ihren Gefangenen in die Mitte nehmend, hatten meine beiden Leute dann den Rückmarſch angetreten, doch war ihnen das Mitſchleppen des ſich beſtändig ſträubenden, nur mit Hilfe der Speerſpitze vorwärts zu bringenden Kerls zu langweilig geworden, ſo daß ſie ihn nach Verabfolgung einer tüchtigen Tracht Prügel wieder in Freiheit geſetzt hatten.

Einige Meilen von unſerem Lager waren ſie dann noch einem Leoparden begegnet, den aber Bogiman in die Flucht getrieben hatte, nicht etwa, ſo erzählte Fritz — mit einem wohlgezielten Schuß, ſondern indem er direkt auf das Tier losgerannt ſei und ihm im Laufen einen Schuß dicht vor der Naſe abgefeuert hatte.

Ob dieſer verſchiedenen Heldenthaten herrſchte natürlich allgemeiner Jubel im Lager. Bogiman und Fritz hatten gegenſeitig vor einander die höchſte Achtung bekommen, und erſterer erklärte, mit einer Karawane, in der ſich ein Mann wie Fritz befände, bis ans Ende der Welt gehen zu wollen. Mir ſelbſt war mit zwei ſolchen Leuten unter meiner Ge-

Frik mit Pig.

folgschaft von jenem Tage an nicht mehr bange um unser Fortkommen.

Fritz aber, der sich auch später stets als der bravste, schneidigste Junge gezeigt hat, den ich je kennen gelernt habe, erhielt zur Belohnung für sein famoses Benehmen die Taschenuhr, mit deren Hilfe er den Revolver wiedererlangt hatte, als Geschenk und durfte, nachdem er im ganzen 40 Meilen in 24 Stunden marschiert war, den folgenden Marsch auf einem der Elefanten zurücklegen.

Wir hatten während des gestrigen Marsches die etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Wasserscheide zwischen dem Me Ping und Me Lao, der seine Wasser später, mit denen des Me Khoke vereint, dem Me Kong zuführt, überschritten. Bevor wir die Wasserscheide erreicht hatten, waren wir über einen Berg gekommen, vom dem die Sage erzählt, daß sich in seinem Innern einige verzauberte alte Weiber befinden, die jeden Mann ins Verderben stürzen, der es unterläßt, ihnen ein bestimmtes Opfer zu bringen. Kein Reisender versäumt es, den Ansprüchen dieser Damen gerecht zu werden, so eigenartig deren Forderungen auch sind, und wir finden infolge dessen an jeden Baumstamm oder Felsblock gelehnt, oft zu Hunderten nebeneinander höchst eigentümlich zugespitzte, teils sogar in indezenter Weise bemalte Stöcke, ja selbst in gleicher Weise behauene starke Baumstämme.

Mit alten Weibern, namentlich wenn dieselben irgendwo eingesperrt sind, ist bekanntlich nicht zu scherzen, darum schnitt auch ich errötend den verlangten Opferstab und legte ihn zu den übrigen, mich dem ganz besonderen Wohlwollen der Damen empfehlend.

Am folgenden Tage passierten wir die größere Ort-

ſchaft Papau, in der ich vergeblich verſuchte, einige Hühner und Eier zu erhalten, und lagerten für die Nacht am Ufer des ſtattlichen Me Lao, in deſſen Thal wir von da ab bis faſt nach Chieng Hai weiterzogen, wobei wir den unausgeſetzt die ſchärfſten Kurven beſchreibenden Fluß wohl mehr denn zwanzigmal zu durchwaten hatten. Die Scenerie war hier und da, namentlich wo der Fluß zwiſchen hohen Bergen ſich durchwand, wild romantiſch und erinnerte an einzelne Partien des Aarthales, ſo daß ich oft, wenn wir um einen Felsvorſprung bogen und ein neues Bild mein Auge entzückte, meiner Bewunderung in lauten Ausrufen Luft machte. Fritz ging dagegen an all dieſen Schönheiten völlig teilnahmslos vorüber: er konnte es nicht begreifen, daß ich Bäume, Waſſerfälle, Felſen, Felder und Wieſen ſchön finden konnte, und erklärte auf Befragen, was denn nach ſeinen Begriffen ſchön ſei: „Große Steinhäuſer, wie ſie in Moulmein und Rangun ſtehen, Pagoden, Kirchen und Dampfſchiffe.“

Nachdem uns der ſiebente Marſchtag durch eine fruchtbare Ebene mit blühenden Dörfern geführt und Fritz, deſſen Flinte ſich durch Unachtſamkeit unmittelbar hinter mir entlud, mich beinahe über den Haufen geſchoſſen hatte, kamen wir an die mit einer impoſanten, ſechs Fuß dicken und vierzehn Fuß hohen Steinmauer umgebene Stadt Chieng Hai, ritten durch einige breite, an den Seiten mit Gräben verſehene Straßen, an weitläufigen Gehöften mit Gruppen von Areka- und Kokospalmen vorbei, paſſierten den unbedeutenden, aus einem halben Dutzend Holzbuden beſtehenden Bazar und verließen, da das Raſthaus für Reiſende wenig einladend erſchien und außerdem neben demſelben ein Gerüſt zur Verbrennungsfeier des verſtorbenen Chow Hluang (Prinzen) von Chieng Hai zuſammengehämmert wurde, die Stadt wieder

durch ein direkt zum Me Khoke führendes Thor, außerhalb deſſen wir, in nächſter Nähe des Fluſſes, unter ſchattigen Bäumen unſer Lager aufſchlugen. Der Blick von hier auf eine ſich im Weſten der Stadt erhebende Hügelkette mit verſchiedenen Tempeln und Pagoden, auf den überaus ſtattlichen, hier etwa 400 Fuß breiten Fluß und die am jenſeitigen Ufer ſich ausdehnende, zum Teil bewaldete Ebene, aus deren Grün überall die Flamme des Waldes, die rotblühende Butea frondosa hervorleuchtete, iſt von hervorragender Schönheit.

Nirgend habe ich ſo viele Exemplare der Butea frondosa zuſammen geſehen, wie in der Umgebung Chieng Hais. Die Bäume werden hier von den Bewohnern „nok quao“, d. h. Papageibäume genannt, da ſie den Lieblingsaufenthalt einer kleinen grünen Papageiart bilden. Man ſieht dieſe zierlichen Tierchen oft zu vielen Hunderten zwiſchen den feuerroten Blüten ſitzen, zu denen ſie mit ihrem grasgrünen Gefieder einen um ſo wirkungsvolleren Gegenſatz bilden, als der Baum während der Blütezeit faſt blattlos daſteht. Abgeſehen von ihrer Zierlichkeit und ihrem hübſchen Gefieder haben die Papageien auch noch die angenehme Eigenſchaft, recht wohlſchmeckend zu ſein, und manches Exemplar hat ſeine Laufbahn im Topfe Vadiwals beſchloſſen, um nachher in der Form von stew oder curry auf meine Tafel zu kommen.

Die Ankunft unſerer Karawane erregte wie immer allgemeine Aufregung, und ganz Chieng Hai war binnen kurzem auf den Beinen, die „faranngs“ (Europäer oder Fremde) zu ſehen und zu hören, was unſere Reiſe zu bedeuten habe. Die Leute benahmen ſich jedoch keineswegs aufdringlich, beobachteten unſer Thun und Treiben aus gemeſſener Entfernung und wendeten ſich mit Fragen lediglich an unſere

Diener. Anfangs — wir waren wie gewöhnlich den Elefanten vorausgeeilt und nur mit meinen Maultieren erſchienen — wußte man ſcheinbar nicht recht, was man aus uns machen ſollte, als indeſſen ſpäter unſere fünf Rüſſelträger nachfolgten, da war man ſich klar darüber, daß man es mit anſtändigen Leuten zu thun hatte.

Ich ſandte Fritz kurz nach unſerer Ankunft mit meinem Geleitsbrief zu dem neu ernannten Chow Hluang, um denſelben von unſerem Eintreffen zu benachrichtigen und um Lebensmittel zu bitten. Der Junge kam aber mit der Erklärung zurück, der Prinz ſchlafe, und keiner ſeiner Leute wolle es wagen, ihn zu wecken, da der Schlafſtörer leicht um einen Kopf kürzer gemacht werden könne.

Als wir auf wiederholte Anfragen ſtets die Antwort erhielten, der Prinz ſchlafe noch, glaubten wir es mit einer Böswilligkeit Seiner Hoheit zu thun zu haben und machten uns daher auf den Weg, um einmal perſönlich den Verſuch zu machen, den Langſchläfer zu wecken. Der von hohem Bambuszaun umgebene Palaſt war bald gefunden. Wir traten durch ein auf Rollen laufendes Flügelthor in einen geräumigen Hof, in deſſen Mitte ſich das aus Teakholz aufgeführte, gleich allen Laos- und Schanhäuſern auf Pfählen ruhende einſtöckige Gebäude erhebt.

Mit Hilfe einer Leiter oder Treppe gelangt man auf eine Plattform, auf der faſt bei allen Laos- und Schanhäuſern ein kleiner Schuppen errichtet iſt, in dem einige zwei bis drei Fuß hohe weitbauchige unglaſierte Thongefäße ſtehen, in denen Trink- und Badewaſſer aufbewahrt wird. Löffel und mit langem Stiel verſehene Kokosnußſchalen liegen daneben, um entweder als Trinkgefäße zu dienen oder von den auf der Plattform ihre Waſchungen vornehmenden

Haus der Laos.

Mitgliedern der Familie zu Übergießungen benutzt zu werden. Einige Töpfe mit Blumen stehen auf der Plattform oder Veranda als Zierat herum.

Die Wohnräume für die Familienmitglieder und die meist aus Sklaven bestehende Dienerschaft liegen mit ihrem Fußboden etwa 10 Zoll über dem Niveau der Plattform und befinden sich nicht sämtlich unter einem großen gemeinschaftlichen Dache, sondern vielmehr in einzelnen, von einander getrennt stehenden und durch Gänge verbundenen Häuschen, die sich jedoch sämtlich auf der einen gemeinsamen großen Plattform erheben. Diese ist z. B. bei dem Palaste der Chow Kluangs von Chieng Hai so groß, daß nicht weniger als 186 starke Teakpfosten zu ihrer Unterstützung vorhanden sind.

Als Deckmaterial wird in der Regel Gras, als Fußbodenbelag und zur Herstellung der Wände gespaltener Bambus verwendet, bei vornehmeren Häusern findet man auch zuweilen Dächer aus Teakholzschindeln, ebenso wie Holzfußböden und Holzwände. Als Eigentümlichkeit der Laoshäuser sei noch erwähnt, daß die äußeren Hauswände sich nicht senkrecht auf der Plattform erheben, sondern alle vier nach oben divergieren.

Der Raum unter den Häusern dient zur Aufbewahrung der Elefantenhaudahs und Ackergeräte, sowie vereinzelt auch als Viehstall.

Wir wurden bereits im Hofe von einigen herbeigeeilten Dienern begrüßt und erfuhren von diesen, daß der Prinz uns längst seinen Besuch gemacht haben würde, wenn er nicht unter einem schweren Fieberanfall zu leiden hätte, er habe aber Befehl erteilt, daß uns Reis, Hühner und Eier als Gastgeschenke gesandt werden sollten. Unter diesen Um-

ſtänden ließen wir dem Manne gute Beſſerung wünſchen, verſprachen, ihm eine gute Doſis Chinin ſchicken zu wollen, und machten uns dann an eine weitere Beſichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, nämlich einiger Tempel mit uralten intereſſanten Buddhabildniſſen und diverſer Pagoden.

Laos.

Ich ſah in Chieng Hai zum erſten Male die Pungis nicht barhäuptig gehen, ſondern runde, wattierte, oben mit einem Knauf verſehene Kappen von gelbem Baumwollſtoff tragen. Mehr als in Chiengmai traf man, namentlich bei älteren Leuten, die hier poetiſcher Weiſe „Lotosblume“ genannte Schuhbürſtenfriſur.

Überall, wohin wir kamen, zeigten ſich die Bewohner freundlich und höflich, auch gelang es uns, mit Hilfe eines Chineſen, der ſich als Schweineſchlächter etabliert hatte, unter der Hand einige Enten, das Stück zu 40 Pfennig, und Eier 8 Stück für 10 Pfennig einzukaufen.

Gegen Sonnenuntergang badeten wir gemeinſam mit den Elefanten und Maultieren in den klaren Fluten des Me Khoke und ſahen zu, wie nackte Männer mit am Saume durch Eiſenkettchen beſchwerten runden Wurfnetzen fiſchten.

Die Laos ſind bei weitem nicht ſo kunſtvoll tätowiert

wie die Schans und Burmeſen, ja man ſieht häufig Tätowierungen ohne jegliche Zeichnung, die ganz den Eindruck machen, als ſei der tätowierte Körperteil — hier meiſtens nur die Oberſchenkel — einfach mit Tinte überpinſelt. Nicht ſelten ſind an den inneren Schenkelflächen handgroße Haut-

Laoweib.

flächen unmittelbar über dem Kniegelenk von der Tätowierung verſchont geblieben, ob aus Schönheits-, Geſundheits- oder anderen Rückſichten, habe ich nicht ermitteln können.

Beim Baden ſah ich zuweilen auch Leute, die nur ſoweit tätowiert waren, wie unter gewöhnlichen Umſtänden, beim Aufſchürzen des Panungs, die Oberſchenkel entblößt zu werden pflegten, während ſie ſich für die gewöhnlich bedeckt bleibenden Partien Schmerz und Unkoſten erſpart hatten.

Eine besonders ansprechende Erscheinung ist übrigens weder der nackte, noch der bekleidete Laos. Anders ist es mit dem weiblichen Teile der Bevölkerung, unter dem sich sogar, wenn auch als Ausnahmen, Schönheiten finden.

Am folgenden Tage machte ich einen Rundgang um die im Westen der Stadt bergauf, bergab kletternde, im übrigen in der Ebene fortlaufende, an einzelnen Stellen gänzlich verfallene, an andern noch gut erhaltene, etwa vier Meilen im Umfange messende Stadtmauer. Das Mauerwerk derselben, größtenteils aus Ziegelsteinen aufgeführt, ist nicht mit Mörtel, sondern mit Lehm verbunden. Nicht weniger als zwölf Thore sind nach den verschiedenen Himmelsrichtungen in die Mauer eingelassen, d. h. nach meiner Schätzung der Bevölkerungsziffer der Stadt, etwa ein Thor für hundert Einwohner, doch kann man keinen der heute lebenden Chieng Haier für diesen Thorüberfluß verantwortlich machen, denn die Stadt ist bereits vor über 400 Jahren erbaut worden und soll sogar einst die Hauptstadt Siams gewesen sein. Daß sie thatsächlich glänzende Tage gesehen hat, davon zeugen die Ruinen zahlreicher Pagoden und vor allen Dingen die Stadtmauer selbst, die sehr wohl geeignet ist, einer Bevölkerung von 100 000 Menschen Schutz zu bieten. Jetzt ist höchstens der hundertste Teil der eingeschlossenen Grundfläche bebaut, uralte Bäume wurzeln in den Trümmern verfallener Mauerwerke und da, wo früher das Leben der Großstadt pulsierte, ist heute nächtlicher Weile der Tiger kein selten gesehener Besucher.

Die Pungis in Chieng Hai gefielen mir besser als ihre mir bisher in Laos vorgekommenen Kollegen, und ich war höchlichst überrascht, eine große Anzahl von ihnen bei der Errichtung des Verbrennungspavillons für den verstor-

benen Prinzen helfen zu ſehen. Einige zeigten ſich dabei als geſchickte Handwerker und ſelbſt Künſtler. Da wurde gehämmert, geſchnitzt, gemalt und gekleiſtert, wie im Zirkus Renz vor einem neuen Ausſtattungsſtück mit Geſang und Tanz. Freilich, ſehr viel anderes als ein ſolches iſt auch eine Prinzenverbrennung eigentlich nicht, und es iſt jammerſchade um die wochenlange Arbeit fleißiger Hände, um all das Gold und Silber, welches bei dieſer Gelegenheit verſchwendet wird, denn der ganze tempelartige Aufbau iſt lediglich dazu beſtimmt, den Sarg mit den Überreſten des Verſtorbenen aufzunehmen und mit dieſem von den Flammen verzehrt zu werden.

Ich machte auf der Bauſtelle wiederum die Bekanntſchaft eines Pumea, des letzten, den ich im Laufe der Reiſe traf, und eines Sohnes des Verſtorbenen, der mich einlud, mit ihm in ſein nur wenige Schritte entferntes Haus zu treten. In einer Ecke des Wohnzimmers desſelben bemerkte ich einen altarähnlichen, rot und blau bemalten, mit reich vergoldetem Schnitzwerk und allerlei Flitterkram bedeckten Aufbau. Es war der Sarg, in dem die Leiche des vor etwa drei Monaten verſtorbenen Prinzen in Honig aufbewahrt wurde. Da ſich ein irgendwie unangenehmer Geruch trotz des Alters der Leiche nicht bemerkbar machte, ſo folgte ich ohne Bedenken der Einladung meines Wirtes, ſetzte mich mit ihm auf den Boden nieder und ſteckte mir eine Burri an. Neben mir hatte die Frau des Hauſes Platz genommen, die ſich auf das lebhafteſte für mich zu intereſſieren ſchien, wenigſtens betaſtete ſie mich und meine Habſeligkeiten von oben bis unten, was ich mir auch — ich bin in ſolchen Dingen namentlich Damen gegenüber geduldig wie ein Lamm — mit Vergnügen noch weit länger würde haben gefallen

lassen, hätte ich nicht plötzlich infolge einer lebhaften Bewegung der Frau Prinzessin die Entdeckung gemacht, daß sie auf ihrem Schoße unter einem Tuche ein über und über mit schwarzen Blattern bedecktes Kind beherbergte.

Eine Leiche in Honig, dagegen hatte ich nichts einzuwenden, aber die unmittelbare Nachbarschaft eines blatternkranken Kindes ging mir denn doch über den Spaß, zumal ich mich seit nahezu zwanzig Jahren nicht mehr hatte impfen lassen. „Nun aber raus", dachte ich, und mit der Geschwindigkeit, mit welcher der allzu übermütige Student aus der bekannten Academy of Musik des seligen Moore in der Friedrichstraße hinauszusausen pflegte, stürzte ich ins Freie und begab mich ins Lager zurück, um sofort im Me Khoke eine gründliche Abwaschung mit Karbolseife vorzunehmen.

Schon bevor die Sonne am Horizonte auftauchte, befanden wir uns am jenseitigen Flußufer und zogen querfeldein über abgeerntete Reisfelder. Drei Marschtage führten uns abwechselnd durch Busch und Reisland, und abgesehen davon, daß wir zahlreiche Tauben und mehrere Kraniche als willkommene Bereicherung unserer Küche erlegten, ereignete sich nichts Erwähnenswertes, bis wir die Ruinen Chieng Sens, der ehemaligen Hauptstadt Siams, erreichten.

Zwischen Trümmerhaufen sprenge ich die verwilderte, zum Fluß hinabführende Straße hinunter, um von uns allen der erste zu sein, dem Me Kong, dem gewaltigsten Strome Indo-Chinas, meine Huldigungen darzubringen.

Wenige Sekunden, und ich halte an einem steil abfallenden Uferrand. Etwa 40 Fuß unter mir wälzt der ca. eine englische Meile breite Riesenstrom seine Wassermassen rauschend und tosend vorüber, auf einer in der Mitte des Flusses gelegenen Insel wogt haushohes graugrünes Schilf

vom Winde getrieben hin und her, am jenſeitigen Ufer eine weite Ebene, ſchilfbeſtandene Ufer, dann Buſch und Wald, dahinter ſich auftürmend endloſe Bergketten, nirgend ein Menſch, kein graſendes Vieh, keine Hütte, kein Dach. Kein Nachen gleitet auf den ſchimmernden Fluten zu Thale und hier, wo einſt ein König Hof gehalten und über ein friedliches Volk geherrſcht, wo Saaten grünten und Dorf an Dorf ſich reihte, wo heute Millionen von Menſchen ein glückliches Leben führen könnten, da iſt durch Kriege alles verödet. Zerſtört iſt alles, was im Laufe von Jahrhunderten von Menſchenhand geſchaffen worden iſt und zwiſchen den Trümmern der alten Königsſtadt friſten nur einige elende Verbannte ein trauriges Leben.

Chieng Sen blickt auf eine noch ältere Vergangenheit zurück als ſeine Schweſterſtadt Chieng Hai, und außerhalb wie innerhalb ſeiner jetzt verfallenen Mauern ſind unzählige Fehden zwiſchen den Laos, Siameſen, Burmeſen und Schans ausgetragen worden. Aus den maſſenhaften Trümmern der verfallenen Pagoden kann man auf die einſtige Bedeutung der Stadt ſchließen. Zahlloſe Kriege haben ſie zu dem gemacht, was ſie heute iſt, einer von Mauerreſten eingeſchloſſenen, über Schutthaufen erſtandenen Wildnis. Zum letzten Male ſoll ſie von den Schans in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts zerſtört worden ſein. Erſt vor ungefähr zehn Jahren hat die ſiameſiſche Regierung damit begonnen, die gänzlich verlaſſene Stadt, in deren Nähe ſich eine 400 Quadratmeilen weite, überaus fruchtbare Ebene ausdehnt, wieder zu bevölkern, und zwar in der Hauptſache mit Leuten, die vom Phee-ka, einem böſen Geiſte, beſeſſen ſind. Karl Bock ſchreibt, daß die vom Phee-ka beſeſſenen Leute in folgender Weiſe als ſolche herausgefunden werden:

Iſt irgend jemand ſtark vom Fieber heimgeſucht, ſo erſcheint der Geiſter-Doktor, der in Laos die Stelle des Arztes zu vertreten pflegt, umſchnürt den Oberarm des Patienten feſt mit Stricken und ſtreicht in den ſtark hervortretenden Adern das Blut ſo zuſammen, daß es große Knoten bildet. Dieſe werden dann geſchlagen, gezwickt und geſtochen und der Patient wird ſo lange gequält, bis er eine Perſon angiebt, die ihn behext habe. Iſt das geſchehen, ſo wird nicht er, ſondern die von ihm bezeichnete Perſon aus der betreffenden Dorfſchaft vertrieben, ihr Haus verbrannt und ihre Ländereien wie ſonſtigen Güter beſchlagnahmt. Hunderte unſchuldiger Menſchen fallen dieſem Aberglauben jährlich zum Opfer und werden gezwungen, ſich nach einem neuen, möglichſt weit von der bisherigen Stätte ihrer Thätigkeit gelegenen Wohnſitze umzuſehen.

Die vom Phee-ka beſeſſenen Vertriebenen nun werden neuerdings von Regierungs wegen möglichſt nach den ſtark entvölkerten Staaten Chieng Hai und Chieng Sen geſandt, und ſo haben ſich hier im Laufe der Jahre einige Hundert dieſer Leute niedergelaſſen, um die ſeit Jahr und Tag vernachläſſigt daliegenden, leicht zu bewäſſernden Reisfelder wieder zu bebauen.

Aber was nützt die Beſiedelung eines der fruchtbarſten Teile des Landes, der Millionen von Menſchen ernähren könnte, mit wenigen hundert Ausgeſtoßenen? Die Chieng Sen-Ebene iſt die einzige große Ebene am mittleren Laufe des Me Kong, und die Stadt ſelbſt iſt ihrer ganzen Lage, ihrem Klima nach dazu berufen, wieder zu werden, was ſie war, nämlich eine der bedeutendſten Städte in Laos, denn die Ebene von Chieng Sen iſt unſtreitig das Thor zu der

oberen Zone Indo-Chinas, durch sie führt die beste Karawanenstraße von Yunnan nach Burma und Siam.

Sollte eine Bahn von Moulmein bis hierher gebaut werden, so läßt sich erwarten, daß dieselbe auf die Wiederbevölkerung des Landes einen bedeutenden Einfluß ausüben wird. Ohne einen solchen Bahnbau aber, fürchte ich, werden in der Weise, wie die siamesische Regierung die Besiedelung heute betreibt, noch Jahrhunderte vergehen, bis Chieng Sen wieder zu dem geworden, was es vor Zeiten gewesen ist.

Bald nachdem wir unser Lager auf hohem Felsufer aufgeschlagen hatten, erhielten wir den Besuch von einem Mitgliede der American Presbyterian Mission, dem 63jährigen Dr. Mac Gilvery, der von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt und von den am jenseitigen Ufer des Me Kong gelegenen Bergen, in denen er einem heidnischen Stamme, den Mussoes, einen längeren Besuch abgestattet hatte, herüber gekommen war. Der alte Herr, der schon seit über 30 Jahren in Laos weilt und einer der besten Kenner von Land und Leuten ist, erfreut sich trotz seiner hohen Jahre noch einer Rüstigkeit und Elastizität, einer Unternehmungslust und Ausdauer, um die ihn mancher jüngere Reisende beneiden könnte. Er macht den größten Teil seiner Reisen, die ihn meist in solche Teile des Gebirges führen, wo Last- und Reittiere nicht vorwärts zu kommen vermögen, zu Fuß und obendrein barfuß, teils aus Liebhaberei und alter Gewohnheit, teils aus Sparsamkeitsrücksichten. Er lebt mit den Eingeborenen genau wie sie selbst, schläft in ihren Hütten, oder, wenn er auf seinen Wanderungen von der hereinbrechenden Nacht überrascht wird, lediglich in eine Decke gehüllt im Walde. Mit einem Worte,

er ist ein echter rechter, in seinem Berufe sich aufopfernder entsagungsvoller Apostel, und unter solchen Umständen kann es nicht wunder nehmen, daß überall, wohin er kommt, die Eingeborenen ihn lieben und achten lernen wie einen Vater. Es ist wahrlich eine Freude, nachdem man gewohnt ist, sich die Herren Missionare nur noch zu Pferde, in Sänften oder bequemen Wägelchen reisend, meist aber zu Hause Lawn-Tennis spielend, vorzustellen, einmal einem Manne zu begegnen, der, mit Hintansetzung aller persönlichen Bequemlichkeit, allein der Aufgabe lebt, die er sich gestellt hat, nämlich die dornenreichen Pfade zu wandeln, auf denen ihm Christus vorangegangen ist, zum Wohle der Menschheit.

Dr. Mac Gilvery erzählte viel des Interessanten von den Mussoes, die er als ein liebenswürdiges, gastliches, aber im finstersten Aberglauben lebendes Volk schilderte. Sie betreiben Ackerbau, Jagd und Fischfang, stehen auf einer niedrigen Kulturstufe und unterscheiden sich in ihrer Gesichtsbildung wesentlich von den Laos, von denen angenommen wird, daß sie, gleich den Siamesen, malayischen Ursprungs sind und daß ihre Vorfahren aus jener grauen Vorzeit stammen, da Borneo und Sumatra noch mit dem Festlande zusammenhingen. Die Mussoes zeichnen sich nicht nur durch feingeschnittene Gesichtszüge mit nicht selten edelgeformten Nasen, sondern auch durch schlanken Körperbau vorteilhaft von ihren Nachbarn, den Laos, aus.

Meinen Plan, von Chieng Sen weiter in die unabhängigen Schanstaaten vorzudringen, bezeichnete Dr. Mac Gilvery als ein Wagestück, von dem er mir entschieden abriete. Von Chieng Tung sollten Nachrichten eingetroffen sein, denen zufolge der Tsabwa (Fürst) mit vierzig Pferden und 20 Elefanten irgend wohin in die Berge geflohen, das Land

selbst aber in hellem Aufruhr sei. Außerdem sollten an den Thoren eines an der Schangrenze gelegenen Postens Proklamationen von Seiten eines bekannten Räuberbandenführers angeschlagen sein, in denen jedem Siamesen, Burmesen und Europäer, der den Versuch machen würde, die Grenze zu überschreiten, der sichere Tod in Aussicht gestellt würde. Der inzwischen herbeigekommene Sohn des auf einer Reise nach Chiengmai abwesenden Chows (Statthalters) bestätigte nicht nur diese Gerüchte, sondern erzählte, daß sein Vater vor kurzem gegen 70 Mann, d. h. ungefähr alle seine wehr- und waffenfähigen Unterthanen ausgesandt habe, um aus Chieng Tung ein Pferd, welches er von dem dortigen Tsabwa gekauft hatte, abzuholen, daß sie jedoch kurz nach Überschreitung der Grenze mit blutigen Köpfen von den Schans zurückgetrieben worden seien und daß ich daher jetzt unter keinen Umständen darauf rechnen könne, von Chieng Sen aus irgend welche Begleiter und Führer zu erhalten. Als er gar erfuhr, daß ich mich von Mr. Stringer trennen wollte und den Marsch mit nur fünf Mann und drei Maultieren fortzusetzen beabsichtigte, erklärte er solches für unmöglich und rief Mr. Stringer und Dr. Mac Gilvery als Zeugen dafür an, daß er mich nach Kräften gewarnt habe und somit von jeglicher Verantwortlichkeit frei sei.

Nun hätten mich die Erzählungen der Eingeborenen in keiner Weise ernstlich zu beunruhigen vermocht, denn ich hatte genugsam erfahren, in welcher Weise diese Art von Leuten aus Mücken Elefanten macht. Aber die Thatsache, daß ein alter Kenner des Landes und der Verhältnisse an den Ernst der Sache glaubte, daß selbst ein Dr. Mac Gilvery, der gewohnt war, trotz aller möglichen Gefahren in die entlegensten Winkel des Landes vorzudringen, sich in höchstem

Grade besorgt zeigte und mir von meinem Vorhaben abriet, gab mir zu denken. Bei allem das Schlimmste jedoch war der Umstand, daß einige unserer Diener der ganzen Unterhaltung und Berichterstattung beigewohnt hatten und somit zu befürchten stand, daß meine kleine Schar durch nochmals übertrieben ihnen zu Ohren kommende Schauergeschichten den Mut verlieren würde, mir zu folgen.

Ich teilte Dr. Mac Gilvery mit, daß ich, falls meine Begleiter mich nicht im Stiche ließen, es möge kommen, was da wolle, versuchen würde, weiterzukommen, und bat ihn dringend, meiner Leute wegen, während des Diners nicht nur keine Besorgnisse laut werden zu lassen, sondern im Gegenteil nachdrücklich zu erklären, daß er alle Gerüchte über Unsicherheit der Wege für erfunden halte und selbst große Lust verspüre, mich zu begleiten. Mr. Stringer wurde gebeten, vor möglichst vielen Zeugen seine Absicht kund zu thun, ebenfalls, wenn auch auf anderem Wege, als ich, nach Chieng Tung zu marschieren und dort wieder mit mir zusammenzutreffen. Nachdem auf diese Weise die Rollen ausgeteilt und alles wohl bestellt war, nahm das Diner seinen Anfang, und zwar mit Kranichsuppe, dann folgte Stew von Kranich und endlich geröstete Kranichbrust mit Bananenmus.

Nun hab' ich es zwar öfters rühmen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren, daß aber ein Pfarrer so wenig Komödiant sein könnte, wie unser braver Dr. Mac Gilvery, hätte ich denn doch nicht für möglich gehalten. Unausgesetzt fiel er aus der Rolle und ebenso unausgesetzt mußte ich ihn unterm Tische mit den Beinen bearbeiten, um ihn wieder ins richtige Geleise zu bringen, so daß ich thatsächlich froh war, als unser sonst so liebenswürdiger Gast

uns mit dem Verſprechen verließ, uns am folgenden Tage nicht wieder zu beſuchen, ſondern uns in ſeinem Quartier zu erwarten.

Beim Zubettgehen erfuhr ich von Fritz, daß jedermann in der Karawane wüßte, wie die Sachen ſtänden, daß der

Alabaſterfigur, Chieng Sen, 21 cm hoch.

Bronzebuddha, Chieng Sen. 82,5 cm hoch.

von Chiengmai mitgenommene Burmeſe bereits das Weite geſucht habe und Vadiwal beabſichtige, mit den Leuten des Mr. Stringer nach Chiengmai zurückzukehren. Auf meine Frage, wie er ſelbſt über meine Weiterreiſe dächte, erklärte Fritz, es am liebſten zu ſehen, wenn ich umkehre, daß er mir indeſſen, ich möge gehen, gleichviel wohin, folgen würde,

ſelbſt auf die Gefahr hin, totgeſchlagen zu werden. Ich ſchenkte ihm darauf klaren Wein ein und bat ihn, Vadiwal und den Yunnaneſen zu ſagen, daß alle Gerüchte erfunden ſeien und daß Mr. Stringer gleichfalls nach Chieng-Tung zu gehen gedächte.

Der folgende Tag, ein Sonntag, begann mit Nebel und Kälte. Ich hatte meine Haudah ſo aufſtellen laſſen, um den Sonnenaufgang vom Bette aus beobachten zu können, aber ſie kam nicht, die liebe Sonne, trotzdem ich bis gegen neun Uhr, langſam meinen Kakao ſchlürfend, auf ſie wartete.

Alabaſterbuddha, Chieng Sen.
17 cm hoch.

Nach dem erſten Frühſtück trat ich mit Mr. Stringer eine Wanderung durch die Trümmerfelder und durch die neue Anſiedelung der Stadt an. Wir fanden zwiſchen den Ruinen einzelne herrliche alte Bronzebuddahs von Überlebensgröße und unzählige kleinere, von denen ich einige zum Andenken einſteckte, die heute als hervorragende Seltenheiten im Muſeum für Völkerkunde in Berlin zu ſehen ſind. Mitten zwiſchen den Trümmern der Vergangenheit liegt der aus Bambus gebaute moderne Juſtizpalaſt, in deſſen Innerem zwei ſehr kleine eiſerne und zwei ebenſo große bronzene Kanonen auf Holzlafetten mit Vollrädern aus Teakholz auf-

geſtellt ſind. Unmittelbar neben dieſem Palaſte liegt das Gefängnis. Vor demſelben auf einer Bank ſaßen zwei Gefangene; einer derſelben war beſchuldigt, einen Dieb beherbergt zu haben, der andere, ohne Erlaubnis über die Grenze in die Schanſtaaten gegangen zu ſein. Beide ſollten nach Chiengmai zu einem Verhör vor ihrem dort weilenden Chow gebracht werden und waren zu dieſem Zwecke mit einer 30 Fuß langen Kette aus halbzölligem Rundeiſen zuſammengefeſſelt, neben jedem lag außerdem ein gabelförmiges Holzjoch, welches ihnen für den zehntägigen Marſch um den Hals befeſtigt werden ſollte. Uns thaten die armen Kerle, die vorläufig doch lediglich Unterſuchungsgefangene waren, herzlich leid, ſie aber lachten, ſpotteten ihrer Ketten und ſchienen die ganze Sache für einen ſehr gelungenen Scherz zu halten.

In der Nähe einer Pagodenruine fanden wir zwiſchen Bäumen aufgehängt in einem Bambusgeflecht den ſchon faſt zum Skelett von Würmern abgefreſſenen Kadaver eines Tigers. Anfangs glaubten wir, derſelbe ſei daſelbſt zur Fernhaltung anderer Raubtiere oder auch böſer Geiſter angebracht, erfuhren jedoch ſpäter, daß es ſich hier lediglich um die Gewinnung des Skelettes handelte, da Tigerknochen als beliebtes Medikament in Siam von Apothekern und Ärzten hoch bezahlt werden. Neben den Tigerknochen wird beſonders hochgeſchätzt das Horn des Rhinoceros, welches mit 20 Rupien für das Pfund bezahlt werden ſoll, und das Geweih des Hirſches, bevor derſelbe gefegt hat. Ich hörte, daß namentlich von Chineſen für ſolche Geweihe Preiſe von oft gegen 500 Rupien für das Stück und mehr angelegt werden. Alle dieſe Mittel ſollen der Erhaltung oder Erhöhung der Manneskraft förderlich und dienlich ſein, doch kann ich nicht ſagen, ob das thatſächlich der Fall iſt, da ich

perſönliche Erfahrungen nach dieſer Richtung hin zu machen unterlaſſen habe. Da man mir geſagt hatte, ich könne nicht darauf rechnen, nachdem ich die Grenze überſchritten haben würde, andere Nahrungsmittel als Reis zu erhalten, ſchickte ich einen Boten zum Sohne des Chows und beſtellte ein halbes Dutzend Enten, ſowie gegen dreißig Eier. Als der Bote nach mehreren Stunden mit nur 4 Enten und 20 Eiern erſchien, ging ich, ärgerlich darüber, daß mir, trotzdem Enten zu Hunderten umherwatſchelten, nicht die verlangte Zahl, für welche ich nebenbei ſchon das Geld eingeſandt hatte, geliefert wurde, perſönlich zum Fürſtenſohne, berief mich auf einen Brief, den ich durch Vermittelung des ſiameſiſchen Kommiſſars in Chiengmai von ſeinem Vater erhalten hatte, und drohte, mich über ihn beſchweren zu wollen, wenn er meinen berechtigten Wünſchen nicht Rechnung trage.

Der junge Mann ſchien ſich die Sache ſehr zu Herzen zu nehmen, ſo daß ich ſchon bedauerte, ihn ein wenig ſchroff behandelt zu haben, tief beſchämt aber ſtand ich vor ihm, als er mir nunmehr mitteilte, die geſandten Lebensmittel ſeien nicht der von mir beſtellte Proviant, ſondern ein beſcheidenes Gaſtgeſchenk ſeinerſeits. Die übrigen gewünſchten Enten und Eier müßten erſt von der Gemeinde eingefordert werden und könnten infolge deſſen nicht vor Abend zur Stelle ſein.

Um nur einigermaßen mein Verſehen wieder gut zu machen, nahm ich den jungen Mann mit ins Lager, gab ihm von Mr. Stringers Kognak mehr, als er in zwei Tagen vertragen konnte, und beſchenkte ihn mit Brille, Raſiermeſſer, einem Stück meines Badeſchwammes und ſonſtigen Wertgegenſtänden, ſo daß wir bald die beſten Freunde wurden. Ich benutzte dieſe Stunde der Begeiſterung, ihm des längeren

und breiteren auseinanderzuſetzen, daß er mich unmöglich ohne einen Führer weiter in die Wildnis ziehen laſſen könne, da ſelbſt meinen Yunnaneſen der Weg von Chieng Sen bis nach Chieng Tung völlig unbekannt ſei. Er verſprach dann auch endlich, ſein Möglichſtes thun zu wollen, um einige Leute zu bewegen, mich bis an die Grenze zu begleiten, von wo ich dann freilich ſchon ſehen müſſe, allein weiterzukommen.

Als ich mich am Abend zum letzten Male in meiner Haudah niedergelegt hatte, lauſchte ich noch lange dem Rauſchen und Brauſen des Stromes und dem vom jenſeitigen Ufer herübertönenden Schrei eines wilden Pfauhahnes, während mir allerlei Gedanken durch den Kopf gingen, und namentlich die Zweifel, ob meine Leute mir morgen folgen würden oder nicht, mich kein Auge ſchließen ließen. Ich ſtand am Vorabend großer Ereigniſſe und dieſe warfen ihre Schatten voraus in Geſtalt einer ſchlafloſen Nacht, der erſten von vielen nachfolgenden.

Um mich zu erfriſchen, ſtürzte ich mich trotz Nebel und Kälte ſchon bei Tagesgrauen in die dampfenden Fluten des Me Kong. Bogiman und Maizalee ſtanden am Ufer, um den Reis zu ihrem Frühmahl zu waſchen, und als ich ihnen mitteilte, wir würden heute aufbrechen, ſchienen ſie damit einverſtanden zu ſein.

Vadiwal dagegen, dem ich ſpäter auftrug, unſere Kochtöpfe von denen Mr. Stringers zu ſondern und einzupacken, ſowie überhaupt ſich und Radja reiſefertig zu machen, bat mich flehentlich, mit dem Elefanten zurückkehren zu dürfen, was ich ihm — unter gleichzeitiger Androhung aller möglichen Strafen für den Fall, daß er die Flucht ergreifen ſollte — rundweg abſchlug. Wer etwa glaubt, ein Schwarzer könne nicht erbleichen, der hätte ſich jetzt bei Vadiwal von

dem Irrtum, in dem er sich befindet, überzeugen können, denn seine sonst wie gut gewichstes Stiefelleder glänzende Haut wurde fahl, wie ein mit Graphit geschwärzter eiserner Ofen. Zitternd wie Espenlaub, war er kaum im stande, die Töpfe, Kessel und Pfannen zusammenzulesen, und hätte Fritz ihm nicht im rechten Augenblick eine tüchtige Ohrfeige verabfolgt, ich glaube, der Kerl hätte vor Angst seinen Geist inmitten seiner Kochgeschirre aufgegeben.

Die Maultiere wurden, da bisher die Elefanten auch meine schweren Lasten geschleppt, zum ersten Male richtig beladen, ein Geschäft, welches eine schier endlose Zeit in Anspruch nahm, da die Lasthälften jedes Tieres genau im Gewichte übereinstimmen müssen, um sich gegenseitig die Balance halten zu können.

Der Packsattel der Yunnan-Maultiere ist aus zähem, leichtem Holze verfertigt und zum Schutze des Rückens der Tiere mit Polstern, die mit Reishülsen gestopft sind, versehen. Nach jedem Marsche und vor dem Anschirren werden diese Polster geklopft und aufgelockert. Der Sattel wird durch ein breites, oft kunstvoll gearbeitetes lederues Vorder- und Hinterzeug ohne Bauchgurt in seiner Lage gehalten.

Vor dem Anschirren der Tiere werden die Lasten an den beiden Seiten eines gabelförmigen Holzjoches, welches genau in den Holzsattel hinein paßt, mit langen, fingerbreiten Streifen aus ungegerbter Büffelhaut festgeschnürt und dann von 2 Leuten mit einem Ruck in den Sattel gehoben. Das Entladen und Belasten der Tiere ist daher im Handumdrehen erledigt, ebenso das An- und Abschirren, da hierzu nur eine am Vorderzeug befindliche Schnalle gelöst resp. geschlossen zu werden braucht.

Ich sah zuweilen das Beladen einer großen Karawane,

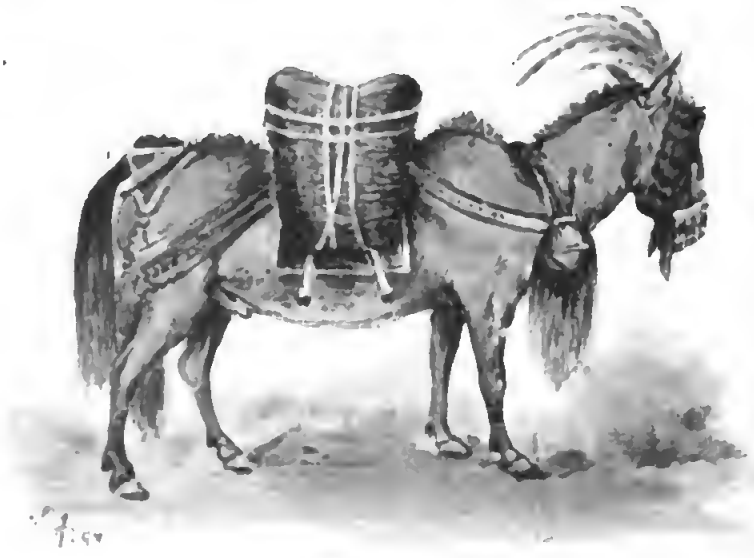
bei der in der Regel ein Mann auf je 8 Maultiere kommt, weniger Zeit in Anspruch nehmen als das Satteln meines Ponys. Zeitraubend ist nur das Festschnüren der einzelnen Gepäckstücke an der Gabel, und mehr als einmal war ich nahe daran, die Geduld zu verlieren, wenn ich Bogiman und Maizalee mit ihren schier endlos langen Lederstreifen fast eine Stunde lang herumhantieren sah. Schließlich aber hatte diese langweilige zeitraubende Packerei doch ihr Gutes, und trotz aller Hindernisse und Fährnisse, die wir auf

Lastgabel der Maultiere.

unserem Marsche zu überwinden und zu bestehen hatten, trotz mehrfachen Stürzens der Tiere und anderer die Lasten auf manche harte Probe stellender Vorfälle ist während der ganzen Reise weder ein Gepäckstück verloren gegangen noch wesentlich beschädigt worden.

Mr. Stringer hatte mir zu meinen übrigen Waffen noch eine, dem Konsulate gehörende Snyderbüchse gegeben, so daß ich dadurch in der Lage war, meine sämtlichen Leute, mit Ausnahme von Vadiwal, der seine Flinte doch bei der ersten Gelegenheit ins Korn geworfen hätte, zu bewaffnen. Bei Maizalee stieß ich indes mit dieser Bewaffnung auf

Widerſtand. Er hielt eine Schußwaffe für eine durchaus überflüſſige Belaſtung, bezeichnete ſeine Dha als vollkommen für alle Fälle ausreichend und erzählte, er ſpreche aus Erfahrung, denn er habe ſchon mehr als einen Strauß mit Räubern ausgefochten. Den Wahrheitsbeweis für ſeine Behauptung trat er, ohne aufgefordert zu ſein, damit an, daß er zwei tiefe Narben vorwies, und zwar mit dem Stolze eines jungen Korpsburſchen, der ſeinen erſten Renommierſchmiß



Laſtpony eines Yunnan.

erhalten hat. Da ſich dieſe Kampfeserinnerungszeichen aber auf einem Körperteile befanden, den man dem Feinde nur in der äußerſten Not zuzuwenden pflegt, ſo erlitt mein Vertrauen in die Tapferkeit des Herrn Maizalee einen kleinen Stoß, und ich beſtand darauf, daß er trotz allem neben ſeiner Dha auch noch eine Schußwaffe führte, wenn auch nur, um dadurch auf etwaige uns begegnende Räuber einen abſchreckenderen Eindruck zu machen.

Gegen Mittag erſchien der Sohn des Chow nicht nur

mit dem erbetenen einen Führer, ſondern mit deren acht, da eine geringere Zahl ſich nicht getraute, den Weg ohne mich von der Grenze bis Chieng Sen zurückzumachen.

Nach einem vortrefflichen Frühſtück in Geſellſchaft Mr. Stringers und Dr. Mac Gilverys und einem letzten guten Trunk für mehrere Monate — ſo wenigſtens hoffte ich, während meine Freunde mir prophezeiten, daß ich beſten Falles in zwei bis drei Tagen wieder in Chieng Sen eintreffen würde, und Mr. Stringer ſich ſogar erbot, auf mich zu warten — beſtieg ich Radja, dann Händeſchütteln, noch ein allerletzter Bügeltrunk, ein letztes „good bye“, und vorwärts gings, meiner kleinen Karawane voran in die Wildnis.

Wir hatten bis zu unſerem nächſten Quartier nicht mehr als neun Meilen zurückzulegen, aber ſie waren auch danach. Kein Weg, kein Steg, überall Wald, halb abgeſengtes, aber trotzdem noch haushohes Schilfgras (wenn ich hier von haushoch ſpreche, denke ich dabei natürlich nicht an eine Berliner Mietskaſerne, ſondern an ein Schauhaus), Sumpf und Moor, ſo daß unſere Tiere wiederholt ſtecken blieben und erſt, nachdem ihnen die Laſten abgenommen waren, wieder flott gemacht werden konnten. „Wenn die Sache in dieſer Weiſe weitergeht, ſo kann die Reiſe ja recht heiter werden“, dachte ich, während Bogiman und Maizalee zum erſten Male in meiner Gegenwart anfingen zu ſchimpfen. „Jimane pige!“ das war ihr erſtes von mir gehörtes Schimpfwort, und es war, nachdem ich es viele Wochen hindurch täglich Dutzende von Malen zu hören bekommen hatte, das letzte, was ich von Maizalee vernahm, als ich ihn in Tonking verabſchiedete. Was es bedeutet, ahne ich nicht, muß aber, da mir bisher kein anderer Chineſe begegnet iſt, der das Wort kennt, annehmen, daß es ſpezifiſch yunnaneſiſch

wofür auch die Thatſache ſpricht, daß Pig ſehr genau wußte, daß etwas nicht in Ordnung war, wenn er das „Jimane pige“ hörte.

Kurz vor Einbruch der Nacht kamen wir an ein kleines Dorf, Nio Tan genannt, und machten es uns unter einem Baume ſo bequem wie möglich. Da wir nunmehr in einer notoriſch unſicheren Gegend reiſten, vermied ich es meiſt, mein Zelt aufzuſtellen. Um bei einer etwaigen nächtlichen Überrumpelung ſofort kampfbereit zu ſein, zog ich es vor, im Freien zu ſchlafen. Unter meinem Kopfkiſſen lag der Revolver, neben mir zur Seite das Repetiergewehr, unmittelbar neben dem Bette Fritz mit Lanze und Winchesterbüchſe, derweil Pig zu meinen Füßen Wache hielt. Die Yunnanesen wurden Schnarchens halber nur in ganz beſonders gefährlichen Gegenden in meiner Nähe geduldet und ſonſt, wenn irgend möglich, mir zehn Schritt vom Leibe gehalten. Um Vadiwal bekümmerte ich mich nicht weiter; er verkroch ſich irgendwo, wie eine Eidechſe zum Winterſchlaf.

Nach einer wenig behaglichen Nacht ging es weiter durch taufeuchtes, dichtes, hohes Schilfgras, durch Wald und Moraſt bis nach Taſſali, dem letzten Orte an der Grenze zwiſchen Laos und dem Schanſtaate Chieng Tung, wo wir ein kleines, außerhalb des Dorfes auf freiem Platze gelegenes offenes Raſthäuschen vorfanden und uns in demſelben einniſteten. Neben dem Dorfe befand ſich ein jämmerliches, mit leichter Palliſade umgebenes, halbverfallenes Fort ohne Beſatzung, dasſelbe Fort, an deſſen Thoren das Todesurteil für alle Siameſen, Burmeſen und Europäer, die über die Grenze zu gehen wagen würden, angeſchlagen ſein ſollte.

Ich konnte freilich von irgend einem derartigen Anſchlage nichts entdecken, doch meinte der mittlerweile herbei-

geeilte Ortsvorsteher, die Proklamation habe bis vor kurzem an dem Thore gehangen und an eine Fortsetzung meiner Reise sei nicht zu denken, da das Land von Räuberbanden überschwemmt sei, worauf ich ihm bedeutete, ich habe mehr als einmal meine sechzig Räuber in einer Minute mit meinem Repetierkarabiner niedergeschossen und riete niemandem, meiner Karawane zu nahe zu kommen. Der Mann zeigte sich anfangs von einer wenig verbindlichen Seite, schien auch meine verschiedenen Geleitsbriefe von Chiengmai und dem Chow in Chieng Sen keineswegs zu respektieren. „Warte nur", dachte ich, „Du sollst mich hören stärker beschwören", und holte meinen Paß vom König von Siam hervor. Die siamesische Schrift konnte er zwar nicht lesen, aber das Königliche Siegel machte ihm einen derartigen Eindruck, daß er sofort „Khorab" machte, vor mir niedersank und alles für mich zu thun versprach.

Ich forderte nichts von ihm, als einen Führer nach Chieng Tung, da ich mich in Chieng Sen mit Lebensmitteln reichlich versehen hatte, aber ich hätte von ihm eher die Lösung der Quadratur des Zirkels, als einen solchen Führer verlangen können, und mußte schließlich froh sein, als er mir versprach, mir ein Geleit bis zu dem nächsten Schandorfe Hon Lük, dessen Chef ein Freund von ihm sei und mir wohl weiter helfen würde, geben zu wollen. Er brachte im Laufe des Nachmittags in der Sonne gedörrte Bananen, die sich als recht schmackhaft erwiesen, sowie zwei Hühner als Geschenk und empfing dafür einige Kleinigkeiten als Zeichen meiner Huld. Vor seinem Hause stand ein schwerer Teakholzblock mit sechs neben einander liegenden Beinlöchern zum Einspannen von gleichzeitig drei Verbrechern, von dem er mir sagte, er sei für gefangene Räuber bestimmt. Meine Frage,

ob man denn hie und da einige dieſer Geſellen erwiſche, beantwortete er treuherzig mit „Nein!“

Gegen Abend kamen Bogiman und Maizalee, um mir mitzuteilen, daß ſie nach allem, was ſie von den Dorfbewohnern vernommen hätten, nicht gewillt ſeien, mich ferner zu begleiten. Ich lachte ſie aus und ſagte ihnen, wenn ſie Furcht hätten, ſo ſollten ſie meinetwegen ohne ihre Maultiere umkehren, ich würde dann mit Fritz und Vadiwal allein die Reiſe fortſetzen. Als ſie ſahen, daß ich in meinen Vorſätzen nicht zu erſchüttern und guten Mutes war, beruhigten ſie ſich und verſprachen, mich nicht im Stich laſſen zu wollen; ich traf jedoch für die Nacht dadurch, daß ich die Maultiergeſchirre und ihre Waffen an mich nahm, Vorſichtsmaßregeln gegen etwaige Deſertiergelüſte.

Recht unſicher mußte übrigens die Gegend thatſächlich ſein; denn der Ortsvorſteher ließ mich über Nacht von einigen zwanzig Leuten bewachen, die nebenbei durch ihr Gelärme dafür ſorgten, daß auch ich kein Auge ſchloß.

Überschreitung der Schan-Grenze. Marsch nach Chieng Tung.

An Stelle meiner bisherigen zehn Führer, die ich nach Chieng Sen zurücksandte, erhielt ich nun etwa die doppelte Zahl frischer, die mich nach dem zwei Stunden entfernten Hon Lük bringen sollten.

Wir langten dort gegen 8 Uhr morgens an und befanden uns damit zum ersten Male in einer Ortschaft der sogenannten unabhängigen Schanstaaten, unter welchem Namen man eine Anzahl mehr oder minder selbständiger kleiner, zwischen Burma, China (Yunnan) Tonking und Siam gelegener Fürstentümer zusammenfaßt. Sie standen früher fast sämtlich unter der Herrschaft des Königs von Burma, dem sie auch noch Tribut entrichteten, als im Jahre 1886 die Engländer, nachdem dieselben sich Unter-Burmas bereits im Jahre 1852 bemächtigt hatten, den König Thibaw in Mandalay gefangen nahmen und sein Land annektierten.

Seit jener Zeit entrichten die Schanstaaten ihren Tribut weiter nach Mandalay an die englische Regierung, zum Teil zahlen sie auch, wie beispielsweise der nördlichst gelegene Staat Chieng Hung, mit dem wir uns später noch ein-

gehender zu beschäftigen haben werden, solchen an China. Die Regierungsform ist in den Schanstaaten durchweg die gleiche. Das kleinste Gemeinwesen bildet die Dorfschaft, die von einem Schulzen oder „Kye" verwaltet wird.

Die Kyes stehen ihrerseits wieder unter den Tamons, Myozas, Heins oder Payas, die etwa mit unseren Landräten verglichen werden könnten und je nachdem eine kleinere oder größere Anzahl von Dörfern unter sich haben. Sie sind direkt dem Tsabwa oder Fürsten verantwortlich, haben in ihrem Bezirk die Jurisdiktion und ziehen die Steuern ein. Der Fürst, gleichzeitig der höchste Richter im Lande, ist von einer Anzahl von Ratgebern oder Ministern, den Amats umgeben, ohne deren Zustimmung er von Rechts wegen keine wichtigen Entscheidungen treffen darf, doch sind heute in vielen Staaten die Amats lediglich Titularminister, Günstlinge des Fürsten, und kümmern sich um die Staatsangelegenheiten nicht mehr, als ihr Herr es gerade wünscht. Die Tamons sind infolge dessen vielfach sich selber überlassen, wirtschaften in ihren Bezirken nach Gutdünken und werden vom Fürsten nicht weiter behelligt, so lange sie nur die Steuern rechtzeitig abliefern.

Die Schans — mit diesem Namen werden sie von den Burmesen bezeichnet — nennen sich selber Thai, während sie von den Chinesen Pa-i und von den Assamesen Sam genannt werden. Ihre Vorfahren sollen die Ureinwohner eines Gebietes südlich vom Jangtse Kiang, etwa der heutigen chinesischen Provinz Kiangsi gewesen sein.

Wer sich dafür interessieren sollte, Näheres über ihre mutmaßliche Herkunft zu erfahren, dem empfehle ich das Werk „China before the Chinese" von Professor Terrien de Lacouperie zu eingehendem Studium. Was ihre äußere

Erscheinung, Kleidung, Bewaffnung und Tätowierung anbetrifft, so habe ich diese bereits beschrieben. Ihre Charaktereigenschaften und manches andere über sie werden wir noch im weiteren Verlauf der Reise näher kennen zu lernen Gelegenheit haben.

Mädchen
aus den westlichen Schanstaaten.

Da die Schanstaaten der englischen Regierung tributär sind, so hatte ich mir vom Konsul Stringer einen Paß und Empfehlungsbrief, von dem ich mir alle möglichen guten Wirkungen versprach, für die von mir zu durchreisenden Staaten Chieng Tung und Chieng Hung ausstellen lassen.

Ich sandte daher, während ich unter dem Zusammenströmen der neugierigen Bevölkerung auf einem freien Platze inmitten der Ortschaft neben einem hübschen Tempel burmesischen Stils unseren Maultieren die Lasten abnehmen ließ, einige Leute meiner Begleitmannschaft und Fritz an das Ortsoberhaupt, dieses von meiner erfolgten Ankunft zu benachrichtigen und ihm von meiner Absicht, nach Chieng Tung weiterzuziehen, sowie von dem Wunsche, einige Führer dorthin zu erhalten, Kenntnis zu geben. Als mir die Zeit des Wartens zu lang wurde, ließ ich meine beiden Stühle auf-

stellen, zündete mir eine Pfeife an, machte mir's bequem und ließ mich von den mich umlagernden Volksmassen gleich einem siamesischen Zwilling anstaunen.

Eine Stunde mochte ich so gewartet haben, als ein etwa 80jähriger Greis, auf zwei kräftige Männer gestützt, vor mich geführt und mir als der Mann vorgestellt wurde, von dessen gutem Willen nunmehr in erster Linie mein weiteres Fortkommen abhängen sollte. Ich bot dem mit einer ehemals weiß gewesenen weiten Hose, einer schwarzseidenen wattirten kurzen Jacke und schmutzigem weißseidenen Kopftuch bekleideten alten Herrn einen meiner Stühle an und ließ ihn einige Züge aus meiner Pfeife thun, worauf ich ihm auseinandersetzte, wer ich sei, woher ich komme und wohin ich zu gehen beabsichtige, um mich schließlich auf das Schreiben Mr. Stringers zu berufen und um Führer zu bitten.

Er ließ mir zurücksagen, er habe weder mit Mr. Stringer noch mit der englischen Regierung irgend etwas zu thun, sein Herr sei lediglich der Tsabwa von Chieng Tung.

Ob er nicht wisse, daß der Tsabwa den Engländern tributpflichtig sei? Nein! Davon sei ihm nichts bekannt, sein Herr zahle Tribut nach Mandalay an den König Thibaw.

Ob er denn nicht erfahren habe, daß Mandalay seit über sechs Jahren den Engländern gehöre und daß König Thibaw nach Indien transportiert worden sei?

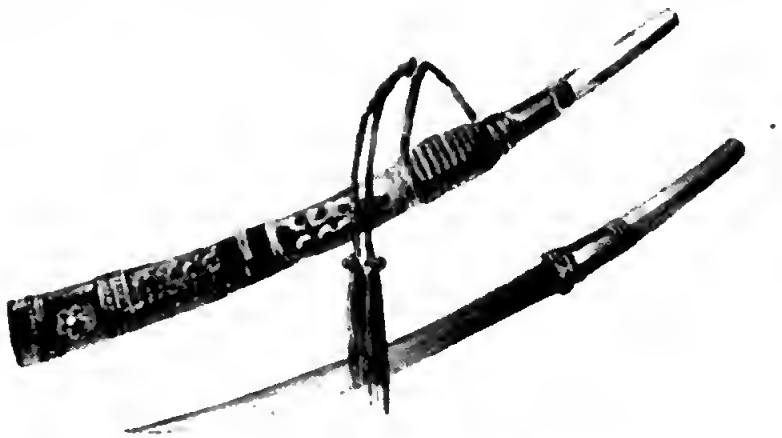
Ja! er habe zwar davon gehört, aber er glaube es nicht.

Ob er sich demnach weigere, mir die gewünschten Führer zu stellen?

Das käme darauf an, welche Geschenke ich ihm mache und wieviel ich den Führern zahlen wolle.

Ich ließ ihm nun mit Hilfe von Fritz, Bogiman und einem der burmesischen Sprache kundigen Schan auseinander-

etzen, daß ich, wenn auch ein großer Herr, so doch wegen der wenigen Maultiere, mit denen ich reise, nicht in der Lage sei, viele Geschenke mit mir zu schleppen, daß ich Geld in Yunnan erwarte und nur mit dem Allernotwendigsten versehen sei, um unterwegs nicht nötig zu haben, betteln zu gehen, daß ich jedoch als berühmter Arzt in der Lage wäre, ihm eine Medizin zu bereiten, die ihn um zwanzig Jahre verjüngen könne, und ihm diese Medizin von Chieng Tung schicken wolle, wenn er mir Führer bis dahin mitgebe.



Schan-Dha mit Silberbeschlag und Elfenbeingriff.

Natürlich verlangte er die Medizin im voraus, doch ließ ich ihm mitteilen, daß deren Anfertigung mehrere Tage in Anspruch nehmen und sie somit gerade fertig sein würde, wenn ich in Chieng Tung ankäme.

Das schien dem alten Herrn einzuleuchten und er befahl nun zu meiner großen Freude zweien seiner Leute, mich zu begleiten, jeder derselben sollte für die Reise vier Rupien von mir erhalten. Ich war so glücklich über den unerwartet günstigen Verlauf der Unterhandlung, daß ich mit Vergnügen den Leuten das Doppelte gegeben hätte, doch mußte ich im Interesse meiner persönlichen Sicherheit die Rolle des mittel-

Schantasche aus roter Seide, besetzt mit von den Schans gemachten weißen Kalkperlen.

losen Mannes weiterspielen und daher verlangen, daß der Führerlohn auf die Hälfte der geforderten Summe herabgesetzt werde, was denn auch nach langem Feilschen geschah, worauf ich meinem greisen Gönner noch eine Hand voll Tabak schenkte und mich ohne Zeitverlust, sobald meine Tiere wieder beladen und die Führer mit ihrem Proviant erschienen waren, mit meiner Karawane aus dem Staube machte.

Die Reiseausrüstung eines Schans besteht außer aus seiner luftigen Kleidung, die leider nur dazu da zu sein scheint, seine hübsche Tätowierung zu verdecken, aus dem bereits beschriebenen großen Schlapphut von feinem Strohgeflecht, ferner einer über die Schulter gehängten Tasche aus buntdurchwebtem Baumwollen- oder Seidenstoff, in der Betel-

nüsse, Tabak u. s. w. mitgeführt zu werden pflegen, und einem um den Leib befestigten, mit Reis gefüllten langen Beutel in Form einer Wurst, durch die gleichzeitig die zusammengefaltete Schlafdecke, die nicht selten eine dem schottischen Plaidmuster ähnliche Zeichnung aufweist, über dem Gefäß des Mannes festgehalten wird. Dazu kommen dann noch die Waffen, bestehend in einer zwei bis drei Fuß langen Dha und einem kurzen Dolche.

Schan-Dolch.

Auf diese Weise bekleidet, verproviantiert und bewaffnet, vielleicht auch noch mit einem Stückchen Silber im Rock, macht der Schan die größten Reisen. In seiner Reiswurst trägt er einen zum mindesten auf acht Tage berechneten Mundvorrat mit sich, an Wasser fehlt es ihm in seinem Lande ebenso wenig wie an Bambus. Er schneidet sich, wo immer er rastet, ein grünes Bambusrohr, thut Reis und Wasser hinein und kocht über einem Feuer von trockenem Bambus sein Mahl in dem als Kochtopf benutzten Rohr, dann hüllt er sich, nachdem er zur Abhaltung wilder Tiere verschiedene Feuer um sich herum angezündet hat, in

sein baumwollenes Plaid und schläft, bis ihn am nächsten Morgen der Schrei des Waldhahns weckt.

Nachdem wir das Dorf hinter uns hatten, gelangten wir durch Buschwald in eine sehr fruchtbare Ebene mit zwei großen blühenden Dörfern, durchwateten dann ein hübsches Flüßchen, den Me Tune, und bezogen in einer Lichtung am Ufer Lager. Zur großen Freude meiner Leute hatte ich unterwegs einen prächtigen grauen Kranich geschossen. Sie bekamen dadurch erstens ein gutes Stück Fleisch zu ihrem nüchternen Reismahl und zweitens fingen sie an, sich unter Führung eines so vortrefflichen Schützen, für den sie mich nunmehr hielten, sicher zu fühlen.

Wenn ich es einrichten konnte, wählte ich unsere Lagerplätze nicht in der Nähe der Dörfer, sondern irgendwo in einem verborgenen Winkel des Waldes, wohin uns so leicht niemand folgte, sehr zum Verdruß meiner beiden Yunnanesen, die, wie sich herausstellte, allerlei Seidenwaren, namentlich bedruckte Tücher unter mein Gepäck geschmuggelt hatten, um unterwegs Handel damit zu treiben. Auch Vadiwal war wenig über dies Arrangement erbaut, denn mitten im Walde gab es weder Hühner zu stehlen noch Reisschnaps zu kaufen.

Wir lagerten heute zum ersten Male in „Feindesland" und hatten nach den Gerüchten der letzten Tage alle Ursache, jeden Augenblick einen Überfall zu erwarten. Aber so sehr sich meine Leute gefürchtet hatten, sich mit mir in Gefahr zu begeben, so leichtsinnig sorglos waren sie jetzt, als wir uns mitten in derselben befanden, und ich sah bald ein, daß die Sorge um unsere Sicherheit auf nur vier Augen ruhte, nämlich auf den meinen und denen Pigs. Um aufrichtig zu sein, muß ich bekennen, daß ich mich in der Lage, in der

wir uns befanden, nichts weniger als wohl fühlte und daß ich mich in den ersten Tagen in einer beständigen nervösen Erregung befand, Tag und Nacht bis an die Zähne bewaffnet blieb und stets nur mit einem Auge schlief.

Namentlich während dieser ersten Nacht war ich auf alles gefaßt, trotzdem meine Führer sagten, es seien seit mehreren Wochen keine Räuber gesehen worden. Wer konnte wissen, ob diese Leute nicht selbst zu einer Bande gehörten und sich lediglich mir angeschlossen hatten, um uns ihren Kameraden ans Messer zu liefern. Kurz nachdem wir uns zur Ruhe gelegt hatten, schlug der Hund an, dann vernahm ich Menschenstimmen und Fußtritte und sah den roten Schein brennender Fackeln durch die Büsche leuchten. Im Nu war ich auf den Beinen und hatte die Hand am Karabiner, trotzdem ich mir sofort hätte sagen können, Räuber würden sich wahrscheinlich ohne Fackeltanz an uns heranmachen. Es stellte sich denn auch im nächsten Augenblick heraus, daß wir es mit einer in ihr Dorf heimkehrenden harmlosen Gesellschaft zu thun hatten. Die Leute schienen uns übrigens mit ebenso viel Mißtrauen zu betrachten, wie wir sie, und zogen mit beschleunigten Schritten, gleich furchtsamen Kindern im Dunkeln, laut singend vorüber.

Mitten in der Nacht wurden wir zum zweiten Male alarmiert. Diesesmal durch ein lautes Krachen von Zweigen in nächster Nähe unseres Lagers. Aber mit den Räubern war es wieder nichts, denn der Störenfried entpuppte sich schließlich als ein nachtwandelnder Büffel, der sich irgendwo losgerissen hatte. Immerhin begrüßten wir mit Freuden das hereinbrechende Tageslicht und befanden uns schon kurz nach 5 Uhr wieder auf der Wanderschaft. Bald hatten wir die Reisfelder der Ebene hinter uns und zogen durch

dichten, üppigen Wald mit riesengroßen wilden Bananenstauden und festonartig sich von Baum zu Baum windenden Schlingpflanzen bergan. Der Weg, wenn man einen planlos sich durch die Wildnis schlängelnden Pfad so nennen will, war miserabel und obendrein durch von den Räubern umgehauene Baumstämme zuweilen derartig versperrt, daß wir gezwungen waren, uns mit Hilfe unserer Dhas eine neue Gasse zu bahnen. Wären wir hier auch nur von einigen Leuten angegriffen worden, wir wären rettungslos verloren gewesen, aber die in der Gegend hauptsächlich ihr Wesen treibende Bande in Stärke von einigen 60 Schans war, wie wir nachträglich erfuhren, weiter gen Westen gezogen, in der löblichen Absicht, uns an der Hauptstraße von Chiengmai nach Chieng Tung, die wir auch anfänglich hatten einschlagen wollen, einen Hinterhalt zu legen. Ich bin heute überzeugt, daß der Ortsvorsteher von Tassali hiervon Kenntnis hatte und uns, nachdem er durch meinen Paß mit dem Siegel des Königs von Siam eingeschüchtert worden war, über Hon Lük dirigierte, um nicht in Ungelegenheiten zu geraten.

Nach 23 Meilen Marschierens und nach mehrfachem Abirren vom Wege kampierten wir an einem kleinen Bache, dem Me Doc Tan. Wenig angenehm überrascht war ich, als ich später während eines Rekognoszierungsganges sah, daß nicht weit von uns eine große Ochsenkarawane lagerte; denn die ochsentreibenden Schans erfreuen sich keineswegs des Rufes harmloser Nachbarn. Ich gewahrte einige zwanzig dieser abenteuerlichen Gesellen in einem von ihnen schnell erbauten Bambusschuppen und glaubte, da sie mich bemerkt haben mußten, am besten zu thun, ihnen einen Besuch abzustatten und so den Wunsch erkennen zu geben, freundnachbarliche Beziehungen anzuknüpfen. Da sie mich jedoch mit der

Lagernde Ochſenkarawane in den Schanſtaaten.

Hand an der Waffe empfingen und sich auch sonst wenig freundwillig benahmen, begnügte ich mich damit, ihnen meinen Gruß zuzuwinken. Später versuchte ich, auf einen Pfauhahn zu Schusse zu kommen, gab mich indessen, nachdem er sich meinen Nachstellungen entzogen hatte, mit einigen kleinen Papageien zufrieden.

Laos, Reis im Bambusrohr dämpfend.

Der folgende Marschtag verlief in angenehmster Weise, da unser Weg beständig am linken Ufer des Me Lem im Waldesschatten entlang führte und ein herrliches Landschaftsbild das andere ablöste. Wir nächtigten unter mächtigen Bäumen am Flusse, und zwar gemeinsam mit einer Gesellschaft von Pungis und Tänzerinnen, bei der es ungemein lustig herging. Die Leute dämpften ihren Reis in am Boden

durchlöcherten Bambusrohren, die auf Töpfen mit kochendem Wasser standen. Mein abendliches Bad im Flusse erregte bei den Jüngerinnen Terpsichorens lebhaftes Interesse, und tief errötend mußte ich später eine eingehende Untersuchung meiner weißen Haut über mich ergehen lassen, die nach Fritzens Aussage ein sehr günstiges Urteil von Seiten meiner liebenswürdigen Richterinnen im Gefolge gehabt haben soll.

Wir waren allmählich weniger mißtrauisch gegen die Bewohner des Landes geworden, zumal von irgend welchen kriegerischen Unruhen nichts zu bemerken war, und verbrachten einen fröhlichen Abend mit unseren Lagergenossen. Gegen 8 Uhr ging alles zur Ruhe, und bald loderten zwischen uns und den Balleteusen die Flammen der Lagerfeuer. Ob die der Liebe auch? Chi lo sa!

Mönch und Tänzerin hatten sich noch nicht den Schlaf aus den Augen gerieben, als wir bereits wohlgemut weiterzogen. Gegen neun Uhr verließen wir den Wald und betraten die Moung Payak-Ebene mit verschiedenen kleinen Dörfern, deren Bewohner vielfach damit beschäftigt waren, sehr schöne, etwa zolldicke Ziegelsteine zum Bau eines neuen Tempels zu streichen. In einem der Dörfer machten wir Rast, und es gelang uns, von den Leuten mehrere Hühner und Eier zu erstehen. Auch brauner Zucker aus dem Safte des Zuckerrohres wurde, in Tafeln gepreßt, zum Kaufe angeboten.

Etliche Weiber, mit schauerlichen Kröpfen behaftet, kamen, während ich gerade frühstückte, zu mir und baten mich, sie von ihren Gebresten zu heilen.

Ich rieb ihnen die Kröpfe mit Vaseline ein und empfahl ihnen dann, schleunigst nach Hause zu gehen, da die Medizin in freier Luft ihre Wirksamkeit verliere. Nach gleichem

Prinzip behandelte ich, wo immer ich mit ihnen in Berührung kam, Leprakranke und andere meinen Appetit störende Patienten.

Nach dem Frühstück hatten wir einen steilen Berg von 3500 Fuß zu überschreiten, auf dessen Höhe ich zum ersten und einzigen Male einem Silberfasan begegnete, und bezogen, da die Dunkelheit heranzubrechen drohte, neben einer kleinen Quelle an hohem Felsabhange ein zwar unbequemes, aber wunderbar romantisch gelegenes Lager weit ab von allen menschlichen Wohnungen. Tief unter uns rauschte sanft ein Meer vielhundertjähriger Bäume — soweit das Auge reichte leichtgewelltes, bewaldetes Hügelland — kein Feld, kein Dorf, kein menschliches Wesen — kein menschlicher Laut.

Nur der Schrei der Hirsche, die Rufe verschiedener Waldvögel unterbrachen hier und da die majestätische Ruhe der Wildnis. Die Nacht brach an, sternenklarer Himmel wölbte sich über uns, das Rauschen des Waldes verstummte, leise sang die Quelle ihre monotone einschläfernde Weise, aber sie mußte noch lange singen, bis ich ihr den Gefallen that, dem Bruder des Todes in die Arme zu sinken. Nicht, daß mich diesmal die Furcht vor räuberischen Überfällen wach gehalten hätte, nein! es war lediglich das Gefühl namenlosen Glückes, unendlicher Befriedigung über das, was ich erlebte, ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß ich mich nicht hatte abschrecken lassen, die Pfade zu wandeln, denen ich bis hierher gefolgt war, ein Gefühl des Glückes, daß es mir vergönnt war, fern von der ausgetretenen Heerstraße, auf der die große Menge dahintrabt, die großartigsten Schöpfungen Gottes anzubeten. —

Der folgende Morgen war bitterkalt, so daß ich von Fritz ein großes Feuer neben meinem Bette anzünden ließ, bevor ich mich ankleidete. Wunderbar war der Blick auf

die unter uns wallenden, milchweiß erscheinenden Nebelmassen, die erst gegen 10 Uhr vor den Strahlen der Sonne den Rückzug antraten. Ich wäre gern einige Stunden vom Bette aus Zeuge dieses Kampfes zwischen Nebel und Sonne geblieben. Da jedoch für den heutigen Tag nach Aussage unserer Führer, die sich übrigens als liebe, harmlose Leute herausgestellt hatten, ein ganz besonders anstrengender und langer Marsch vor uns lag, so durften wir uns nicht länger auf diesem herrlichen Fleckchen Erde aufhalten.

Anstrengend war der Marsch allerdings für Menschen und Tiere, denn wir hatten zwei recht steile Bergrücken von gegen 4000 Fuß Höhe zu überschreiten, aber er war auch in jeder Hinsicht lohnend. Kiefern wechselten mit Laubwald, und überall sah man blühende Bäume in allen möglichen Farben. Ein in der Blüte unserem Apfelbaum nicht unähnlicher Baum, der da, wo er sich frei hatte entwickeln können, eine Höhe von oft gegen 80 Fuß und einen Kronendurchmesser von ca. 50 Fuß erreicht, war es vor allen Dingen, der mein Entzücken wach rief. Die armen Lasttiere, die sich nebenbei durch all diese Schönheiten in keiner Weise für die ihnen zugemuteten Anstrengungen entschädigt sahen, hatten einen gar bösen Tag und leisteten im Auf- und Abklettern ganz Erstaunliches. Wir waren übrigens alle gleichmäßig froh, als wir gegen 6 Uhr abends nach einem Marsche von 23 Meilen an ein Dorf kamen, wo wir Paddy für die erschöpften Tiere und Lebensmittel für uns selber bekommen konnten.

Am folgenden Morgen ging es sofort wiederum über einen Berg von 4200 Fuß und dann durch Waldland abwärts, bis wir gegen Nachmittag, nachdem wir einige kleinere Dorfschaften passiert hatten, ein steiniges, unfruchtbares,

wellenförmiges Plateau erreichten und bald in der Ferne die Mauern von Chieng Tung erblickten.

Je näher wir der Stadt kamen, um so lebhafter wurde der Verkehr auf der Landstraße. Wie wir erfuhren, war Markttag gewesen und die frühmorgens mit ihren Waren in die Stadt gezogenen Landbewohner kehrten nun heim in ihre Dorfschaften. Es war ein hübsches, farbenreiches Bild: all diese bunt gekleideten und geschmückten Menschen, die Mädchen mit ihren seidenen oder baumwollenen Lungis oder ihren grellfarbigen Brusttüchern und ihren großen runden, in der Mitte mit einer kleinen Pyramide versehenen Hüten aus aneinander genähten Schuppenblättern des Bambus, die Männer mit ihren weiten, weißen Gewändern mit silberbeschlagener Dha und vielfach langen Gewehren mit Feuersteinschlössern, die ebenso wie das im Lande verwendete Pulver von einem in den umliegenden Bergen wohnenden Stamme, den San Dau, verfertigt werden. Perkussionsgewehre, die am meisten unter den Stämmen im Innern Afrikas verbreitete Schußwaffe, sieht man hier fast gar nicht.

Schanmädchen.

Lunten- und Feuersteinschloßflinten sind die gewöhnlichsten, Hinterlader befinden sich meist nur in den Händen der Vornehmen des Landes. Sehr gut bewaffnet sind auch vielfach die Begleitmannschaften der yunnanesischen Maultierkarawanen, bei denen ich nicht selten sogar Repetiergewehre fand. Da das Einführen aller Schußwaffen nach Indien und Burma untersagt ist, die Yunnanesen sich aber an der Grenze auch nicht von ihren Gewehren trennen wollen, so schmuggeln sie diese hinüber und zwar meist, indem sie über den Lauf ein Bambusrohr stecken und an dem Kolben eine Last solcherweise befestigen, daß nur die Last, nicht aber der Kolben zu sehen ist. Auch Opium wird viel von Yunnan ins Land geschmuggelt, und ich war herzlich froh, nicht dem Rate einiger Moulmeiner Freunde gefolgt zu sein, Opium als Zahlungsmittel mit in die Schanstaaten zu nehmen, denn das wäre thatsächlich „Kohlen nach Newcastle tragen" gewesen. Mit Salz hätte ich freilich noch weniger Glück gehabt, da es in großen Mengen von Yunnan kommt und daher, je mehr man sich der chinesischen Grenze nähert, um so billiger wird.

Kurz nachdem die Stadtmauern von Chieng Tung in Sicht gekommen waren, trabte ich meiner kleinen Truppe voran, um mich irgendwo nach einem passenden Lagerplatz umzusehen. Bogiman hatte mir zwar gesagt, es sei unmöglich, außerhalb der Stadt zu lagern, da nur innerhalb der Umwallung Wasser vorhanden sei, aber ich wußte sehr wohl, was die Leute in die Stadt zog und wie wenig erwünscht ihnen meine Absicht kam, dieselbe fürs erste überhaupt nicht zu betreten. Ich fand auch schließlich unmittelbar vor dem Ostthore einen inmitten abgeernteter Reisfelder gelegenen Tempel mit guter Weide ringsum und fließendem

Wasser in der Nähe. Das war gerade, was ich suchte; denn abgesehen von allen sonstigen Nachteilen, die ein Lagerleben innerhalb der Stadt mit sich bringt, hatte ich gar keine Ahnung, wie man mich in Chieng Tung empfangen würde, und wollte mich vor allen Dingen nicht der Gefahr aussetzen, ohne viel Federlesens wieder vors Thor befördert zu werden. Die Erfahrungen, die der englische Reisende Kapitän Younghusband, dem es im Jahre 1888 gelungen war, bis Chieng Tung vorzudringen, hier gemacht, waren nicht gerade geeignet, mich einen Empfang mit weißgekleideten Jungfrauen erwarten zu lassen.

Nachdem ich Radja im Tempelhofe abgesattelt hatte, setzte ich mich auf die Veranda eines Rasthäuschens für Pilger und wartete, bis meine Karawane heraukam. Dann wurde Fritz zum Oberpungi geschickt und dieser von meiner Absicht, mich bei ihm einquartieren zu wollen, in Kenntnis gesetzt. Der fromme Herr schien jedoch keineswegs gastlich disponiert zu sein und bedeutete uns in unverblümter Weise, wir möchten uns wo anders ein Unterkommen suchen. Als er indessen sah, daß ich trotz seiner Einsprache Befehl erteilte, die Lasten von den Maultieren herunter zu nehmen, und alle Vorkehrungen traf, mich einzunisten, machte er gute Miene zum bösen Spiel und ließ sogar das Rasthäuschen für uns öffnen und reinigen. Da wir noch hinreichenden Proviant vom gestrigen Tage besaßen, konnten wir jetzt in aller Ruhe dem kommenden Morgen entgegensehen. Jedenfalls hatten wir wohlbegründete Ursache, mit dem bisherigen Verlaufe der Reise zufrieden zu sein, und das wären wir auch alle im vollsten Maße gewesen, hätte sich nicht plötzlich herausgestellt, daß Pig, unser braver Wächter, der Liebling der ganzen Karawane und eines der wichtigsten Mitglieder

derselben, fehlte. Pig war verschwunden und zwar, wie sich zeigte, bereits verschwunden, seit wir das Frühstückslager verlassen hatten.

Die Yunnanesen hatten geglaubt, er sei mit mir vorausgegangen, und ich hatte mich nicht um ihn bekümmert, da ich ihn bei den Maultieren wähnte. Es war klar, Pig hatte nach einem sehr reichlichen Frühstück, übermüdet von dem vorangegangenen anstrengenden Marsche, sich zum Mittagsschläfchen niedergelegt und war von niemandem beim Aufbruche zum Weitermarsche geweckt worden.

Ich war unglücklich über den Verlust des treuen Tieres, von dem kaum anzunehmen war, daß es im stande sein würde, unseren Spuren zu folgen, denn ich hatte mehrfach bemerkt, daß der Hund auffallend wenig Nase hatte. In der ersten Erregung hatte ich Radja wieder satteln lassen und sprengte nun davon, in der Absicht, das vermißte Tier aufzusuchen. Nachdem ich aber etwa eine Meile weit geritten war, sah ich ein, daß ich in der Dunkelheit nicht nur nichts würde ausrichten können, sondern im Gegenteil alle Aussicht hätte, mich zu verirren und irgendwo allein auf freiem Felde oder im Walde zu kampieren. Ich ritt darum zum Tempel zurück, ärgerte mich über alle möglichen Kleinigkeiten und machte den Leuten und mir selber das Leben sauer.

Tags darauf sandte ich sofort meine beiden Führer zurück zum gestrigen Frühstücksplatze mit der Weisung, unterwegs in allen Dorfschaften nach dem Verbleib von Pig zu forschen, und stellte jedem eine Belohnung von einer Rupie in Aussicht, falls der Hund wieder zur Stelle geschafft würde. Nachdem diese Angelegenheit soweit erledigt war, machte ich mich daran, die nähere Umgebung unseres Quartiers kennen zu lernen, mir Chieng Tung von außen

anzusehen und die notwendigen Schritte zu thun, um auszukundschaften, wie es eigentlich in der Stadt aussehe, welche Stimmung bei Hofe gegen Europäer herrsche, welchen Empfang ich zu erwarten habe und ob man beabsichtige, meinem Weitermarsche Schwierigkeiten irgend welcher Art in den Weg zu legen.

Die von uns im Laufe des letzten Marschtages bei verschiedenen, von Chieng Tung kommenden Reisenden eingezogenen Erkundigungen widersprachen sich derartig, daß wir keine Ahnung hatten, woran wir waren. Ich bin mir nicht klar darüber, was eigentlich die Schans veranlaßte, uns überall, wo wir sie über dieses oder jenes ausforschten, die fabelhaftesten Bären aufzubinden. War es die Freude an der Lüge, war es das Bestreben, uns gerade die Antwort zu geben, von der man vermutete, sie würde uns am willkommensten sein, oder wollte man uns zum Narren halten und irre führen?

Wir begegnen z. B. einem des Weges kommenden Kaufmann, begrüßen ihn und fragen, woher er komme.

Aus Chieng Tung.

Ob alles in der Stadt ruhig sei?

Ja wohl.

Also sei der Fürst nicht in die Berge gegangen?

Doch, der Fürst sei in die Berge gegangen.

Ob zur Zeit Europäer in der Stadt seien?

Ja wohl.

Wie viele?

Sehr viele.

Ob sie bewaffnet seien?

Ja wohl, alle seien bewaffnet.

Ob der Fürst in die Berge gegangen sei, bevor die Europäer die Stadt betreten hätten?

Ja wohl.

Wir ziehen weiter und stoßen auf eine englische Expedition mit europäischen Soldaten, die wahrscheinlich von Mandalay gekommen ist, um die Chieng Tung-Leute für irgend eine Ausschreitung zu züchtigen, da kommt ein Trupp Bewaffneter uns entgegen, und wir wenden uns an den Führer derselben.

Woher des Weges?

Aus Chieng Tung.

Ist alles ruhig in Chieng Tung?

Ja wohl, alles ist in bester Ordnung.

Ob der Fürst in der Stadt sei?

Ja wohl, der Fürst sei in der Stadt und habe dieselbe auch nie verlassen gehabt.

Ob denn keine Europäer in Chieng Tung seien?

Nicht ein einziger.

Wir verabschieden uns von dem sehr selbstbewußt und vornehm auftretenden Manne und wissen nicht, was wir aus diesen sich widersprechenden Aussagen zu machen haben. Endlich begegnen wir einer kleinen Karawane unter Führung eines Burmesen, der, wie sich auf Fritzens Befragen herausstellt, in Chieng Tung beim Fürsten den Posten eines Hof-Balletmeisters bekleidet. Gott sei Dank, der Mann kann sich wenigstens als Burmese mit Fritz vortrefflich verständigen, von ihm werden wir wohl die Wahrheit hören. Seine Aussage geht nun dahin, daß der Fürst z. Z. in der Stadt weile, aber für einige Tage auf einer Wallfahrt zu einem Tempel abwesend gewesen sei, daß in der Stadt Ruhe herrsche, daß man jedoch erregt sei über die Ankunft dreier

Europäer mit einer großen Karawane von Maultieren, Elefanten und Pferden.

Jedenfalls eine Grenzregulierungskommission denke ich und schwelge schon in Gedanken im Genusse eines guten Trunkes, ohne den — ich kenne meine Engländer! — Grenzregulierungskommissionen nicht in die Wildnis zu ziehen pflegen.

Mit diesem Chaos von Auskünften beladen standen wir nun vor den Thoren Chieng Tungs.

Unser Wirt wider Willen, der Oberpungi des Tempelchens, in dem wir uns zu Gaste geladen, hatte unsere Bemühungen, von ihm etwas über die letzten Vorkommnisse im Lande zu erfahren, passiven Widerstand entgegengesetzt, und ich hatte daher Fritz und Bogiman mit meinem Geleitsbrief in die Stadt geschickt, um meine Ankunft den Europäern sowohl wie dem Fürsten zu melden und zu erkunden, wann ich den einen wie dem andern meine Aufwartung machen könne.

Währenddessen machte ich einen kleinen Spaziergang entlang der Stadtmauer, die an einzelnen Stellen so stark verfallen war, daß ich sie erklettern und einen Blick über die weitläufig angelegte, größtenteils unter Bäumen versteckte Stadt werfen konnte. Auf dem Rückwege zum Lager entdeckte ich, daß wir in allernächster Nähe des Richtplatzes wohnten, wenigstens schloß ich auf einen solchen — und wie sich später zeigte, mit Recht — aus den massenhaft umherliegenden Menschenknochen und Schädeln. Professor Virchow wäre beim Anblick der letzteren wahrscheinlich das Wasser im Munde zusammengelaufen. Ich kann nicht behaupten, daß mir ein Gleiches geschehen wäre, aber ein erfreulicher Anblick waren mir diese bleichenden Gebeine den-

noch, wußte ich doch, daß wir in einer solchen Nachbarschaft, bei einem Volke, in dem die Geisterscheu eine so hervorragende Rolle spielt, vor unliebsamen zweibeinigen nächtlichen Besuchern vollkommen sicher waren.

Nachträglich erfuhr ich, daß an dieser Stätte in den letzten zehn Monaten acht Verbrecher, teils wegen Diebstahls, teils wegen Mordes oder Totschlages enthauptet waren. Die Leichname der Hingerichteten bleiben unbeerdigt auf dem Richtplatze liegen, ein Fraß der Tiger, Leoparden, Hunde, Aasgeier und Raben.

Nach etwa zwei Stunden kamen Fritz und Bogiman zurück mit der Meldung, daß eine Expedition mit drei Europäern allerdings in Chieng Tung gewesen sei, aber vor länger als einem Jahre (Expedition Scott-Archer), daß sich hingegen zur Zeit kein weißer Mann im Lande befinde. Mit meinem Geleitsbrief waren sie erst von Pontius zu Pilatus geschickt worden und endlich zum Premierminister gelangt, der jedoch ebensowenig wie die übrigen Herren Minister zu lesen verstand und nur gefragt hatte, wo die Geschenke für den Fürsten seien. Ohne solche in der Hand könne er dem hohen Herrn, nebenbei bemerkt dem einzigen Manne im Lande, der außer seinem Sekretär sich auf die Entzifferung von Schriftzeichen verstände, den Brief nicht vorlegen. Sie waren dann zu dem genannten Sekretär gegangen und von diesem zwar freundlich empfangen, aber gleichfalls dahin beschieden worden, daß vor Ablieferung der Geschenke für Seine Hoheit an eine Eröffnung irgend welcher Verhandlungen nicht gedacht werden könne. Den Brief hatte der Herr Sekretär zurückbehalten.

Nach dem Frühstück sandte ich meine beiden Geschäftsträger wiederum zum Palaste und ließ dem Herrn Premier-

miniſter mitteilen, ich ſei ein Mann, gewohnt, Geſchenke zu empfangen, aber nicht ſolche auszuteilen, namentlich nicht an Leute, von denen ich noch gar nicht einmal wiſſe, ob ſie meine Freunde oder Feinde wären. Dagegen ſei ich ein großer Arzt und gern bereit, falls der Fürſt ſeinen Unterthanen den Befehl erteilen wolle, mir Lebensmittel zu verkaufen, und ſich ſelber geneigt zeige, mir einen Geleitsbrief bis an die Grenze ſeines Landes auszuſtellen, mich mit meiner Kunſt unentgeltlich für die Dauer meines Aufenthaltes in Chieng Tung in ſeinen Dienſt zu ſtellen.

Nachdem dieſe Botſchaft ausgerichtet war, wartete ich ruhig die weitere Entwicklung der Angelegenheit ab, lag gemächlich ausgeſtreckt auf meinen Stühlen, las in der reizend geſchriebenen Reiſeſchilderung des Kapitäns Younghusband „Eighteen hundred miles on a Burmese Tat“ und unterhielt mich mit den von unſerem Pungi im Leſen und Schreiben unterrichteten Schülern, ſowie den mit ihm im Tempel lebenden Moung Yin, die ſich hauptſächlich damit befaßten, vom Tempelhofe aus große Papierdrachen, an deren unterem Ende aus Bambus und Bindfaden eine Art Aeolsharfe angebracht war, ſteigen zu laſſen. Dieſe muſikaliſchen Drachen erfreuen ſich großer Beliebtheit, nicht nur bei der Schanjugend, ſondern auch bei Erwachſenen, und ſelbſt ergraute Mönche habe ich mehrfach mit dieſem Spielzeuge ſich ſtundenlang beſchäftigen ſehen.

Die Schuljugend, die hier nicht nur in den Pauſen, ſondern auch während der Unterrichtsſtunden, in denen alle Schüler gleichzeitig, auf dem Bauche liegend, mit lauter Stimme ihre Lektionen auswendig lernen, einen Heidenlärm vollführt, hatte mich bald zu ihrem Freunde erklärt, nach-

dem ich sie mit Schreiballons beschenkt und mich als Papierpuppenschneider etabliert hatte.

Manchmal wurde mir das Gelärme aber doch zu bunt, und da ich die Geister, die ich bannte, nicht wieder los werden konnte, mußte ich schon, um Ruhe zu haben, mir meine Stühle auf die Richtstätte tragen lassen; denn nur dahin folgten mir die Rangen nicht. Irgend welche Besuche von Leuten aus der Stadt erhielt ich im Laufe der ersten zwei Tage nicht, ja es schien fast, als sei ich in Acht und Bann gethan worden; denn selbst die des Morgens ihre Opfergaben in Gestalt von Reis, Früchten und Blumen zum Tempel bringenden Frauen und Mädchen würdigten mich kaum eines Blickes.

Als mir die Zeit schließlich zu lang wurde, ritt ich in die Stadt und ließ mich von Fritz zu dem lese- und schreibkundigen Sekretär führen, um mit diesem Mann einmal Rücksprache zu nehmen. Er empfing mich in seinem kleinen Bambushäuschen sehr höflich, teilte mir mit, er sei selbst eine Persönlichkeit ohne jeden Einfluß, erklärte sich aber auf meinen Wunsch bereit, mich zum Premierminister zu begleiten. Leider fanden wir denselben, Kyaw Mukat mit Namen, nicht zu Hause, da er irgendwo mit dem Zusammenleimen oder Bemalen von Theaterrequisiten beschäftigt war. Denn er bekleidete neben dem hohen Posten des Premierministers auch denjenigen des Hoftheaterintendanten, und da an dem betreffenden Abend bei seiner Hoheit eine „Poyee" angesagt war, so hatte er alle Hände voll zu thun und keine Zeit für wichtige Staatsgeschäfte.

Der Sekretär machte uns am Nachmittag in meinem Tempelchen seinen Gegenbesuch und überbrachte mir die Botschaft, der Bruder des Fürsten, Prinz Jamein, wünsche

meine Bekanntschaft zu machen und bäte mich, ihn am folgenden Tage aufzusuchen, zu welchem Zwecke er — der Sekretär — mich zur geeigneten Stunde abholen wolle. Heißt es bei uns bei ähnlichen Einladungen mit „Ordenszeichen", „im Überrock", so wurde hier befohlen „ohne Waffen".

Ich ließ dem Prinzen meinen Gruß entbieten und melden, ich würde seinem Wunsche mit Vergnügen Folge leisten, doch möge er sich unter keinen Umständen trügerischen Hoffnungen hingeben, Geschenke würden meinerseits nicht verabfolgt aus dem sehr triftigen Grunde, weil ich nichts Schenkenswertes mit mir führe.

Von dem Sekretär, den ich mit Thee und Tabak bewirtete, erfuhr ich, daß Chieng Tung, die Hauptstadt, gegen 500 Häuser und etwa 2500 Einwohner zähle, sowie daß ausschließlich die verheirateten Männer zur Steuerzahlung und zwar in Höhe von 2 Rupien für das Jahr herangezogen würden, daß aber der größte Teil der Steuerfähigen in ihrer Eigenschaft als Beamte oder Diener des Fürsten überhaupt von allen Abgaben befreit seien.

Auf meine Frage, wovon unter solchen Umständen der Fürst die Kosten für die Verwaltung des Landes sowie diejenigen seines Haushaltes bestreite, erklärte er, die Verwaltung koste weiter nichts, da jeder Beamte sich selbst bezahlt mache, und die Unkosten des Hofes würden durch Geschenke, die der Fürst von seinen Unterthanen erhalte, um bei besonderen Anlassen ein Auge oder auch beide Augen zuzudrücken, sowie durch Landsteuern und die Einkünfte aus einer Hazardspielsteuer und allerlei Gerichtsgebühren bestritten. So werden z. B. Chinesen, die im Lande Raubmorde und Diebstähle begehen, nicht gleich den Schans hin-

gerichtet, sondern zu einer Geldbuße von 300 bis 2000 Rupien verurteilt.

Die Frage, ob der Fürst nicht aus den Wäldern, in denen sich, wie ich erfahren hatte, neben Teak- auch viele Kampherbäume befänden, irgend welche Einnahmen erzielte, konnte er mir nicht beantworten, doch meinte er, Kampher würde in der Umgegend gewonnen und nach Moulmein gebracht.

Als umwohnende Stämme in den Bergen nannte er mir die Kakuis, Kakuas, Kohs, San Daus und Mussoes.

Er bestritt an diesem Abend, daß Chieng Tung den Engländern tributär sei, und meinte, mein Geleitsbrief vom Konsul in Chiengmai habe für den Fürsten von Chieng Tung gar keine Bedeutung. Später gab er allerdings zu, daß den Engländern Tribut entrichtet würde. Von dem Abschiede warnte er mich vor unnötigem Betreten der Stadt, da in derselben die Blattern herrschten, was, wie ich am folgenden Tage sah, in der That der Fall war.

Gegen Abend wurde Pig zurückgebracht und mit Hurrah sowie allen von den letzten Mahlzeiten aufgehobenen Knochen empfangen. Die beiden Führer aus Hon Lük aber erhielten außer ihrem Lohn je eine Rupie ausgezahlt und für ihr 80jähriges Ortsoberhaupt eine Düte mit harmlosen Pillen, eine Brille und Rasiermesser, womit sie hochgradig befriedigt die Rückreise antraten.

Am nächsten Mittag wurde ich vom Sekretär zu der Audienz abgeholt. Fritz mußte mich als Dolmetscher begleiten, Bogiman als Oberbefehlshaber im Lager zurückbleiben.

Das Palais des Prinzen Jamein ist das bestgebaute, geräumigste Schanhaus, welches ich im Laufe meiner Reise

betreten habe, es ist durchweg aus Teakholz aufgeführt und vorzüglich im Stande. Ich wurde über eine weitläufige Veranda in einen großen Raum mit quadratischer Grundfläche geführt, in dessen Mitte mich der Prinz, umgeben von einigen Dutzend Würdenträgern, unter denen sich auch der Premierminister befand, und seinem gesamten Hausgesinde, begrüßte. Er ist ein elegant gebauter Jüngling von etwa 16 Jahren (der Fürst selbst ist 18 Jahre alt) mit ein wenig abgespannten, aber nicht unsympathischen Gesichtszügen, schwarzbraunen Augen und einem Teint von so wunderbarer Zartheit, daß ihn jedes junge Mädchen in Europa darum beneiden könnte. Seine Kleidung bestand aus weiten schwarzseidenen Hosen, schwarzseidener geblümter Jacke und weißem Turban resp. Kopftuch aus gleichem Stoff, die Füße waren nackt, dabei zart und zierlich, wie die einer Odaliske. Wir trugen beide keine Waffen, wenigstens keine sichtbaren; mein geladener Revolver befand sich indessen wohlverborgen in der Hosentasche, denn da die Schans nicht mit Unrecht als falsch und verräterisch gelten, konnte man nicht wissen, ob mir mit dieser Audienz nicht eine Falle gestellt worden war, und für diese Eventualität war ich gesonnen, meine Haut so teuer wie möglich zu verkaufen.

Der Prinz reichte mir die Hand und schien hochgradig verlegen, so daß ich sogleich das Schweigen brach und ihm durch Fritz einige ermutigende Komplimente sagen ließ. Er bot mir darauf einen Stuhl zu seiner Rechten an, während er auf einem thronähnlichen Sessel Platz nahm und Gefolge und Dienerschaft sich ringsum auf dem Boden niederließen. Auf einen Wink des Prinzen rutschten dann eine Anzahl Diener auf den Knieen heran und setzten große silberne Schalen und Lackgefäße mit Orangen, Bananen, Ananas,

süßem Backwerk und Burris zu meinen Füßen als Geschenke nieder, wofür ich mich bei dem sich abwechselnd mit seinen rosigen Fuß- und Fingernägeln beschäftigenden Spender höflichst bedanken ließ. Wir steckten uns darauf jeder eine der acht Zoll langen Burris an, nebenbei bemerkt mit „schwedischen", in Japan fabrizierten Streichhölzern.

Dann wurde ich gefragt, ob es sehr kalt in England sei. Ich bejahte und erklärte gleichzeitig, daß ich kein Engländer, sondern ein Deutscher sei, was scheinbar allgemeine Befriedigung erregte, trotzdem man natürlich keine Ahnung hatte, daß ein Deutschland existierte.

Warum ich nach Chieng Tung gekommen sei.

Ich ließ durch Fritz nun eine sehr hübsch erfundene Geschichte erzählen, wonach ich einen Bruder in Talifu besitze, der daselbst Missionar sei, daß dieser an einer schweren Krankheit leide, und ich als berühmter Arzt und guter Bruder die gefahrvolle weite Reise mache, um ihm meine Hilfe angedeihen zu lassen, kurzum eine Geschichte, wie sie rührender nicht gedacht werden kann.

Der wachsbleiche Jüngling schien trotzdem von der Sache wenig ergriffen und meinte nur, es müsse sehr interessant sein, eine derartige Reise zu machen, er selber sehne sich danach, einmal fremde Länder zu sehen — was ich von einem Prinzen, der sein ganzes Leben in Chieng Tung zuzubringen verurteilt ist, sehr wohl begreife, — daß sein Bruder und die Minister ihm jedoch — was ich noch begreiflicher finde — die Mittel zu einem solchen Unternehmen nicht bewilligen wollten.

Er zeigte mir verschiedene, zwischen aufgespannten Pfauenschweifen an den Wänden hängende Revolverbüchsen, Pistolen und einige ringsum im Raume aufgestellte und -ge-

hängte silberne Gefäße, Beteldosen, Spucknäpfe, Elefantenketten und Speere, deren Schäfte mit Silberpapier überklebt waren.

Während dieser ganzen Zeit blieb der Prinz gleichmäßig verlegen und hatte etwas in seinem Wesen, was mich an dasjenige erinnerte, welches ich als Student zur Schau zu tragen pflegte, wenn ich meinem Vater Schulden beichten wollte. Es war mir klar, er mußte irgend etwas auf dem Herzen haben.

Ich glaubte seine Gedanken zu erraten und ließ ihm sagen, es thäte mir unendlich leid, ihm jetzt keinerlei Geschenk machen zu können, daß ich ihm jedoch verspreche, ihm, wenn mich auf meiner Rückreise der Weg wieder nach Chieng Tung führe, meinen Repetierkarabiner zu verehren.

Er schien zwar hoch erfreut über diese Absicht, zupfte aber an seinen Nägeln weiter und fragte endlich errötend, ob ich Medizin bei mir habe.

Das also war des Pudels Kern! Medizin wollte der Junge haben? Jetzt wußte ich genau, woran ich war; denn um was für eine Medizin es sich in diesem Falle handelte, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel, denn jeder Mann im Orient wünscht sich dasselbe Mittel.

„Es ist ihr ewig Weh und Ach, so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren."

Ich machte daher das Zeichen der Bejahung und ließ den Prinzen fragen, ob er sehr viele Frauen besitze.

Sofort sah er sich erkannt, der Bann war gebrochen, und indem er selbst aus vollem Halse lachte, gab er damit seinem bisher lautlos dasitzenden Gefolge das Zeichen, ebenfalls in ein homerisches Gelächter auszubrechen, daß der ganze Palast zitterte und bebte.

Jetzt war ich sein Mann, und nicht nur sein Mann, sondern auch der aller Anwesenden, unter denen sich kaum einer befand, der nicht schwer unter den Anforderungen, die das vielseitige Familienleben an den Orientalen stellt, zu leiden hatte. Unter allerhand schlechten Witzen, Gelächter und Gelärme mußte ich versprechen, dem jungen Prinzen nach Kräften helfen zu wollen, und wurde endlich unter allgemeiner Begeisterung vor den Palast geleitet. Meine Bitte, ihn photographieren zu dürfen, lehnte Prinz Jamein ab, er hatte indessen nichts dagegen einzuwenden, daß ich eine Aufnahme von den Damen seines Harems mache, die auch sofort herbeigerufen wurden. Als sie aber erfuhren, was für eine Zauberei mit ihnen vorgenommen werden sollte, stoben sie kreischend auseinander, verkrochen sich in allen Ecken des Hauses und waren nicht zu bewegen, wieder zum Vorschein zu kommen, so daß ich unverrichteter Sache meinen Kodak wieder einstecken mußte. Der Sekretär führte mich später auf Wunsch des Prinzen durch die Straßen der Stadt, zeigte mir verschiedene aus Ziegelsteinen aufgeführte Tempel, die im innern wie äußern Teil sehr reich dekoriert sind, sowie das Eingangsthor zum fürstlichen Palaste, der an einem mit Wasservögeln aller Art bevölkerten See gelegen ist, um mich endlich in mein Quartier zurück zu bringen.

Ich erklärte ihm hier, mit der Anfertigung der gewünschten Medizin beginnen zu wollen, sobald man mir den verlangten Paß bis an die Grenze des Staates Chieng Tung zugestellt haben würde, wobei ich gleichzeitig durchblicken ließ, daß, falls man mir irgendwelche Schwierigkeiten wegen der Weiterreise bereiten würde, man sich auf Unan-

nehmlichkeiten mit der englischen Regierung gefaßt machen könne.

Schon im Laufe des Nachmittags machte sich ein auffallender Umschwung in dem Verhalten der Bevölkerung gegen mich bemerkbar. Ich war kein geächteter Fremdling mehr, sondern eine Persönlichkeit, um deren Gunst man sich bemühte.

Zwar brachte man mir keine Geschenke — nicht einmal diejenigen, die ich bei der „Audienz" vom Prinzen erhalten hatte — aber man verkaufte mir allerhand Lebensmittel und schleppte Blinde, Lahme, Aussätzige und Besessene zu Dutzenden herbei, so daß des Pflasterschmierens und Medizinbrauens kein Ende war und ich mich schließlich genötigt sah, um für die Folge nicht von morgens früh bis in die Nacht hinein in Anspruch genommen zu werden, bestimmte Sprechstunden anzusetzen. Welcher Art die Medizinen waren, die ich zusammenbraute, und die Pflaster, die ich zusammenstrich, will ich hier nicht näher erörtern, da sie sonst ihres Charakters als „Geheimmittel" verlustig gehen würden, verraten sei aber, daß sich, als ich von Chieng Tung schied, merkwürdige Lücken in meinen Mehl-, Salz- und Senfvorräten bemerkbar machten und daß die Flasche mit Worcester-Sauce fast zur Hälfte geleert war. Es that mir oft in tiefster Seele weh, nicht in der Lage zu sein, den Leuten wirklich helfen zu können, aber die wenigen Medikamente, die ich besaß, konnte ich nicht entbehren, und so muß ich mich mit meinen Herren Kollegen vom Fach damit trösten, daß der Glaube an die Kunst des Arztes allein schon oft gesund macht, freilich ebenso häufig auch wohl — selig macht.

Abends erschien der Sekretär wieder, um mir im Auf-

Geleitsbrief vom Tsabwa von Chieng Tung.

trage des Fürsten zu eröffnen, daß man nicht die Absicht hege, mich am Weitermarsch zu hindern, daß mir Seine Hoheit dagegen dringend davon abrate, die Grenze des nördlichen Nachbarstaates Chieng Hung zu überschreiten, da in jenem Lande zur Zeit Krieg und Anarchie herrsche. Der Tsabwa von Chieng Hung sei von seinem Volke entthront worden, außer Landes geflohen und allerorten herrsche daher Mord und Totschlag. Der Fürst hielt es, nachdem er gehört, wie viel Gutes ich seinen Unterthanen erwiesen habe, für seine Pflicht, mich zu warnen. Wolle ich trotzdem weiterreisen, so sei ich selbst für die Folgen verantwortlich. In seinem Lande, hoffe er, würde mir nichts geschehen, und damit seine Unterthanen sähen, daß ich sein Freund sei, übersende er mir den beifolgenden Geleitsbrief.

Mit diesen Worten überreichte mir der Sekretär die Hälfte eines der Länge nach gespaltenen, etwa $1^1/_2$ Fuß langen frischen Bambusrohres, in dessen grüne Rinde mit einem Griffel Schanschriftzeichen eingeritzt waren. An einem Ende dieses eigentümlichen Briefes war die Rinde entfernt und auf das flachgeschnittene Rohr in schwarzem Lack das fürstliche Siegel eingedrückt, einen fechtenden Riesen (von den Burmesen Bilu genannt) darstellend. In der Übersetzung lautet dieser Geleitsbrief folgendermaßen:

„5. Tag des Monats Dongha des Jahres 1253.

Brief geschrieben und gesiegelt vom Fürsten und den Richtern von Chieng Tung. Ein Gelehrter aus Europa, Otto Ela, mit fünf Tieren und sechs Menschen, ist auf dem Marsch nach China. Die Ältesten aller Ortschaften im Staate Chieng Tung, die derselbe passiert, werden angewiesen, den Reisenden zu beschützen und nachts sein Lager zu bewachen. Sie sind verantwortlich, daß ihm nichts gestohlen wird und daß keine Räuber ihn überfallen. Handeln sie nicht diesem Befehle gemäß, so wird ihnen der Kopf abgeschlagen."

Siegel des Geleitsbriefes vom Tsabwa von Chieng Tung.

Mehr konnte ich ja eigentlich nicht verlangen, und da ich aus Erfahrung wußte, wieviel ich von den im Lande kolportierten Räubergeschichten zu halten hatte, hätte meinem Aufbruche zum Weitermarsche nunmehr nichts weiter im Wege gestanden, wenn mir nicht plötzlich von einer Seite Schwierigkeiten bereitet worden wären, von der ich das nicht mehr erwartet hatte. Die Yunnanesen, die, solange zu erwarten stand, daß der Fürst von Chieng Tung mir den Weitermarsch verbieten würde, das große Wort geführt und erklärt hatten, mir selbst in die Hölle folgen zu wollen, waren nun, da der Weg frei war, nicht nur ebenso kleinlaut geworden, sondern weigerten sich sogar, weiter nach Chieng

Hung zu ziehen. Um mich einzuschüchtern, führten sie mehrere ihnen befreundete, gerade aus Talifu angekommene Karawanenführer zu mir, die allerlei Gefechte unterwegs erlebt hatten und mir die Versicherung gaben, ich könne mich darauf verlassen, daß man mir, wenn nicht bereits in Chieng Hung, so doch sicherlich in Yunnan den Kopf abschneiden würde, von edleren Körperteilen gar nicht zu reden. Trotz allem verlor ich den Kopf vor der Hand noch nicht, erklärte den Leuten vielmehr, schon mit ganz anderen Gesellen zu thun gehabt zu haben, als mit Schans und chinesischen Räubern, daß ich mit afrikanischen Menschenfressern auf Du und Du stände und ein Zaubermittel besäße, selbst die wildesten Männer zu zähmen.

Bogiman behauptete darauf, nicht weiter marschieren zu können, da er und Maizalee nicht bewaffnet seien, worauf ich ihn fragte, ob sie nicht beide von mir vorzügliche Gewehre erhalten hätten.

Das hätten sie wohl, aber nachdem Fritz gestern ihre Gewehre mit Schweinefett geputzt habe, seien dieselben für sie wertlos geworden, da nach dem Koran das Schwein als unreines Tier gelte und sie somit die Waffen nicht mehr berühren dürften.

Sie waren, wovon ich bisher noch nichts bemerkt hatte, mit einmal die frommsten Muselmänner geworden.

Aber wartet nur, Ihr Hallunken, ich werde Euch jetzt mit Eurer Frömmigkeit ad absurdum führen, daß es eine wahre Freude sein wird!

In längerer Rede setzte ich ihnen auseinander, welch hohe Achtung ich persönlich vor den Satzungen des Koran habe und wie sehr ich ihre religiösen Gefühle respektiere. Es sei mir jedoch keineswegs entgangen, daß sie hier und

da ein Schanmädchen zärtlich umarmt hätten, und von dem Haare der Schönen des Landes sei nach meinen persönlichen Erfahrungen Schweinefett unzertrennlich; ich sähe daher nicht ein, warum sie sich nunmehr weigerten, die Gewehre in die Hand zu nehmen, denn was den Schanmädchen recht sei, das sei meiner Ansicht nach auch den Flinten billig.

Dieser Auseinandersetzung folgte allgemeine Heiterkeit, und ich hatte gewonnenes Spiel, die eingefetteten Waffen waren kein Hinderungsgrund mehr, wohl aber sollte es jetzt unmöglich sein, Hufeisen für die Lasttiere zu beschaffen, und obendrein sollte das Geld, welches der Yunnanese, von dem in Chiengmai die Tiere gemietet worden waren, den Leuten mitgegeben hatte und welches verabredetermaßen bis Talifu für Menschen- und Maultierfutter reichen sollte, schon bis auf den letzten Heller aufgezehrt sein. Ich erklärte darauf, in Zukunft die Verpflegung der Leute und Tiere selbst in die Hand nehmen und auch für die nötigen Hufeisen sorgen zu wollen, dagegen beauftragte ich Bogiman, noch einen zweiten Maultiertreiber anzuwerben.

Der Karawanenverkehr von Chieng Tung war während der Dauer unseres Aufenthaltes ein recht lebhafter, und kein Tag verging, ohne daß nicht eine oder mehrere Karawanen anlangten oder durchzogen. Sie waren meist auf dem Wege von Talifu nach Chiengmai oder umgekehrt, doch langten auch einige Züge von Mandalay an, die den Marsch von dort bis Chieng Tung in 22—24 Tagen gemacht hatten. Ich erfuhr von den Karawanenführern — sie kamen alle aus Yunnan und waren meist Mohamedaner, wie man an den von ihnen mitgeführten Fähnchen mit Koransprüchen und an ihren Turbanen erkennen konnte — daß sie für eine Maultierlast Salz, etwa 130 Pfund, in Moung Hla an der

yunnaneſiſchen Grenze 8 Rupien zahlten und dieſelbe in Chieng Tung, d. i. nach 17 Tagemärſchen, wieder für 15 Rupien verkauften, daß ihr Hauptgeſchäft dagegen in dem Handel mit roher Baumwolle liege, für die ſie in Chieng Tung 11 Rupien für 130 Pfund anlegten, um ſie ſpäter in Yunnan mit 80 Rupien wieder abzuſetzen.

Koh Frau.

Am Tage vor unſerem Aufbruche hatten wir Gelegenheit, das Leben und Treiben der Stadt an einem Markttage — ein ſolcher findet überall in den Schanſtaaten alle fünf Tage ſtatt — zu beobachten. Schon am Abend vorher waren große Scharen von Landbewohnern mit ihren Waren in die Thore Chieng Tungs gezogen, und in der Frühe des Markttages wurde der Verkehr auf den zur Stadt führenden Wegen mit jeder Minute lebhafter. Da kamen die Schan-Chineſen, ein Halbblut zwiſchen aus Yunnan eingewanderten Mohamedanern und Schans, hübſche Leute von hohem Wuchs und ſelbſtbewußtem Auftreten, in dunkelblauen Hoſen und Jacken mit ſilbernen Knöpfen, mit runden flachen chineſiſchen Hüten aus feinem Bambusgeflecht oder dunkelblauem Turban; die Weiber der Koh in ſehr kleidſamer Tracht, mit dunkelblauem Tamein oder Lungi,

Bakua.

um den Leib einen Wulst außerordentlich feiner, geflochtener, schwarz gefärbter Rohrringe, langen blauen Jacken mit bunt durchwirkter Borte, blauen Kopftüchern und 2—3 Zoll breiten schweren silbernen Armbändern mit blauer oder grüner Emaillearbeit oder getriebenen Figuren versehen; dann die Kakua in dunkelblauen Anzügen und roten Turbanen, an der Seite eine kurze Dha in Scheide aus Rohrgeflecht, und ihre Weiber in blauem Lungi mit weißer buntdurchwirkter Borte, gleichfarbiger kurzer Jacke, die fast gänzlich unter einem Schmuck aus chinesischen Kupfermünzen und Kaurimuscheln verborgen ist, sowie mit einem hohen, aus Bambusrohr, haselnußgroßen silbernen Perlen und allerlei Samen von Bäumen des Waldes in kunstvoller Weise gefertigten Kopfputz, den sie, nachdem sie das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, von ihren Eltern erhalten und der nach ihrem Tode mit ihnen begraben wird, ferner die bereits erwähnten Mussoes und andere mehr.

Es war ein Volksgetümmel, wie es anziehender nicht gedacht werden kann, und wenn ich annehme, daß nahezu 3000 Menschen an diesem Tage in Chieng Tung zusammenströmten, so glaube ich damit eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen zu haben. Die meisten Leute trugen ihre Lasten an den Enden eines über die Schulter gelegten Bambusrohres, nur die Kakuaweiber sah ich mit Körben auf dem Rücken, die an einem über das Genick gelegten Holzjoch hingen, dagegen bemerkte ich nirgends, daß Lasten auf dem Kopfe getragen wurden.

Auf dem Marktplatze sind ständige Buden errichtet, in denen die Verkäufer gegen ein Entgelt ihre Waren ausstellen können, die meisten aber — so namentlich die Landweiber — ziehen es vor, unter freiem Himmel ihre Schätze auszubreiten.

An Feldfrüchten und Gemüsen waren hauptsächlich zur Stelle: Reis, Bohnen, Erbsen, weiße und rote Rüben, Zwiebeln, süße Kartoffeln, Wassernüsse, gepreßtes grünes Wassermoos, welches zum Curry gegessen wird, Baumwolle, Tabak, Zucker und Thee; an Obst: Orangen, Ananas, Bananen, sowie saure hellrote kleine Pflaumen. Rind- und Schweinefleisch waren im Überfluß vorhanden, Geflügel und Eier selten und Wild überhaupt nicht zu sehen.

Die Gilde der Topfmacher fand ich derartig stark vertreten, daß ich annehmen muß, die Dienstmädchen in den Schanstaaten gehen mit ihren Koch- und Speisegeschirren nicht vorsichtiger um als ihre deutschen Kolleginnen. Trommeln in allen Größen für Tempel und Hausbedarf wurden zu Hunderten feil geboten, doch schien das Angebot ungleich stärker zu sein als die Nachfrage. Bei einem Schwertfeger erstand ich eine prächtige Dha für 3 Rupien. Das Eisen zu den Dhas kommt, so behauptete der Mann, von Moulmein, stammt also wohl aus England.

Besonders interessierten mich die Herren Doktoren, die die unglaublichsten Dinge vor sich ausgebreitet hatten, als da sind: Tigerkrallen, Hirschhörner, Schweins- und Hundezähne, Katzenpfoten, Schlangenhäute, Schädel von Vögeln und Säugetieren, sowie allerlei Feld-, Wald- und Wiesenwurzeln, Pillen, Pulver und widerlich duftende Flüssigkeiten, darunter das Blut des Nashorns und Tigergalle. Es kam mir vor, als würde ich von meinen Herren Kollegen mit scheelen Blicken angesehen, denn zweifellos ging ihr Geschäft heute weniger gut, als an anderen Markttagen, da viele ihrer Kranken es vorzogen, den weißen Medizinmann zu konsultieren, zumal von diesem die kostbarsten Mittel unentgeltlich verabfolgt wurden. Als einer der Herren Doktoren

mich höhnisch aufforderte, ihm etwas abzukaufen, ließ ich ihm ebenso höhnisch sagen, ich sei selber Bauernfänger und ging meines Weges.

Das Einfuhrgeschäft liegt hauptsächlich in den Händen von Schans und eingewanderten Burmesen, auch traf ich einige indische Mohamedaner. An deutschen Waren fehlte es nicht, da waren in erster Linie Blechdosen, kleine Spiegel, neusilberne Löffel, Messer, Beteldosen aus Nickel und Nähnadeln, daneben billige und bunte Tuche, bedruckte Tapeten, Seifen und Glasperlen in großer Menge, endlich Anilinfarben von Meister, Lucius & Brüning, Wm. Noetzel u. Co., Griesheim am Main, sowie aus dem Farbwerk Friedrichsfeld i. Baden.

England war in erster Linie mit Garnen und Baumwollenstoffen, von denen freilich ein großer Teil aus Indien stammte, Frankreich mit buntem Papier, Österreich mit bunten feinen baumwollenen Litzen für die Quasten der Schanhüte, die Schweiz mit kondensierter Milch und Trikotjacken und Japan mit „schwedischen" Streichhölzern vertreten. Schon an anderer Stelle (Rubinminen Ober-Burmas) habe ich mich über den Massenverbrauch kondensierter Milch in Burma und den Schanstaaten ausgelassen. Steinschloßgewehre von den San Daus gefertigt, wurden auf dem Markte mit 10 Rupien das Stück bezahlt.

Da sich der Transport von Federvieh auf den Lasttieren als wenig empfehlenswert herausgestellt hatte, wir jedoch genötigt waren, uns für den Marsch von Chieng Hung in der Hauptsache mit Enten und Hühnern zu verproviantieren, engagierte ich einen 17jährigen Jungen, Halbblut zwischen einem Schan und einer Burmesin, für 10 Rupien den Monat als Geflügelträger, nebenbei aber auch —

er verstand burmesisch — als Dolmetscher, denn weder Fritz noch Bogiman konnten sich mit den Schans hinreichend verständigen. Er hieß Hpo-win und war seines Zeichens Ballettänzer des Fürsten von Chieng Tung, wofür er eine Monatsgage von $2^1/_2$ Rupien aus der Privatschatulle des hohen Herrn erhielt. Seine Gattin, die mir eines Abends ihre Aufwartung machte, war die Prima Ballerina Seiner Hoheit, ein allerliebstes Weibchen mit frischem, freundlichem Gesichtchen, die sich sehr um ihren Gatten besorgt zeigte und zu fürchten schien, er würde ihr entführt werden, was für sie freilich ein um so herberer Verlust gewesen wäre, als sie ihren Hpo-win nicht nur zärtlich liebte, sondern ihn sich — er war vorher Sklave gewesen — für 70 Rupien gekauft hatte. Ich beruhigte sie nach Möglichkeit, schenkte ihr eine Talmikette und erwies ihr auch sonst allerhand kleine Aufmerksamkeiten, so daß sie ihren Mann in Gottes Namen ziehen zu lassen versprach.

Am Vorabende unserer Abreise erschien der Sekretär, um die inzwischen fertig gewordene Medizin für den Prinzen Jamein zu holen und mir für seine Person ein einer vierkantigen Schlummerrolle gleichendes gesticktes Kopfkissen, sowie einige mit bunten Figuren durchwebte baumwollene Handtücher, die seine Frau für mich angefertigt hatte, als Geschenke zu überreichen. Auch Fritz und Bogiman erhielten solche Handtücher, und ich war über diese unerwartete Liebenswürdigkeit des Mannes so ergriffen, daß ich ihm eine Brille zu eigenem Gebrauch und eine Halskette für seine Frau verehrte.

Von dem Prinzen brachte er mir Grüße und bat auf Wunsch desselben um eine Bescheinigung in englischer Sprache,

daß er — der Prinz — mein Freund sei und sich in jeder Hinsicht als solcher gegen mich benommen hatte.

Bereitwilligst stellte ich ihm auf einem großen Bogen Konzeptpapier das gewünschte Zeugnis aus, drückte mein Siegel darunter und beklebte den Bogen, um mir selbst und gleichzeitig dem Dokumente den Anstrich besonderer Wichtigkeit zu geben, mit einigen abgestempelten indischen Briefmarken, denen das Bildnis der Königin von England aufgedruckt ist. Dem Sekretär gab ich dann noch Verhaltungsmaßregeln wegen der Medizin, die vom Prinzen genau um Mitternacht, nachdem der neue Mond gesehen worden sei, genommen werden sollte, überreichte dem Pungi und meinen Freunden, den Moung Yin, einige große Körbe mit Orangen — hundert Stück kosteten etwa 1,20 Mark — als Abschiedsgabe und konnte mich somit beruhigt zum letzten Male in Chieng Tung aufs Faulbett legen. Bei allen Wundertränken, mit denen ich die Großen des Landes beglückte, ließ ich es niemals an möglichst komplizierten Vorschriften wegen der Zeit und Örtlichkeit fehlen, zu der, resp. an welcher das Einnehmen zu erfolgen habe. War z. B. in den nächsten Tagen Vollmond zu erwarten, so gab ich eine ganz bestimmte Stunde in der Nacht des Neumondes als die geeignete an und umgekehrt. Ich war dann bereits über alle Berge, wenn das Einnehmen erfolgte und es sich hinterher herausstellte, daß die erwünschte Wirkung umsonst auf sich warten ließ. Auf der anderen Seite blieb mir, für den Fall, daß ich gezwungen werden würde, auf dem gleichen Wege zurückzukehren, immer die Ausrede, man habe die Medizin jedenfalls nicht genau nach Vorschrift oder zur festgesetzten Stunde genommen, so daß ich stets gedeckt war.

Von Chieng Tung nach Chieng Hung.

Der Morgen des 6. März war bitterkalt, und zähneklappernd ſchlüpfte ich in meine Kleider. Da Hpo-win, der Geflügelträger, Hof-Ballettänzer und Dolmetſcher, trotz ſeines geſtern erhaltenen Vorſchuſſes nicht antrat, wurde Fritz ausgeſandt, ihn zu holen. Aus den Armen ſeiner ſchluchzenden Gattin geriſſen, wurde das kleine, vor Froſt zitternde Männchen angebracht und bat flehentlichſt, von ſeinen eingegangenen Verpflichtungen wieder entbunden zu werden, da ſeine Frau ohne ihn ſterben müſſe. Ich war indeſſen hartherzig wie ein Schweineſchlächter und befahl ihm, ohne Murren ſeine Hühner und Enten in die für dieſelben beſchafften Körbe zu packen und ſeine Laſt fertig zu machen. Inzwiſchen war Radja von der Weide gekommen, und zu meiner ſchmerzlichen Überraſchung zeigte ſich's, daß er am rechten Hinterſchenkel verwundet war. Ich hielt die Verletzung anfangs für eine ihm von einem der Maultiere beigebrachte Bißwunde von nur oberflächlichem Charakter, bis ſich ſpäter während der Reiſe herausſtellte, daß ſie etwa acht Zoll tief ins Fleiſch ging und daher nur von dem Horne eines wilden Büffels herrühren konnte.

Jedenfalls lahmte der Wallach zur Genüge, um unser gewohntes Marschtempo nicht unwesentlich zu verlangsamen.

Auf eine Heilung der Wunde warten wollte ich unter keinen Umständen, da ich mit jedem Tage fürchten mußte, daß mir die Yunnanesen neue Schwierigkeiten bereiten würden. Auf den verwundeten Schecken konnte daher, so leid es mir that, keine Rücksicht genommen werden.

Mit dem neu angenommenen Maultiertreiber, einem schmutzig und verlumpt aussehenden Individuum Namens Lali, und Hpo-win zählte unsere kleine Karawane nunmehr im ganzen sieben Köpfe. Wir zogen durch die Stadt hindurch und zum Nordthore hinaus, um hier in eine weite fruchtbare Ebene mit Reisfeldern und saftigen Weiden zu gelangen, auf denen Rinderherden und Ponies grasten. Schon gegen Mittag bezogen wir an einem Flusse inmitten reizender Landschaft mit blühenden Pflaumenbäumen im Schatten einer Bambusgruppe Lager, da die Maultiertreiber, die von nun ab den Weg in ihre Heimat genau kannten, behaupteten, wir würden erst nach weiteren sechs Stunden wieder Wasser antreffen.

Auf leidlichen Wegen ging es am nächsten Tage bergan durch Kiefern- und Laubwald, in dem hie und da eingesprengte Taungya-Kulturen, sowie einzelne Theegärten, die ersten, die wir sahen, auf umwohnende Menschen schließen ließen. Wir passierten indes nur eine kleine verlassene Ansiedelung und begegneten außer einer mit Salz und Rohseide beladenen Maultierkarawane, deren Treiber uns mitteilten, daß sie in den letzten Nächten drei Tiere durch Tiger verloren hätten, keinem menschlichen Wesen. Im Walde fand ich neben wildwachsendem Thee auch viele Exemplare der Ficus elastica, so namentlich solche in hervorragender Größe

auf unserem Frühstücksraſtplatze in einer Höhe von 4000 Fuß. Nach achtzehn Meilen ermüdenden Marſches lagerten wir an den Ufern eines fiſchreichen, in einer Breite von etwa hundert Fuß zwiſchen waldigen Ufern dahinſtrömenden Fluſſes, des Checha Yang, in dem Menſchen und Tiere ſich zum erſten Male, ſeit wir das letzte Lager von Chieng Tung verlaſſen hatten, wieder an einem Bade erfriſchten.

Für diejenigen Leſer, die annehmen, daß ein Reiſender in der Wildnis notgedrungen mit unſäglichen Entbehrungen zu kämpfen habe, dürfte eine kurze Schilderung meiner Lebensweiſe in den Schanſtaaten lehrreich ſein und ſie gleichzeitig über das Los des armen Forſchers beruhigen.

In aller Frühe zwiſchen 4 und 5 Uhr brachte Fritz mir eine mit Ei und Zucker abgerührte große Taſſe Kakao, die vollkommen genügte, Leib und Seele bis zum Frühſtück, welches in der Regel zwiſchen 12 und 2 Uhr, je nachdem ſich früher oder ſpäter ein günſtiger Raſtplatz fand, zuſammenzuhalten. Mehr zum Zeitvertrieb, als zur Stillung des Hungers wurden unterwegs, falls ſolche zufällig hatten eingekauft werden können, Orangen oder Bananen genaſcht.

Das Frühſtück beſtand aus kaltem Huhn oder kalter Ente, gekochten Bohnen, Chupatties, d. h. flachen ſtets friſch aus Weizenmehl und Waſſer bereiteten Kuchen, Spiegel- oder Rühreiern, Thee und Obſt. Sobald wir ins Lager kamen, kochte Fritz mir eine Taſſe Thee, und um ſechs Uhr wurde die Hauptmahlzeit eingenommen, nämlich ein Teller kräftiger Erbſen- oder Bohnenſuppe, gebratenes Huhn, bezw. mit Bananen gefüllte gebratene Ente, die Vadiwal unter meiner Anleitung in einer wahren Vollkommenheit zuzubereiten gelernt hatte, geröſtete ſüße Kartoffeln oder gekochte Bohnen, dann irgend ein Currygericht aus Papageien,

Tauben oder Eiern und endlich als süße Speise gebackene Bananen.

Gelegentlich brachte ein erlegter Kranich, Hornvogel oder anderes Wild einige Abwechslung in den Speisezettel. Ausnahmsweise war freilich auch, namentlich später, bevor wir Tonking erreichten, Schmalhans Küchenmeister, aber im allgemeinen wurde von der eben angegebenen Lebensweise wenig abgewichen.

Hausfrauen und solche, die es werden wollen, ebenso Reisende wird es, glaube ich, interessieren zu erfahren, wie man sich mit einem eisernen Kochtopf einen vorzüglichen Backofen herstellen kann. Der Boden des Topfes wird etwa zwei Zoll hoch mit trockenem Sand bedeckt und darauf ein Blechteller oder eine Schüssel mit dem betreffenden Vogel oder Fleischstücke gestellt, der Deckel des Topfes geschlossen und das Ganze mit glühender Holzasche bedeckt. Die Sanddecke des Bodens verhindert ein Anbrennen, die Hitze ist auf allen Seiten eine gleichmäßige und daher das Resultat fast immer ein goldig-brauner saftiger Braten. Mein Tisch war, gleichviel ob in Afrika oder Asien, stets auf das sauberste mit weißem Linnen und gut geputztem Silberzeug gedeckt, dem einzigen, was vielleicht mit meiner sonst so ostentativ zur Schau getragenen Armut nicht harmonierte; auch fehlte es, wo es irgend möglich war, solche zu erhalten, nie an frischem Blumen- oder Farnkräuterschmuck, alles Dinge, auf die ich um so größeren Wert lege, je weiter ich mich von aller Civilisation entfernt fühle.

Die Yunnanesen lebten nicht viel schlechter als ich, denn sie pflegten das Geld, welches ich ihnen für ihre eigene und der Maultiere Verpflegung gab, größtenteils für sich allein auszugeben, was natürlich vielfach Anlaß zu

Ärgerniſſen gab. Fritz, Vadiwal und Hpo-win waren dagegen von rührender Genügſamkeit, nährten ſich faſt ausſchließlich von Reis, Thee und Zucker, den ſie — er war ſehr billig und koſtete etwa 5 Pfennige das Pfund — ebenſo wie Zuckerrohr in Mengen verbrauchten.

Zuweilen machte ich jedem von ihnen ein Huhn zum Geſchenk, und nirgend traten dann die verſchiedenen Charaktereigenſchaften von Fritz und Vadiwal beſſer hervor als in der Art und Weiſe, wie ſie dieſe Geſchenke verwerteten. Während Fritz ſein gebratenes Huhn mit jedermann im Lager teilte und den geringſten Teil für ſich ſelbſt nahm, ging Vadiwal, nachdem er ſeinen Dienſt gethan hatte, irgendwo an einen verſteckten Ort, um ſich dort ſeinen Braten zu bereiten und denſelben bis auf den letzten Reſt allein zu verſpeiſen. Nicht ſelten aber trug Fritz das ihm geſchenkte Huhn tagelang mit ſich, um es für ſchlechte Zeiten aufzuheben und dann auf meine Tafel zu bringen. Er war überhaupt ein Prachtjunge, dieſer Fritz, und ein Menſch, in dem die edelſten Eigenſchaften des Europäers mit denen des Burmeſen in wunderbarſter Weiſe vereint waren.

Wo immer wir im Lager Beſuch von Eingeborenen erhielten, erregten bei denſelben die Illuſtrationen der von mir mitgenommenen Reiſewerke, beſonders diejenigen in Colquhouns „Amongst the Shans“, das lebhafteſte Intereſſe. Für Landſchaftsbilder hatten die Leute wenig Verſtändnis, um ſo mehr gefielen ihnen die Abbildungen aller möglichen ihnen bekannten Stämme und vor allen Dingen die Darſtellungen der verſchiedenen Ackergeräte, Gebrauchsgegenſtände und Waffen. Für die abgebildeten Stämme gaben ſie faſt in jedem Dorfe andere Namen an, ein Beweis dafür, wie ſchwierig es für einen Reiſenden iſt, ſich mit ſeinen Kollegen

ſtets in Übereinſtimmung zu befinden. Auch einen und denſelben Fluß lernten wir zuweilen unter vier, fünf und mehr verſchiedenen Bezeichnungen kennen.

Am vierten Tage, nachdem wir von Chieng Tung aufgebrochen und abwechſelnd durch Wald und fruchtbares, reichbebautes Ackerland gezogen waren, auf dem neben Reis, Tabak und Zuckerrohr auch Mohn zur Opiumgewinnung gebaut wird, überſchritten wir bei dem großen Dorfe Moung Talo die Grenze zwiſchen Chieng Tung und Chieng Hung und bezogen unſer erſtes Lager in letztgenanntem Staate in einem Walde, unweit der kleinen Dorfſchaft Jin Lai. Wir erfuhren hier, was uns bekanntlich auch ſchon in Chieng Tung berichtet worden war, daß nämlich der Tſabwa (Fürſt) von Chieng Hung entthront ſei und Krieg im Lande herrſche, ſo daß wir unmöglich weiter marſchieren könnten, wovon ich wiederum kein Wort glaubte, da ich die Schans zur Genüge als gewohnheitsmäßige Lügner zu kennen glaubte. Die Schans von Chieng Hung, von den ſüdlicher wohnenden Schans wie von den Burmeſen „Lu“ genannt, tragen blaue Gewänder mit hellfarbiger Borte, dazu chineſiſche Schuhe und vielfach auch chineſiſche Hüte. Die meiſten von ihnen ſind tätowiert gleich den übrigen Schans, zeichnen ſich aber durch eine hellere Hautfarbe aus. Ob ſie hier bereits mit den chineſiſchen Stäbchen eſſen, weiß ich nicht, fand jedoch ſpäter, daß ſie ſich in der Hauptſtadt Chieng Hung derſelben faſt ausſchließlich bedienen. Die Weiber tragen, zum Unterſchiede von den ſüdlichen Schans und den Burmeſinnen, an den Seiten geſchloſſene, in allen möglichen Farben quer geſtreifte und mit breitem, ſchwarzem Saum verſehene Lungis, mit deren oberen Enden ſie auch die Brüſte zu bedecken pflegen. Als Kopfbedeckung ſieht man bei ihnen meiſt

ſchwarze, über der Stirn kreuzweiſe gewundene Turbane. Silberne Reifen am Ober- und Unterarm trifft man vielfach als Schmuckgegenſtände.

Ich ſchoß nicht weit vom Lager einen grauen Kranich mit roter Haube (Grus Antigone), der von Flügelſpitze zu Flügelſpitze 2,32 Meter maß. Das Fleiſch verteilte ich unter die Leute der Karawane und ließ nur die Leber, die ſich als zart und wohlſchmeckend herausſtellte, für mich braten.

Gegen Abend unterzog ich die Wunde des immer noch arg verſtimmten Radja einer eingehenden Unterſuchung, bei der ſich zeigte, daß dieſelbe acht Zoll tief und völlig in Eiterung übergegangen war. Wir machten nun ein hübſches Spritzchen aus Bambusrohr — aus Bambus kann man eben alles machen — und reinigten mit Hilfe dieſer Spritze den Eiterkanal gründlich mit Karbolwaſſer, was von nun ab, bis nach etwa vierzehn Tagen Heilung eintrat, täglich morgens, mittags und abends wiederholt wurde. Um den Kanal offen zu halten, wurde er auf Bogimans Rat mit vorher ſorgſam gewaſchenen Kräutern vollgeſtopft.

Am nächſten Tage ging es weiter. Wir begegneten keinem Menſchen und erreichten um 11 Uhr das große, aber gänzlich verlaſſene Dorf Moung Pan. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Bewohner erſt vor wenigen Tagen die Flucht ergriffen hatten, es mußte alſo doch etwas Wahres an den Gerüchten von Krieg und Anarchie im Lande ſein, und ich machte mich daher jeden Augenblick darauf gefaßt, die kleinen Herzen der Yunnaneſen in ihre weiten Hoſen fallen zu ſehen; auch von Vadiwals Herzen wäre das Gleiche zu erwarten geweſen, wenn er Hoſen gehabt hätte, aber er hatte keine, ſondern bedeckte ſeine Blößen in der Hauptſache mit einem burmeſiſchen Lungi, welches er irgendwo gemauſt

haben mußte, dazu trug er eine alte englische Soldatenjacke und seinen feuerroten Madrassi-Turban, denn mit dem Versuche, denselben durch eines meiner Tellertücher zu ersetzen, hatte er tags zuvor recht schmerzhafte Erfahrungen gemacht.

Das verlassene Dorf schien jedoch im Gegenteil all diesen schwachen Seelen Mut zu verleihen. Etwas rauben und plündern, ohne einen Feind zu sehen, das paßte ihnen gerade, und ich ließ sie denn auch nach Herzenslust unter dem zurückgelassenen Gerümpel herumstöbern. Freilich, als sie am nächsten Morgen allen möglichen Trödelkram als Kriegsbeute auf die Maultiere laden wollten, legte ich ein energisches Veto ein und sämtliche mühsam zusammengetragenen alten Hüte, Schemel, Töpfe und Körbe mußten zurückgelassen werden. Begreiflicherweise wollten meine Leute in dem verlassenen Dorfe die günstige Gelegenheit benutzen, einmal wieder unter Dach und Fach zu nächtigen. Da mir das indessen wegen eines vielleicht zu erwartenden nächtlichen Überfalles nicht geraten schien, verließen wir gegen Abend das Dorf und schlugen unser Lager außerhalb auf freiem Felde auf. Wir trafen hier mit einer sich auf dem Wege nach Talifu befindenden Karawane zusammen, die nicht wagte, weiterzuziehen und vorläufig auf nähere Nachrichten über die Zustände in der Hauptstadt wartete. Bei derartigen Begegnungen gab es regelmäßig Ärgernisse mit Bogiman, der seine Pflicht als Dolmetscher zwischen mir und seinen Landsleuten keineswegs in zufriedenstellender Weise auffaßte und erfüllte.

Trafen wir eine Karawane, die von nicht zum Islam sich bekennenden Chinesen geführt war, so weigerte er sich überhaupt, mit diesen, von ihm wie die Sünde gehaßten Menschen, — in der letzten Revolution der Mohamedaner

in Yunnan waren seine Eltern und sämtlichen Geschwister von den chinesischen Truppen niedergemacht worden, — in irgend welchen Verkehr zu treten, und seinen eigenen Glaubens- und Stammesgenossen gegenüber schien er sich wieder entweder seiner Stellung als Dolmetscher eines Europäers zu schämen, oder es schickte sich seiner Ansicht nach nicht, gerade die Fragen zu stellen, die ich beantwortet zu sehen wünschte. Kurzum er unterhielt sich mit den Leuten nur über Gegenstände und Begebenheiten, die ihn persönlich interessierten, und beantwortete mir meine Fragen ganz wie es ihm beliebte. Als Diener leistete er absolut gar nichts und mit den beiden Maultiertreibern Maizalee und Lali lag er sich, da er sie als seine Untergebenen ansah, beständig in den Haaren, so daß er sich im allgemeinen recht entbehrlich machte. Aber er war eine so komische Erscheinung, eine so drollige Persönlichkeit, daß ich mich weit mehr über ihn amüsierte als ärgerte, und außerdem war ein Mann mehr, namentlich ein Mann wie Bogiman, der einen Pony besaß und stets ritt, für das Ansehen der Karawane von Bedeutung. Ich mußte mich nebenbei auch mit der Hoffnung trösten, daß er mir in seinem Vaterlande später vielleicht von unberechenbarem Nutzen werden konnte.

Während des folgenden Marschtages passierten wir wiederum mehrere verlassene Ortschaften, überschritten einen bewaldeten Höhenzug und kamen gegen Abend in die Nähe eines kleinen Dorfes, Moung Hung mit Namen, dessen Bewohner nicht geflohen waren und uns, als wir unser Lager aufgeschlagen hatten, besuchten. Wir erfuhren von ihnen, daß die meisten Bewohner der Ebene mit Hab und Gut in die Berge geflüchtet wären, um den Steuereintreibern des jetzigen Regenten zu entgehen. Der Fürst sei zwar von

seinen über Gebühr geschundenen Unterthanen vor kurzem vom Throne und außer Landes gejagt, aber die Taxen seien trotzdem nicht niedriger geworden, so daß die Leute oft Haus und Hof im Stiche ließen, um irgendwo im Walde verborgen ein kümmerliches aber ungestörtes Dasein zu führen. Unsere Besucher machten einen ebenso friedlichen wie einfältigen Eindruck (ich meine einfältig im biblischen Sinne) und bekundeten lebhaftes Interesse für alle meine Toilettengegenstände, namentlich die Zahn-, Nagel- und Haarbürsten. Die mehrfache Anwendung eines Schnupftuches, eines bisher bei ihnen nie gesehenen Gegenstandes, erregte jedesmal stürmische Heiterkeit. Man schien mich übrigens nebenbei für ein mit ganz besonderen Gaben ausgestattetes Wesen zu halten; denn abgesehen davon, daß ich Besessene durch Berührung mit dem Zeigefinger heilen sollte, verlangte man auch von mir, im Dorfe denjenigen ausfindig zu machen, der vor etwa einem Monat der Tochter des Ortsvorstehers ein seidenes Tuch gestohlen hatte. Ich schützte indessen Müdigkeit vor und ließ mich für diesen Abend auf irgend welchen Hokuspokus nicht weiter ein.

Als wir gegen Mittag des nächsten Tages noch nicht an einen zur Rast geeigneten Platz gelangt waren, trabte ich vorauf, um mich nach einem kühlen Winkel mit Wasser und Weide in der Nähe umzusehen. Es wurde jedoch ein Uhr, bevor ich solchen an fröhlich plätscherndem Bächlein mit überhängenden Baumkronen gefunden hatte. Bald darauf erschienen Fritz, Vadiwal und der Ballettänzer mit Pig, der sich mit seiner lang heraushängenden schwarzen Zunge sofort ins Wasser stürzte. Von den Maultieren und Yunnanesen war dagegen nichts zu sehen. Sie waren, wie ich erfuhr, auf Bogimans Befehl zurückgeblieben, um zu

raſten und ihr Frühſtück einzunehmen, und wir ſaßen infolge deſſen da ohne Proviant und Kochgeſchirre. Wir warteten eine Stunde, kein Maultier kam. Endlich — es mochte gegen 3 Uhr ſein, und ich war gerade dabei, etwas abſeits vom Wege ein Bad im Bache zu nehmen — hörte ich das Schellengeläute unſerer Karawane und ſchickte mich daher ſofort an, wieder in meine Kleider zu fahren, um Bogiman einen tüchtigen Rüffel zu erteilen und in der Hoffnung, mich dann über ein kaltes Huhn hermachen zu können, denn ich hatte einen Bärenhunger. Zu meiner Überraſchung entfernte ſich jedoch das Schellengeläute mehr und mehr, um ſchließlich ganz zu verſtummen.

Als ich Fritz fragte, was das zu bedeuten habe, erzählte er, er habe den Leuten befohlen, anzuhalten. Bogiman habe aber erklärt, die Zeit des Haltens ſei vorüber, man habe keine Luſt, ſich nach meinen Launen zu richten, ſondern mache Raſt, wenn man hungrig ſei, und marſchiere, wenn man ſich geſättigt habe. Na, da hörte denn aber doch alles auf, und man braucht wahrlich keine ſo herrſchſüchtig angelegte Natur zu ſein, wie ich es bin, um dennoch über eine ſolch bodenloſe Unverſchämtheit aus der Haut zu fahren. Das geſchah auch, ſoweit meine Haut es irgend geſtattete, und die Yunnaneſen konnten ihrem Schöpfer danken, daß ſie ſich bereits außer Schußweite befanden, ſonſt hätte ich in der Hitze der Erregung wahrſcheinlich Bogimans „Tſchos“ über den Haufen geſchoſſen, um die Karawane zum Stehen zu bringen, wenn nicht ſelbſt Schlimmeres paſſiert wäre.

Nachdem Radja wieder geſattelt war, ritt ich, eine luſtige Weiſe pfeifend — was ich, wenn ich innerlich erregt bin, ſtets zu thun pflege — den Ausreißern in erzwungener Ruhe nach. Wir trafen den kleinen Trupp unter Bogimans Führung

nach kurzer Zeit in einer Waldlichtung damit beschäftigt, die Lasten abzuladen, scheinbar in der Absicht, Nachtlager zu beziehen. Als die Leute indessen sahen, daß ich, ohne von ihnen Notiz zu nehmen, weiter ritt, hielten sie es doch für ratsam, mir zu folgen.

In der Nähe des Dorfes Tong Tam fand ich unter mächtigen Bäumen, neben einer üppig grünenden Wiese einen der schönsten Lagerplätze, die ich überhaupt auf meinen Reisen getroffen habe, und erwartete hier die Missethäter, um ein fürchterliches Gericht über sie abzuhalten.

Als sie angelangt waren, ließ ich ihnen vorerst Zeit, das Lager herzurichten, und mir selber in aller Ruhe mein Frühstück, — wenn man eine Mahlzeit um fünf Uhr nachmittags so nennen kann — einzunehmen.

Erst als ich mir nach Beendigung desselben eine Pfeife angezündet hatte, rief ich Bogiman und seine Landsleute zum Gewehrappell, wie ich ihn häufig abends abzuhalten pflegte, und nahm ihnen bei dieser Gelegenheit die Waffen ab. Dann eröffnete ich ihnen, daß nur einer und zwar ich Herr sei in der Karawane, daß ich einen anderen Willen neben dem meinen nicht kenne und jeden Menschen, der sich mir nicht füge, als meinen Feind betrachte. Man habe sich heute nicht nur meinem Willen nicht gefügt, sondern sich gegen denselben aufgelehnt, dafür werde jeder Schuldige in eine Strafe von zwei Rupien genommen, mit Ausnahme von Bogiman, der außerdem an Fritz, Vadiwal und den Ballettänzer noch je zwei Rupien Entschädigung zu zahlen habe dafür, daß sie ihr Frühstück zu spät erhalten hätten, gleichzeitig sei er auf der Stelle entlassen. Fritz hatte meinem Befehle gemäß während dieser Rede die Maultiergeschirre an sich genommen und stand mit geladenem Karabiner da,

als wolle er eher sein Leben lassen, als seine Beute herausgeben.

Bogiman erklärte, er nehme seine Entlassung an, mit ihm zugleich aber würden Maizalee und Lali ihren Dienst kündigen. Als ich diese daraufhin fragte, ob sie vorzögen, ohne Geld und Maultiere heimzukehren, oder mich ferner zu begleiten, entschlossen sie sich, im Innern über den Sturz des sie schindenden Bogiman hoch erfreut, für letzteres, und dieser mußte seinen Rückzug allein mit seinem kleinen „Tschoë" antreten.

Die Dorfbewohner hatten von unserer Ankunft noch nichts erfahren, und wir verbrachten somit einen ruhigen Abend, ohne irgendwelche Besucher. Am andern Morgen strömten dieselben aber in Scharen herbei und brachten allerlei Lebensmittel, für die sie ganz exorbitante Preise forderten, wie z. B. eine Rupie für ein Huhn und das Doppelte für eine Ente. Als wir sie mit ihren Waren infolge dessen abfallen ließen, wurden sie unverschämt und vollführten derartigen Unfug, daß ich Fritz zum Ortsvorsteher schickte und diesen ersuchte, Ruhe zu schaffen.

Er erschien, vollkommen wie ein Chinese gekleidet, mit Zopf und seidener runder Kappe, um mich zu bitten, bei seinen Leuten heute fünf gerade sein zu lassen, da im Dorfe das Fest der „Grundsteinlegung" zu einem neuen Tempel begangen würde. Außerdem verlangte er Geschenke. Mit solchen war er scheinbar nicht sonderlich verwöhnt, denn er freute sich wie ein Kind über einen Schreiballon, einige Angelhaken und Nähnadeln. Seine Einladung, ihn zum Festplatze zu begleiten, nahm ich ohne Bedenken an, zumal wir ohnehin gezwungen waren, einen Rasttag zu machen, um Reis und Paddi einzukaufen, zu welchem Zwecke Lali,

der behauptete, die billigsten Bezugsquellen im Lande zu kennen, mit zwei Rupien in die umliegenden Berge gesandt worden war.

Auf dem Festplatze wurden wir mit allgemeinem Jubel empfangen, man umringte und umarmte mich, wobei ich eine derartige Anziehungskraft meiner Uhr zu bemerken glaubte, daß ich es für geraten hielt, sie in die Hosentasche zu stecken. Der für den neuen Tempel bestimmte Platz lag auf einem Hügel mit hübschem Blick über Dorf und Umgegend. Ein in der Mitte desselben stehender, mit bunten Bändern und Fähnchen geschmückter Pfahl bezeichnete die Stelle, wo sich das geplante Bauwerk erheben sollte, daneben lagen Teakholzbalken und Bambusrohre als Baumaterialien. In der Nähe des Bauplatzes war eine niedrige Tribüne errichtet, besetzt mit Betel kauenden und Burri rauchenden festlich gekleideten Damen, die plaudernd dem Tanze der Männer und den bei den Klängen einer Musikbande aufgeführten Scheingefechten zusahen.

Das lebhafteste Interesse bei jung und alt erregte jedoch das Aufsteigen einiger Dutzend großer Bambusraketen. Wer mir früher von einem Lande erzählt haben würde, in dem man Feuerwerke grundsätzlich am hellichten Tage und niemals bei Nacht abzubrennen pflegt, den würde ich für einen Spaßvogel allerersten Ranges gehalten haben; seit meiner Reise durch die Schanstaaten und den Erfahrungen, die ich später in Japan gemacht, erzähle ich solche Sachen aber selber.

Man denke sich ein gegen 20 Fuß langes trockenes Bambusrohr und an dessen Spitze neben einem etwa 5 Fuß langen, mit Pulver gefüllten Rohr ein ganzes Bündel einfacher Bambusflöten in allen möglichen Größen befestigt.

Dieſe Rieſenrakete wird in einem Winkel von etwa 45° gegen ein Gerüſt gelehnt und von dem auf letzterem ſtehenden Oberfeuerwerker, nicht ſelten einem Pungi, vermittelſt einer Fackel, gleich jeder anderen Rakete, in Brand geſetzt. Mit enormem Getöſe, Geziſche und Gepfeife in allen Tonarten, auf welche die Flöten gerade abgeſtimmt ſind, ſauſt das Untier in hohem Bogen durch die Luft, um in größerer oder geringerer Entfernung wieder zu Boden zu fallen. Die Schans ſind nun aber praktiſche Leute, die ihr Geld nicht nutzlos in Feuerwerken verpuffen, ſondern das Angenehme mit dem Nützlichen, d. h. in dieſem Falle das Raketenſteigenlaſſen mit dem Hazardſpiel verbinden, indem ſie auf die verſchiedenen Raketen wetten, wie etwa auf Diſtanzreiter und Rennpferde. Weſſen Rakete am weiteſten von dem Gerüſt zu Boden fällt, der gewinnt die auf die übrigen gemachten Einſätze. Aus dieſer Beſchreibung wird erhellen, daß ein ſolches Diſtanz-Feuerwerk im Dunkeln nicht wohl abgebrannt werden kann.

Wie bei allen anderen Spielen der Schans, gingen auch hier die Wogen der Leidenſchaft hoch, und da zugleich dem Schamſchu (Reisſchnaps) eifrigſt zugeſprochen wurde, ſo machte ſich bald eine ſolche Erregung unter den Verſammelten geltend, daß ich es für geraten hielt, mich ſo ſchnell wie möglich unbemerkt zu entfernen und in mein Lager zurückzukehren, wo ich auch bis zum Nachmittag in jeder Weiſe unbehelligt blieb.

Als aber das Feſt beendet war, die Tänzer ſich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermocht hatten und alle Raketen verſchoſſen waren, erſchien die ganze betrunkene Geſellſchaft, allerdings nur die Männer, um mir ihren Beſuch zu machen, Geſchenke zu verlangen, ſich allerlei kleine Späße

gegen mich herauszunehmen, verschiedene herumliegende Gegenstände zu ergreifen und einen Heidenlärm zu vollführen. Unsere Waffen und was sonst irgendwie in der Geschwindigkeit zusammengerafft werden konnte, hatte ich unter mein Bett bringen lassen und saß jetzt auf demselben, wie eine ihre Küchlein gegen eine Schar Krähen beschützende Henne. Irgendwelche Macht konnte ich gegen die wüste Bande nicht zur Anwendung bringen, jede Gewaltmaßregel unsererseits würde sofort die sämtlichen, sehr lose sitzenden Dhas aus den Scheiden gebracht haben und der Festtag höchstwahrscheinlich mit einer Niedermetzelung des weißen Mannes und seines Gefolges beschlossen worden sein. Ich suchte daher die wüsten Gesellen durch Aufführung kleiner Zauberkunststückchen, durch Bewegen meiner Ohren u. s. w., möglichst in meine Nähe zu bannen, um damit Fritz, Badiwal und den Maultiertreibern Zeit zu geben, ihre Habseligkeiten zusammenzulesen und auf einen Haufen zu bringen, um sie so besser bewachen zu können. Dann sandte ich Fritz zum Ortsvorsteher, ließ denselben von der Gefahr, in der wir uns befanden, benachrichtigen und ihn bitten, ohne Zeitverlust zu meinem Beistande herbeizueilen.

Derselbe erschien nach etwa einer halben Stunde, aber ebenfalls in einer Weise bezecht, daß er nur mit Fritzens Hilfe ein Bein vor das andere setzen konnte. Seine Genossen empfingen ihn mit lautem Gejohle und, wie mir schien, ohne den geringsten Respekt, so daß ich schon glaubte, die Schar meiner Plagegeister lediglich um einen Kopf vermehrt zu haben. Um so mehr erstaunte ich, als auf gütiges Zureden des lallenden alten Herrn die ganze Gesellschaft nicht nur alle uns fortgenommenen Gegenstände wieder ablieferte, sondern sich allmählich ins Dorf zurückzog, bis ich schließlich

mit meinem bezopften Retter allein zurückblieb, der mittlerweile von dem sogenannten „betrunkenen Elend" befallen worden war und wie ein Schloßhund heulte. Als Ursache seiner tiefen Ergriffenheit stellte sich das Platzen des ihm von mir am Vormittag geschenkten Schreiballons heraus, in den er zu kräftig hineingeblasen hatte. Mit einem neuen beschenkt, wurde er später von Maizalee in seine Wohnung heimgeleitet.

Der nach Paddy ausgesandte Lali kam nicht vor Einbruch der Nacht zurück und zwar ohne das erwünschte Futter, dafür aber, trotzdem er ein frommer Mufelmann zu sein behauptete, in total betrunkener Verfassung. Er erzählte lachend, mit schwerer Zunge, da man ihm für den Paddy zu viel Geld abgefordert, habe er die ihm mitgegebenen zwei Rupien lieber für Schamschu angelegt und sich einen vergnügten Abend gemacht. Unwahrscheinlich erschien mir indessen, daß er das ganze Geld vertrunken haben sollte, und ich ließ daher von Fritz seine Taschen eingehend untersuchen, wobei eine Kugel Opium gefunden wurde. Infolge dieses Fundes stellte sich nun heraus, daß Lali gewohnheitsmäßiger Opiumraucher war, sich zur Zeit nicht im Besitze einer Opiumpfeife befand, um rauchen zu können und daher Opium zu essen genötigt war, da er ohne dieses Gift überhaupt nicht zu existieren vermochte.

Ich war gerade dabei, mit Fritz zu überlegen, was wir mit dem betrunkenen Opiumesser anfangen sollten, als in der Nähe des Dorfes ein Schuß fiel und gleich darauf Vadiwal mit von Angst und Schrecken beflügelten Schritten angekeucht kam, um bebend zu berichten, man habe auf ihn geschossen, als er Bambusblätter für Radja habe schneiden wollen, auch habe er am Eingange zum Dorfe einen ganzen

Haufen bewaffneter Leute gesehen, die höchstwahrscheinlich von Bogiman gegen uns aufgehetzt worden seien.

Mit Ausnahme von Lali erhielten infolge dieser Nachricht schleunigst alle Leute ihre Sachen zugeteilt, und, jeden Augenblick einen Angriff erwartend, faßten wir Posto am Saume des Waldes. Es war Vollmond bei wolkenlosem Himmel, so daß wir einen herannahenden Feind sofort hätten bemerken müssen, aber es kam nichts, was einem Feinde gleich sah, wohl aber erschien nach Verlauf von etwa einer Stunde ein einsamer Wanderer mit einem Ballen auf dem Rücken und ließ sich trotz aller Proteste von seiten Pigs zutraulich an unserem Feuer nieder. Maizalee als Wachtposten am Waldsaum zurücklassend, ging ich mit Fritz, mir den nächtlichen Besucher näher anzusehen. Es war, wie Hpowin, der sich mit ihm verständigen könnte, herausfand, ein Koh aus den umliegenden Bergen, der auf die Nachricht, daß ein „Kolar" (Bezeichnung für Europäer) angelangt sei, einen Marsch von fünf Stunden gemacht hatte, um sich den weißen Mann anzusehen. Er habe — so sagte er — zwar schon viel von Europäern gehört, aber noch nie Gelegenheit gehabt, einem solchen Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen.

Der Mann gefiel mir, und da es mir außerdem schmeichelte, daß ein Mensch lediglich, um mich in Augenschein zu nehmen, den weiten Marsch gemacht hatte, ließ ich ihn mit Reis und Thee bewirten und ihm sagen, er möge sich im übrigen nach Herzenslust satt an mir sehen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und nachdem er die Schüchternheit überwunden hatte, betastete er mich von oben bis unten, prüfte mein Haar auf Länge, Weichheit und Farbe, zeigte sich wenig befriedigt über meine nach seinen

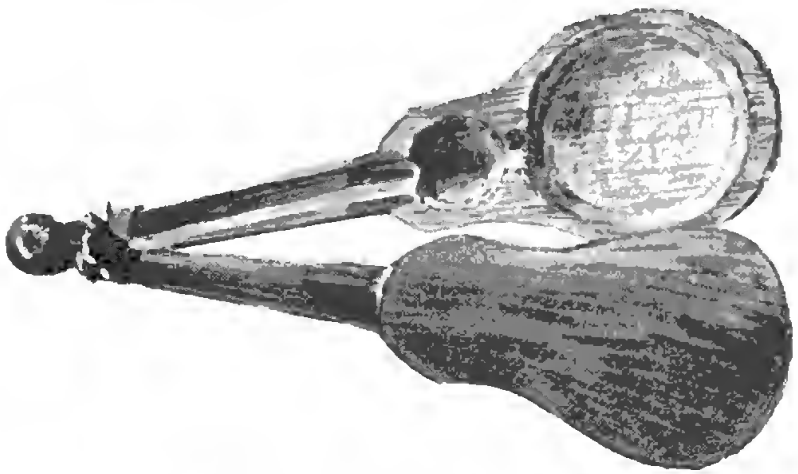
Begriffen raubtierartigen Nägel und war unſtreitig weit mehr erbaut von meinen Kleidern und Waffen, als von meinen körperlichen Reizen. Es war ein lieber Menſch mit offenem, bartloſem Antlitz, feingeſchwungenen Lippen und wunderbar melancholiſchen Augen und hatte, um mich zu beſuchen, ſeine beſten Gewänder angelegt. Sehr kleidſam fand ich ſeinen Turban, der von ſchwarzem Baumwollſtoffe und mit ſilbernen, aus aufeinander gereihten Ringen ge-

Römiſche Wage.
Stab 18 cm lang.

Ring aus den
Schanſtaaten.

bildeten Wulſten durchflochten war. Um den Hals trug er einen ſchweren Silberreifen und an den Händen ſo viele Ringe, wie eine reichgewordene Schlächterfrau. Ich bat ihn, mir einen derſelben, der mir wegen ſeiner geſchmackvollen Form beſonders gefiel und zierlich aus Silberdraht gearbeitet war, zu verkaufen, worauf er ſofort ein kleines Holzfutteral aus der Taſche nahm, und demſelben eine ſogenannte „römiſche“ Wage entnahm, um das Gewicht des Ringes feſtzuſtellen. Das gleiche Gewicht erbat er ſich dann in Silbermünzen und obendrein für die Arbeit eine Schachtel Streichhölzer.

Nachdem dieses Geschäft zu beiderseitiger Befriedigung erledigt war, löste er den Ballen von seiner Schulter und brachte ein großes Stück rotgefärbter Seide zum Vorschein, welches in seinem Dorfe gewebt und von ganz vorzüglicher Qualität war. Er bot es mir zu billigem Preise an. Doch was sollte ich mit Seidenstoffen anfangen, und wie außerdem einen solchen Einkauf mit meinem täglich von neuem laut hervorgehobenen Geldmangel in Einklang bringen?



Hölzernes Futteral zur römischen Wage.
20,5 cm lang. (Schanstaaten)

Mit allerhand kleinen Geschenken beladen, verließ uns unser Gast gegen neun Uhr abends, um ins Dorf zu gehen und dort zu nächtigen. Ich trug ihm auf, den Bewohnern mitzuteilen, daß niemand sich über Nacht unserem Lager nähern möge, da wir unmöglich Freund und Feind unterscheiden könnten und auf jede verdächtige Erscheinung schießen würden.

Wäre Lali nüchtern gewesen, ich würde, ohne einen Augenblick zu verlieren, Befehl zum Packen erteilt haben und noch in selbiger Stunde aufgebrochen sein, um, die mond-

helle Nacht benutzend, weiter gen Chieng Hung zu ziehen und möglichſt ſchnell aus der Nähe der unheimlichen Bevölkerung von Tong Tam fortzukommen, ſo aber waren wir genötigt, ihn vorerſt ſeinen Rauſch ausſchlafen zu laſſen. Um drei Uhr machte ich jedoch alles mobil, geräuſchlos wurden die Laſten gepackt und die Maultiere beladen, dann zogen wir, Verbrechern gleich, ohne Laut von dannen, hinaus in die Nacht.

Durch niederen Buſch ging es auf gutem Pfade ſanft bergan, bis wir nach etwa zwei Stunden auf eine Anhöhe gelangt waren, von der aus ſich meinen Augen ein Bild bot, welches ich nie vergeſſen werde; denn vor uns in enger Thalmulde lag ein dichter Wald von über und über mit weißen Blüten bedeckten Bäumen, die im Zwielichte des Vollmondes und der nahenden Morgendämmerung der Landſchaft ein durch und durch winterliches Gepräge verliehen, ſo daß man glauben konnte, ſich in einer klaren Froſtnacht nach vorangegangenem Schneefall irgendwo im Schwarzwalde zu befinden. Selbſt Fritz, der ſonſt nur Steinhäuſer und Dampfſchiffe als bewundernswerte Schöpfungen anerkannte, konnte ſich dem Eindrucke, den dieſe merkwürdige Landſchaft bot, nicht entziehen und meinte, um das zu ſehen, würde ſogar mancher Burmeſe eine Rupie opfern.

Wir raſteten an einem Bache in romantiſcher Waldſchlucht und zogen dann bis zum Nachmittage weiter, um mitten auf einem Reisſtoppelfelde einen friedlichen Abend und inſofern eine ungeſtörte Nacht zu verbringen, als wir durch umwohnende Menſchen nicht beunruhigt wurden. Im übrigen ſorgte ein ſcheinbar an Magenbeſchwerden leidender Tiger und mehrere in den rauhen Wäldern trompetende Elefanten dafür, daß wir uns nicht einer gar zu ſorgloſen

Ruhe hingaben. Wir mußten uns nach den Berechnungen von Maizalee und Lali etwa eine halbe Tagereiſe von Chieng Hung befinden, und da wir erfahren hatten, daß daſelbſt am folgenden Tage Markt abgehalten werde, dieſer in der Regel gegen 10 Uhr bereits beendet ſei, ſo entſchloſſen wir uns, wiederum die Mondnacht zu benutzen und gegen 4 Uhr aufzubrechen, um möglichſt frühzeitig in Chieng Hung einzutreffen und dadurch in der Lage zu ſein, unſere ſtark erſchöpften Proviantvorräte ſogleich zu ergänzen. Wir ſtanden auch zur feſtgeſetzten Stunde marſchbereit, als kurz vor dem Beladen eines der Maultiere ſich losriß, davonlief und erſt nach zweiſtündiger Jagd wieder eingebracht wurde, ſo daß der Tag dämmerte, bevor wir endlich des Weges ziehen konnten.

Je weiter wir uns Chieng Hung näherten, um ſo häufiger ſahen wir kleine Anſiedelungen und Dörfer, um ſo ſchwieriger wurde es dagegen auch uns, unter den vielen über die Felder führenden Pfaden den richtigen herauszufinden, ſo daß wir froh waren, als wir eine, das gleiche Ziel wie wir verfolgende Ochſenkarawane einholten, der wir uns anſchließen konnten, bis der Weg nicht mehr zu verfehlen war. Unmittelbar vor der Stadt zeigte die Landſchaft einen auffallend verwilderten Charakter, große Bäume waren verhältnismäßig ſelten, und anſtatt wohlbebauter Halden, wie wir ſie in der Nähe anderer Ortſchaften getroffen hatten, ſah man häßliches Geſtrüpp, Sümpfe und Elefantengras. Schon gegen 9 Uhr ſtanden wir auf dem vor der Stadt gelegenen Marktplatz und waren peinlich berührt von dem Unterſchied zwiſchen dem hieſigen Markte und demjenigen, den wir zehn Tage zuvor in Chieng Tung beſucht hatten. Käufer und Verkäufer mochten zuſammen

kaum die Zahl 150 ergeben; am ſchmerzlichſten aber war für uns das gänzliche Fehlen von Geflügel, Eiern, gutem Gemüſe und Obſt. Die Leute ſchienen nach den feilgebotenen Waren überhaupt nur von Waſſermoos, welches in Form runder Fladen von etwa 14 Zoll Durchmeſſer in großen Mengen vorhanden war, Betelnüſſen, Waſſernüſſen, Opium, Tabak und Zuckerrohr zu leben. Zum Glück fand Fritz bei dem einzigen Schweineſchlächter des Ortes, einem Chineſen, noch einige Pfund Fleiſch, ſonſt gab es aber auch garnichts, was unſere Begehrlichkeit zu wecken geeignet geweſen wäre.

Von ausländiſchen Waren entdeckte ich nichts als einige Stücke engliſcher oder indiſcher Baumwollſtoffe und Garne, deutſche Blechdoſen mit Spiegeln auf den Deckeln, billige deutſche Nickelwaren, Nähnadeln und Anilinfarben. Seife und Streichhölzer bilden hier ſcheinbar keine Handelsartikel mehr. Zum Reinigen ihrer Gewänder — falls ſolche wirklich je gewaſchen werden — verwenden die Leute eine aus Holzaſche gewonnene Lauge. Faſt bei jedem Gehöfte ſieht man einen zwiſchen Bambuspfählen hängenden, mit Aſche gefüllten trichterförmigen Korb und unter dieſem einen Topf zum Auffangen der nach voraufgegangener Begießung der Aſche durchſickernden Lauge. Zum Feuermachen bedient man ſich teils des Feuerſteines, Stahles und Zunders, teils zweier Stücke Bambusholzes, die zuſammengerieben werden, oder auch wohl eines von China eingeführten Brennglaſes. In den Häuſern läßt man die Feuer aber überhaupt ſelten ausgehen. Tag und Nacht findet man ſolches auf den als Herd dienenden, etwa vier Fuß hohen und drei Fuß im Geviert meſſenden, mit Erde gefüllten, leicht transportablen Holzkäſten, und im Notfalle geht man zum nächſten Nachbarn, um ein glimmendes Scheit zu holen.

Während in Chieng Tung die indiſche Rupie in erſter Linie als Zahlungsmittel gilt und unbeanſtandet angenommen wird, ſieht man ſie in Chieng Hung verhältnismäßig ſelten. Die Marktgeſchäfte wickeln ſich entweder durch direkten Warenanstauſch ab, oder aber der Käufer zahlt in Silber, nicht in Silbermünzen, ſondern in geſchmolzenen Stücken reſp. Stäben, ja ſelbſt Armbändern und anderen Schmuckgegenſtänden, von denen er bei kleinen Einkäufen die verlangte Gewichtmenge abhackt. Auf dem Marktplatze ſieht man zu dieſem Zwecke überall in Holzrahmen eingeſchloſſene, längliche, flache Steine mit danebenliegendem Hammer und Meißel herumſtehen. Es ſtellte ſich hier heraus, daß ich ſehr weiſe daran gethan hatte, in der Hauptſache kleine Silbermünzen mitzunehmen, denn während von dieſen in Indien acht auf die Rupie gehen, rechnete man hier deren bereits ſieben, zuweilen ſogar ſchon ſechs als einer Rupie gleichwertig, da dieſelben nicht eingeſchmolzen, wohl aber als Schmuckgegenſtände, namentlich Knöpfe benutzt werden und daher nicht lediglich nach ihrem Silbergewicht, ſondern gewiſſermaßen als Kunſtprodukte geſchätzt werden.

Rupien dagegen werden nach ihrem Gewichte und zwar meiſt als reines Silber angenommen. Nur mit älteren Rupien, die noch das Bildnis der Königin von England als ſolche und nicht, wie die neueren, ihr Bild als Kaiſerin von Indien zeigen, ſtößt man auf Annahme-Schwierigkeiten. Auffallend iſt, daß man ſiameſiſche Silbermünzen ſo gut wie nirgends weder in den Laos- noch in den Schanſtaaten trifft; auch Gold habe ich im Laufe der ganzen Reiſe weder zu Geſicht bekommen, noch verwerten können.

Sowohl in Chieng Tung wie in Chieng Hung findet man neben den Verkaufsbuden Silberſchmelzer, die gegen

eine geringe Bezahlung Händlern, welche ihre aus kleinen Abschnitten bestehende Tageseinnahme vereint zu sehen wünschen, solche in einem Thontiegel über Holzkohlenfeuer zusammenschmelzen. Jedermann im Staate Chieng Hung wie auch in dem benachbarten Tonking führt eine römische Taschenwage bei sich, die bei jedem Geschäfte, in dem Silber gegeben beziehungsweise empfangen wird, in Thätigkeit tritt.

Opiumpfeife.

Die größten Silbermengen sah ich an den beiden Markttagen, welche ich in Chieng Hung erlebte, in die Kassen der Opiumhändler fließen, die ihre Ware in Gestalt von in Blättern gehüllten Kugeln, von etwa vier Zoll Durchmesser, und zwar zum Preise von 5 Rup. für ein Pfund feil hielten. Das Opium hier in den Schanstaaten ist eine schwarze wachsweiche Masse, wogegen ich es in China, wenn fertig zum Gebrauch, meist dickflüssig wie Holzteer gefunden habe. Übrigens ist das Opiumrauchen gar keine so einfache Sache, wie man denken sollte. Ich habe in Europa viel die Ansicht vertreten gefunden, daß der Opiumraucher sich eines „Tschibuks" bedient, diesen mit Tabak füllt und auf den glimmenden Tabak ein Opiumkügelchen legt, um die dann sich entwickelnden Opiumdämpfe mit dem Tabakrauch zusammen einzusaugen. Das ist nicht der Fall, vielmehr hat das Opiumrauchen mit dem Tabakrauchen nichts zu thun; man raucht entweder Opium oder Tabak, und kann ebenso wenig letzteren aus einer Opium-, wie ersteres aus einer Tabakpfeife rauchen.

Die Opiumpfeife, ſei ſie nun aus Bambus, Ebenholz, Elfenbein oder irgend einem anderen Material, gleicht in Form und Größe ungefähr einer preußiſchen Querpfeife. Drei bis vier Zoll vom unteren Ende in das Pfeifenrohr eingelaſſen befindet ſich der ſenkrecht zu demſelben ſtehende

Opiumraucher.

Pfeifenkopf aus mehr oder minder feinem Thon, der ſich ſeiner Form nach am beſten vergleichen ließe mit einer kleinen $1\,^1/_2$—2 Zoll im Durchmeſſer aufweiſenden Gießkannenbrauſe. In der Mitte dieſes Thonkopfes gewahrt man ein Loch, nicht weiter, als um einer feinen Nadel den Eingang zu geſtatten. Der Opiumraucher formt ſich nun an dem Ende einer ſolchen Nadel ein winzig kleines Opiumkügelchen, er=

hitzt dasselbe langsam unter verschiedenen Vorsichtsmaßregeln über einem zu den notwendigen Requisiten des Rauchers gehörenden Lämpchen in Form und Größe der in Europa als Tafelschmuck verwendeten Illuminationslämpchen, und legt die erhitzte, dickflüssige Masse auf die Öffnung seines Pfeifenkopfes, um denselben nunmehr dicht über die Flamme des Lämpchens zu halten, bis sich ein blaugrauer Rauch entwickelt, der vom Raucher nicht eingeatmet, sondern verschluckt wird. Da sich die enge Öffnung des Pfeifenkopfes fast bei jedem Zuge zu verstopfen pflegt, so hat man mit einer heißen Nadel unausgesetzt einen neuen Luftkanal zu schaffen. Nach wenigen Zügen ist das Kügelchen in Rauch aufgegangen, und die Arbeit beginnt von neuem.

Hieraus erhellt, daß das Opiumrauchen nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch eine gewisse Geschicklichkeit und Übung, vor allen Dingen aber Pfeife, Lampe, Nadel, Opium und Zeit erfordert. Viele Raucher ziehen es daher vor, nicht bei sich zu Hause, sondern in einer Opiumbude zu rauchen, wo sie alles Notwendige und nebenbei Bedienung vorfinden, die ihnen die Mühe des Kügelchenformens, Pfeifenreinigens u. s. w. abnimmt.

Ueber den schädlichen Einfluß des Opiumrauchens auf den menschlichen Organismus ist unendlich viel und sehr viel Unrichtiges geschrieben worden. Ich habe Leute kennen gelernt, die zwanzig und dreißig Jahre hindurch täglich ihre 10—20 Kügelchen geraucht haben und dabei völlig gesund geblieben sind, habe Karawanenführer getroffen, die mittags und abends regelmäßig rauchten und trotzdem täglich ihre zwanzig Meilen marschierten. Das Opiumrauchen ist thatsächlich nicht viel gesundheitsschädlicher als das Trinken alkoholischer Flüssigkeiten oder das Rauchen starken Tabaks, da

es nie in einer ähnlich gefährlichen Weise übertrieben werden kann, wie z. B. das Morphiumspritzen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der eifrigste Raucher nicht im stande ist, an einem ganzen Tage so viel Gift aufzunehmen, wie der gewohnheitsmäßige hartgesottene Morphinist sich mit einer einzigen Einspritzung zuzuführen pflegt. Eine ganz hervorragende Gefahr aber liegt darin, daß der Raucher einen großen Teil besser zu verwendender Zeit mit seiner Raucherei verzettelt, infolge dessen oft sein Geschäft vernachlässigt, verarmt, herunterkommt und schließlich, da er nicht im stande ist, den Opiumteufel zu bekämpfen, zum Verbrecher wird, um sich das begehrte Gift verschaffen zu können. Niemand wird die demoralisierenden Folgen des Opiumrauchens in Abrede stellen können; denn sie machen sich dem Reisenden im Orient auf Schritt und Tritt bemerkbar, auch läßt sich nicht bestreiten, daß das Rauchen oft genug insofern mittelbar den körperlichen Ruin eines Menschen herbeiführt, als den ärmeren Klassen angehörende Raucher lieber auf Nahrung, denn auf ihre Pfeife verzichten und dann ebenso herunterkommen, wie ein passionierter Tabakraucher es unter gleichen Umständen auch thun würde.

Leider gehörte zu dieser heruntergekommenen Kategorie von Rauchern unser Lali, der in der Regel nur das an Nahrung zu sich nahm, was ihm sein Kollege Maizalee übrig ließ, da er selbst alles Geld, welches er erhielt, für Opium verausgabte.

Nachdem wir den Marktplatz hinter uns gelassen hatten, zogen wir wieder etwa eine halbe Meile durch Busch- und Grasland und erklommen schließlich eine Anhöhe, auf der wir schon von weitem einen nach allen vier Seiten offenen Schuppen hatten liegen sehen, der uns als Justizpalast und

gleichzeitig Absteigequartier für „distinguished foreigners“ bezeichnet wurde.

Wir machten es uns in der Gerichtshalle, in der an einem Pfeiler verschiedene, auf Bretter geheftete Bekanntmachungen in Schauschrift sowohl wie in chinesischen Schriftzeichen hingen, unaufgefordert sofort bequem, säuberten die nächste Umgebung von hohem Gras und Buschwerk, um eine bessere Übersicht zu gewinnen und diebeslustigem Gesindel das Handwerk zu erschweren, und wendeten dann der hochwichtigen Verpflegungsfrage unsere volle Aufmerksamkeit zu. Einige zu unserer Beaugenscheinigung herbeigekommene Leute, die mit Hpowins Hilfe als Hühnerbesitzer ermittelt worden waren, wurden gebeten, Eier und Federvieh herbeizuholen, andere mit Eimern zum Flusse hinuntergesandt, uns mit Wasser zu versorgen, und der Rest, mit Graswischen bewaffnet, zur Reinigung unseres geräumigen Quartiers herangezogen.

Kaum hatte ich mich auf meinen Feldstühlen ausgestreckt, um einige Notizen in mein Tagebuch einzutragen, als ein junger Schan, auf allen Vieren die ganze Länge der Halle durchmessend, zu mir herangekrochen kam, um mich in demütigster Weise im Auftrage des Regenten, Selona Qua, nach meinem Begehr zu fragen. Ich ließ ihm sagen, ich lasse seinem Herrn meinen huldvollen Gruß entbieten und bäte, ihm kundzuthun, daß ich als friedlicher Reisender, als Freund des Landes komme und mir erlauben würde, dem Regenten in etwa einer Stunde meine Aufwartung zu machen, worauf der Bote sich in derselben Weise, wie er gekommen war, zurückzog.

Sobald ich mich mit einem Schweinskotelett und einigen Eiern gestärkt hatte, machte ich mich, von Fritz und

dem Hof-Ballettänzer begleitet, auf den Weg zum Hause des Regenten, welches wir nach wenigen Minuten hinter einem Bergvorsprunge ohne Mühe fanden, denn im Hofe desselben hatte sich eine zahlreiche Menschenmenge versammelt, um den „Kolar" zu sehen und zu erfahren, welche Veranlassung denselben ins Land geführt haben könne.

Mit Hilfe einer Leiter gelangte ich auf eine Veranda und von dieser durch einen schmalen Gang, zu dessen beiden Seiten in schmutzigen niederen Verschlägen opiumrauchende Diener auf Matten ausgestreckt lagen, in einen rauchgefüllten finsteren Raum, in dem ich nur mit Mühe am äußersten Ende eine größere Gruppe hockender Männer erkennen konnte. Bei meiner Annäherung erhob sich ein kleines ältliches, schäbig gekleidetes Männchen, welches meine Frage: „Selona Qua?" mit unartikuliertem Grunzen beantwortete und nicht recht wußte, was er mit meiner ihm entgegengestreckten Rechten anfangen sollte, bis ich die seine ergriff und unter allseitigem Gelächter kräftig schüttelte.

Ich wurde nunmehr durch eine Handbewegung eingeladen, neben ihm auf einer Matte Platz zu nehmen, ein schmieriges vierkantiges Kopfkissen wurde hinter meinen Rücken geschoben und ich durch Hpo-win, der sich als Dolmetscher vorgestellt hatte, gefragt, ob ich Opium rauche oder Betel kaue. Nachdem beide Fragen verneint worden waren und ich mir meine kurze Holzpfeife angesteckt hatte, ließ ich berichten, woher ich komme, wohin ich zu gehen beabsichtige und welches der Zweck meiner Reise nach Talifu sei. Gleichzeitig überreichte ich meinen Empfehlungsbrief vom englischen Konsul in Chiengmai und sprach die Hoffnung aus, alle mögliche Förderung von seiten des Regenten eines Staates zu finden, der, soviel mir bekannt sei, in

beſter Freundſchaft mit der engliſchen Regierung in Mandalay lebe.

Einer der anweſenden Würdenträger mußte nun auf einen Wink des Regenten ſein Opiumrauchen unterbrechen, um den Wortlaut des Briefes zu verleſen, worauf ſich eine allgemeine lebhafte Debatte entſpann, nach deren Beendigung Selona Qua mir ſagen ließ, über meine Weiterreiſe könne er vorläufig keine Entſcheidung treffen, da mit jedem Tage die Ankunft des chineſiſchen Gouverneurs aus Sſumao (Yunnan) erwartet würde und er mit dieſem über meine Angelegenheit zuvörderſt beraten müſſe.

Als ich ihn bat, ſeinen Unterthanen bekannt zu geben, daß ich Lebensmittel zu kaufen wünſche, und ihn gleichzeitig erſuchte, für die Nacht einige Wächter in die Nähe meines Lagers ſtellen zu laſſen, ließ er mir ſagen, ich könne Wächter bekommen, wenn ich ſie bezahlen wolle. Dieſes Anerbieten lehnte ich jedoch mit der Begründung ab, daß ich die Wächter mehr zum Schutze ſeiner Leute, als meiner ſelbſt beanſpruche, da ich in der Nacht keinen Spaß verſtände und die Gewohnheit hätte, auf alle in der Nähe meines Lagers herumſchleichenden Geſtalten zu ſchießen. Er bezeichnete dieſe Maßregel als eine ſehr weiſe, da nur böſe Menſchen nachts herumzuſchleichen pflegten, und verſprach, jedermann zu warnen, mir nach Dunkelwerden einen Beſuch abzuſtatten. Meine Frage, wie Diebe im Lande beſtraft würden, beantwortete er dahin, daß man ihnen den Kopf abſchlüge — aber nur, wenn man ihrer habhaft würde, was höchſt ſelten vorkomme.

Der alte Herr gefiel mir, und da er großes Wohlgefallen an meinem weiß und rot geſtreiften Flanellhemde zu finden ſchien, auch, was mir bisher in den Schauſtaaten noch nie vorgekommen war, nicht um Geſchenke gebeten

hatte, ließ ich ihm ſagen, ich würde ihm, um ihm zu zeigen, daß ich ſein Freund ſei, den Gegenſtand ſeiner Bewunderung ſpäter zuſchicken, worüber er ganz außer ſich vor Freude geriet und mir ſeinerſeits das königliche Geſchenk von zwei Enteneiern und einer Burri überreichte.

Nachdem auf dieſe Weiſe unſere Freundſchaft beſiegelt worden war, bat ich ihn, mir mitzuteilen, was ſich eigentlich im Lande zugetragen habe und erfuhr, daß der Tſabwa, Namens Samon Kauli, nachdem er ſich bei ſeinen Unterthanen hochgradig mißliebig gemacht habe, im November vorigen Jahres von den Bewohnern der umliegenden Berge, den Kohs, welche die Stadt angegriffen und den Palaſt niedergebrannt hätten, vertrieben worden und nach Sſumao geflohen ſei, um die Hilfe des dortigen chineſiſchen Gouverneurs anzurufen. Dieſer ſei zur Zeit mit Truppen unterwegs nach Chieng Hung, in welcher Abſicht wiſſe man nicht, doch hoffe man, daß er im Intereſſe des Landes nicht verſuchen werde, den vertriebenen Fürſten wieder in ſeine Rechte einzuſetzen.

Ich richtete ſchließlich dann an ihn die Frage, ob er gegebenen Falles Ausſicht habe, auf den Thron zu kommen, und erfuhr, dies ſei ausgeſchloſſen, da er nicht von fürſtlichem Geblüt, auch zur Zeit nicht eigentlich Regent ſei, ſondern nur der Vorſitzende eines zur Wiederherſtellung der Ruhe zuſammengetretenen Regentſchaftsrates.

Verſchiedene Pauſen in unſerer Unterredung hatte das ſcheinbar ſehr gutmütige kleine Männchen mit einer ergiebigen Jagd auf die in Scharen herumſpringenden Flöhe ſowie mit Betelkauen und Spucken ausgefüllt.

Mir war in dem mit Küchen- und Opiumrauch faſt zum Erſticken angefüllten Raum zwiſchen all den ſchmutz-

ſtarrenden Regentſchaftsratsmitgliedern mittlerweile ganz übel zu Mute geworden, ſo daß ich mich nunmehr ſchleunigſt empfahl, um ohne Zeitverluſt zum Fluſſe hinunterzugehen, ein Bad zu nehmen und nach Beendigung desſelben in die inzwiſchen von Fritz herbeigebrachten friſchen Kleider zu ſchlüpfen, das abgelegte Hemd Herrn Selona Qua zuzuſchicken und die übrigen Kleidungsſtücke einer gründlichen Reinigung unterziehen zu laſſen.

Während des Bades erfreute ich mich der angenehmen Geſellſchaft zweier niedlicher junger Damen, die um mich herum nach Waſſermoos fiſchten und allerlei Allotria trieben. Das Waſſermoos wird nachher in Fladen geformt und auf den Dächern der Häuſer in der Sonne getrocknet, um ſpäter zum Curry gegeſſen zu werden.

Gegen Abend machte ich einen Rundgang durch die Hauptſtadt, die ſich als ein elendes, aber höchſt maleriſch auf ſteiler Anhöhe hart am Fluſſe gelegenes Neſt von höchſtens 500 Einwohnern herausſtellte. Nur die Überreſte einer alten Mauer oberhalb des jetzigen Chieng Hung und alte Tempelfundamente erinnern an die einſtmalige Größe dieſer nach aufgefundenen Chroniken auf eine Geſchichte von mehr denn zwei Jahrtauſenden zurückblickenden Stadt. In einem verlaſſenen Tempel fand ich Hunderte alter Schaubibeln, von denen ich mir wegen Mangels an Raum in meinem Koffer nur zwei Exemplare aneignete.

Kaum in mein Quartier zurückgekehrt, empfing ich den Gegenbeſuch Selona Quas, der mit großem Gefolge kam, ſich für das prächtige Hemd zu bedanken und mich zu bitten, ihm zu geſtatten, meinem Diner, für welches der Tiſch bereits gedeckt war, als Zuſchauer beiwohnen zu dürfen, da er noch nie einen Europäer habe eſſen ſehen. Ich gab nun eine äußerſt

beifällig aufgenommene Eßvorstellung, bei der namentlich das Zerlegen eines Huhnes mit Hilfe von Messer und Gabel ungeteilte Bewunderung erregte, und beschenkte nach Aufhebung der Tafel meine Gäste mit Angelhaken, Schreiballons und Ringen, Selona Qua sogar mit einem Hirschfänger deutschen Fabrikates, über den er überglücklich war.

Ich fragte ihn, wie es käme, daß man der Regierung in Mandalay keine Nachricht von den Vorgängen und Unruhen im Lande habe zukommen lassen, ob etwa Chieng Hung den Engländern nicht tributpflichtig sei?

Tributpflichtig, meinte er, sei man schon, habe aber in den letzten Jahren von dieser Pflicht keinen Gebrauch gemacht, überhaupt wolle man mit den Europäern nichts zu thun haben, da sie schlechte Menschen seien, die, wenn sie ins Land kämen, den Leuten alles wegnähmen, was ihnen just begehrlich erscheine, ohne je dafür eine Entschädigung zu geben.

Ob er selbst Erfahrungen solcher Art gemacht habe?

Das nicht, aber er habe über die Europäer von anderen Leuten nur Schlechtes gehört.

Ob er demnach auch mich für einen schlechten Menschen halte?

Nein, er wisse, daß ich ein guter Mensch sei.

Meine Frage, wie er zu dieser Annahme komme, beantwortete er dahin, ich müsse ein guter Mensch sein, da ich mit nur drei Maultieren und ohne Soldaten die weite Reise bis Chieng Hung gemacht habe; denn andernfalls würde man mich längst totgeschlagen haben. Den früher nach Mandalay entrichteten Tribut gab er folgendermaßen an: Alle zwei Jahre zwölf goldene Schalen, zwölf silberne desgleichen, vier Ponies

und eine große Wachskerze. An China seien jährlich etwa 600 Rupien zu zahlen.

Beim Abschiede versprach mir der Regent, mich am folgenden Tage wieder zu besuchen und mir Mitteilung zugehen zu lassen, sobald Bestimmtes über die Ankunft des chinesischen Gouverneurs bekannt werde.

Die Nacht verlief ohne jede Störung, und schon am frühen Morgen erhielt ich Besuch von verschiedenen Weibern, die mir Feld- und Gartenfrüchte zum Kauf anboten. Einige brachten kleine Körbchen mit gekochten grünen Bohnen und schienen überrascht, als ich ihnen sagen ließ, sie möchten solche in ungekochtem Zustande liefern, andere kauen mit Schnittlauch, Zwiebeln und Eierfrüchten, braunem Zucker in Form kleiner Ziegelsteine gepreßt, oder auch in Bananenblätter eingewickeltem Tabak, den ich probierte, gut fand und, da mein amerikanischer Tabak auf die Neige ging, zum Preise von etwa 20 Pfg. für das Pfund einkaufte, während ich verschiedene Gemüse gegen Nähnadeln erstand. Für Hühner wurden sechs bis sieben kleine Silbermünzen = 1 M. 20 Pfg. bis 1 M. 40 Pfg. gefordert. Enteneier kosteten 10 Pfg. das Stück, Enten selbst aber waren weder für Geld noch gute Worte zu haben. Die Leute behaupteten, daß viel Silber in den Bergen des Landes verborgen sei, daß man jedoch nicht nach demselben grabe, aus Furcht, sich mit den „Nats" zu überwerfen. Der mir zum Kauf angebotene, in der Umgebung von Chieng Hung gebaute Thee war grobblätterig und schlecht von Geschmack, was mich nicht weiter wunder nimmt, nachdem ich später gesehen habe, daß man die Blätter nahezu auswachsen läßt und sie, nachdem sie gepflückt sind, auf flachen Tellern aus Bambusgeflecht einfach in der Sonne trocknet.

Alle Besucher, die ich empfing, Männer, Weiber und Kinder benahmen sich, sobald sie gesehen hatten, daß ich sie freundlich behandelte, ungemein zutraulich und sehr viel bescheidener als die Bewohner von Chieng Tung und verschiedenen anderen von uns berührten Ortschaften. Lästig, wenn auch durchaus verständlich war mir nur ihre nicht leicht zu befriedigende Neugierde. Hatte ich einem Menschen irgend einen Gegenstand gezeigt und ihm dessen Nutzanwendung ad oculos dargethan, so erzählte er jedermann im Orte, welch ein Wunderding er gesehen habe, und jedermann kam dann, mich zu bitten, auch ihm die gleiche Gunst zu erweisen.

Nun ist es ja ganz belustigend, ein oder zweimal einen populär-wissenschaftlichen Vortrag über den Zweck und die Anwendung von Haar-, Nagel- und Zahnbürste, Schwamm, Nagelfeile und Rasierpinsel zu halten, aber solch eine rhetorische Leistung ad infinitum zu wiederholen, wie Mr. Stanley seinen Vortrag über die Emin-Pascha-Expedition, ist, weiß Gott, kein Vergnügen. Und dennoch that ich es, weil ich es nicht fertig brachte, die Leute abzuweisen.

Auch ein großes Öldruckbild, welches ich bei Moung Shway Hlay in Mainlungyi als Weihnachtsbeilage einer englischen illustrierten Zeitung gefunden hatte und welches drei bildhübsche, mit einem im Kahne stehenden Fischer schäkernde Italienerinnen darstellte, mußte immer und immer wieder hervorgeholt werden. Da die Leute von Perspektive in der Malerei keine Ahnung haben, so konnten sie sich absolut nicht vorstellen, daß der Arm einer der drei Schönen, mit dem sie dem Fischer ein Glas Wein reicht, nicht thatsächlich aus dem Bilde herausragte, und keiner unterließ es, sich mit seinem Finger davon zu überzeugen, ob das

Bild wirklich vollkommen flach und der Arm nur gemalt sei. Sie alle — namentlich die Männer — fanden großes Wohlgefallen an den Gesichtern der drei Europäerinnen und erklärten sie für anziehender als die Weiber ihres Landes.

Im Laufe des Vormittags schickte Selona Qua und ließ um eine Medizin gegen rheumatische Schmerzen in der Schulter bitten.

Dem Manne kann geholfen werden! dachte ich, präparierte eine köstliche Salbe aus zerquetschten Bananen und Senfmehl und schickte Fritz damit fort, den Patienten einzureiben.

Der Erfolg war ein großartiger: denn unser Rheumatiker erschien am Abend und gab an, sich wesentlich besser zu fühlen, ob aus Höflichkeit, Einbildung oder ob die Schmerzen wirklich nachgelassen hatten, lasse ich dahin gestellt. Thatsache ist, daß er gleichzeitig einen ganzen Troß von Krüppeln, Blinden und Lahmen mitbrachte, denen ich mit meiner Kunst zu Hilfe kommen sollte. Was thun? In irgend einer Weise helfen konnte ich den armen Kerlen natürlich nicht, aber warum ihnen nicht wenigstens meinen guten Willen zeigen? Ich sah mir also den Blinden an, erklärte sein Leiden für ein veraltetes mit wenig Aussicht auf Heilung, bestrich aber seine Lider mit Kakaobrei und empfahl ihm Geduld; dem Lahmen gab ich von derselben Salbe, die Selona Qua so vorzüglich geholfen hatte, und einen Brustkranken ließ ich einen Löffel voll Vaseline schlucken, indessen der Rest sich mit dem Riechen an einer Flasche mit Salmiakgeist begnügen mußte.

Meine zwischen zwei Pfeilern des Schuppens ausgespannte Hängematte bildete beständig den Gegenstand allseitiger Bewunderung, und wenn ich in derselben lag, so drängten sich vornehm und gering, Laie und Mönch um

das kindliche Vergnügen, mich in dem Netze hin und her ſchwingen zu dürfen. Die Kloſterſchüler, hier nicht Moung Yin ſondern Phas genannt, ſchienen zur Feier meiner Anweſenheit von allen Studien und Betübungen entbunden zu ſein,

Moung Yin (Kloſterſchüler). Chieng Hung.

denn ſie verließen mich nur mittags auf eine halbe Stunde, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Sie tragen nicht, wie ihre Kollegen in Burma, Laos und Chieng Tung gelbe Togen und kahlraſierte Köpfe gleich den Pungis, ſondern weiße

weite Hosen, von buntgesticktem, oft mit silbernem Schloß versehenem Gürtel zusammengehalten, über die Schultern einen gelben Shawl geworfen, das Haar gleich den übrigen Schans über dem Ohre in einen Knoten geschlagen und mit weißem Turban umwunden, auch führen sie, wie ich sonst bei Moung Yins nie wieder gesehen habe, Waffen mit sich. Sie bekundeten ein hervorragendes Interesse für meine Bücher, rissen sich sämtlich um die Seiten einer von mir beendeten und daher fortgeworfenen englischen Novelle und schienen die mit europäischen Lettern bedruckten Blätter für eine Art von Talisman zu halten: denn sie rollten sie auf und steckten sie in die Bohrlöcher ihrer Ohrläppchen, wo sie auch sonst mit frommen Sprüchen beschriebene Papier- und Blattrollen zu tragen pflegen.

Papier als solches war hier sonst keine Seltenheit, denn Chieng Hung erfreut sich unter den übrigen Schanstaaten eines großen Rufes wegen seiner Papierindustrie, die zweifellos von China aus eingeführt worden ist. Das aus derselben hervorgehende Produkt gleicht dem bekannten faserigen, weichen chinesischen Papier. Es wird aus der Rinde eines von den Burmesen „talajè“, von den Schans „phalä“ genannten Baumes bereitet. Den ganzen Tag über kamen Kinder mit kleinen Fetzen dieses Papiers, um mich zu bitten, ihnen mit Rot- oder Blaustift einen Tiger, eine Ente oder einen Drachen darauf zu malen.

Tags darauf in der Frühe verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur von Sfumao sei in dem etwa 4 Meilen stromauf am jenseitigen Ufer des Mekong gelegenen Orte Talo angelangt, und bald sah ich alle männlichen Bewohner Chieng Hungs unterhalb meines Lagers durch den Nam Ha, einen kleinen Nebenfluß des Mekong, waten und

Papierfabrik in Chieng Hung.

in dem trockenen ſandigen Bette des letzteren weiter gen Talo ziehen, um dort den Gouverneur zu begrüßen. Beritten war nur Selona Qua, alle anderen marſchierten zu Fuß. Nach mehreren Stunden kamen ſie den gleichen Weg zurück, und kurz nachher erſchien mein alter Freund, der Regent, bei mir, um mir ſein Herz auszuſchütten. Der Gouverneur war noch nicht angelangt, wohl aber ein Teil ſeiner Truppen ſowie einige Räte und Sekretäre, mit denen Selona Qua eine längere Unterredung gehabt hatte, die ihn wenig zu befriedigen und mit ſchwerer Sorge zu erfüllen ſchien. Soviel ich verſtehen konnte, ſollte der Gouverneur die Abſicht geäußert haben, den vertriebenen Fürſten wieder einzuſetzen, denn der bekümmerte alte Herr ließ mir mitteilen, daß er und alle ſeine Getreuen gewillt ſeien, Chieng Hung zu verlaſſen und mir in ein anderes Land zu folgen, wenn es nicht gelänge, mit dem Gouverneur ein befriedigendes Abkommen zu treffen.

Ich ſuchte ihm natürlich nach Möglichkeit von ſolch verzweifelten Schritten abzuraten, erklärte, mich keineswegs zum Führer einer Geſellſchaftsreiſe oder Völkerwanderung zu eignen und entſchloſſen zu ſein, mich jeglicher Einmiſchung in die Angelegenheiten von Staat und Volk zu enthalten, da mich kein anderer Wunſch beſeele, als möglichſt ſchnell zu meinem erkrankten Bruder nach Talifu zu gelangen.

Begreiflicher Weiſe drängte es mich, ohne weiteren Aufenthalt meine Reiſe fortzuſetzen, und als am nächſten Morgen die Nachricht kam, der Gouverneur ſei nunmehr in Talo eingetroffen, machte ich mich mit meinen Laſten ohne Verzug auf den Marſch, um ihn aufzuſuchen und gegebenen Falles noch ſelbigen Tages weiterziehen zu können.

Wir ſchlugen denſelben Weg ein, den wir geſtern

Selona Qua hatten wählen ſehen und erreichten nach anderthalbſtündigem Marſche ein kleines Dorf, Chin Hla, dem gegenüber am anderen Ufer die Ortſchaft Talo gelegen iſt. Beide Orte haben inſofern eine Bedeutung, als ſie an der großen, hier den Mekong kreuzenden Karawanenſtraße zwiſchen Chieng Tung und Talifu gelegen ſind. (Chieng Hung ſelbſt liegt etwas abſeits vom Wege.) Fährboote vermitteln den Verkehr zwiſchen beiden Ufern und dienen zum Überſetzen von Menſchen und Laſten, wohingegen die Laſttiere meiſt den Strom zu durchſchwimmen pflegen. Da eine große nach Yunnan mit Baumwolle heimkehrende Karawane ſoeben mit Überſetzen begonnen hatte, glaubten wir noch einige Stunden warten zu müſſen, bis die Reihe an uns käme, und ſchirrten infolgedeſſen die Maultiere ab, um ſie graſen zu laſſen. Der Führer der Karawane erklärte indeſſen, uns den Vorrang laſſen zu wollen, und da uns ein auffallend großes Fährboot zur Verfügung ſtand, ſchifften wir uns alle mitſamt unſeren Vierfüßlern ein und ruderten hinüber.

Hier herrſchte lautes und lebhaftes Treiben, Truppen lagerten am Ufer, Ordonnanzen kamen und gingen, Signale wurden geblaſen, Laſt- und Maultiere aufgeſchirrt, Sänften und Fahnen hin- und hergetragen und ſcheinbar ſehr viel mehr Lärm gemacht, als nötig war. Selbſtverſtändlich wurden wir beim Landen ſogleich von einer neugierigen Menge umringt, und zum erſten Male wurde ich an mir ſelbſt gewahr, wie wenig Sympathie die Söhne des Reiches der Mitte dem Europäer entgegenbringen. Ich wurde laut verhöhnt, wahrſcheinlich auch beſchimpft, und ich weiß nicht, welchen Ausgang dieſe ganze Scene genommen haben würde, wenn nicht plötzlich ein elegant gekleideter Chineſe in hellblauſeidenem Gewande und ſchwarzer Kappe dem all-

seitig ehrerbietigst Platz gemacht wurde, erschienen wäre, um mich zu begrüßen und zwar in chinesischer Sprache, worauf ich mit „Guten Morgen" antwortete. Fritz hatte inzwischen meine beiden Stühle von den Lasten losgelöst, und ich nahm nun mit dem himmelblauen Sohne des himmlischen Reiches auf denselben unter einem schattenspendenden Baume Platz. Ich ließ seine Excellenz — denn daß ich es mit dem Gouverneur zu thun hatte, stand für mich außer Zweifel — durch Hpo=win fragen, ob er der Schansprache mächtig sei. Nein! aber er werde einen seiner Leute, der schan und chinesisch spreche, herbeirufen lassen.

Zur Ausfüllung der hierdurch entstehenden Pause gab ich ihm meinen in chinesischer Sprache abgefaßten Empfehlungsbrief vom Konsul Stringer zu lesen, doch schien ihn der Inhalt desselben weit weniger zu interessieren, als der Inhalt meiner Taschen, und vor allem war es meine Uhr, die unter den zu Tage geförderten Gegenständen sein besonderes Wohlgefallen erregte. Nun hatte ich in Chiengmai und auch sonstwo in der Welt bereits erfahren, daß in China mit Geschenken und Bestechungen alles, ohne dieselben aber überhaupt nichts zu erreichen ist, und faßte daher schnell den Entschluß, dem Manne, von dem meiner Ansicht nach jetzt allein meine Weiterreise abhing, die bewunderte Uhr in einem passenden Momente zu verehren.

Dieser passende Moment ließ nicht lange auf sich warten; denn als der verlangte Dolmetscher nicht antrat, ersuchte mich Seine Excellenz, ihm in sein im Dorfe gelegenes Quartier zu folgen, und als er auf dem Wege dorthin wieder Uhr und Kette beliebäugelte, überreichte ich ihm, getreu meinem Grundsatze „nur nicht kleinlich" beides zur gefälligen Ansicht auf unbestimmte Zeit.

Ich wurde von meinem hohen Gönner — als ſolchen glaubte ich ihn wenigſtens nunmehr anſehen zu dürfen — in einen Tempel geführt und mußte mich mit ihm auf einen erhöhten Sitz niederlaſſen. Etwa hundert Soldaten, die uns gefolgt waren, benahmen ſich überaus lärmend, ſchnitten mir Geſichter und machten verſchiedentlich das Zeichen des Kopfabſchlagens, ſo daß ich mit Hilfe des endlich herbeigekommenen Dolmetſchers Seine Excellenz bitten ließ, mich gegen derartige Unverſchämtheiten in Schutz zu nehmen und die undisziplinierte Bande zur Ruhe zu verweiſen. Das geſchah, und für mehrere Minuten konnte ich ungeſtört mit dem Gouverneur verhandeln. Schließlich ſtellte ich den Antrag, man ſollte mich noch in ſelbiger Stunde nach Talifu weiterziehen laſſen. Darauf wiederum lautes Hohngelächter der Soldaten, malitiöſes Lächeln meines Wirtes und die Erklärung, man bedaure, nicht in der Lage zu ſein, dieſem meinem Wunſche zu willfahren, da ich unter allen Umſtänden vorerſt — die Ankunft des Gouverneurs abwarten müſſe. Es ſtellte ſich nun heraus, daß der Mann, dem ich meine Uhr und Kette geſchenkt hatte, eine ganz unwichtige Perſönlichkeit, ein Sekretär des Gouverneurs oder ſo etwas dergleichen war, und daß der Gouverneur ſelbſt erſt in zwei bis drei Tagen eintreffen würde. Unter lautem Gejohle der Soldaten wurde ich darauf von dem Pſeudo-Gouverneur zum Fluſſe begleitet und höflichſt erſucht, mich wieder mit Sack und Pack auf die Fähre zu begeben, um mich ans andere Ufer überſetzen zu laſſen und bis auf weiteres nach Chieng Hung zurückzuverfügen.

Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich in Chin Hla in beſonders roſiger Laune wieder ans Ufer getreten wäre, aber als ich gewahrte, daß ein Teil der chineſiſchen Truppen

sich anschickte, ebenfalls über den Mekong zu setzen, vergaß ich über den Reiz des sich mir bietenden malerischen Bildes alle soeben erfahrene Unbill und setzte mich unter einen Baum, um zu sehen, was sich weiter entwickeln würde.

Etwa zweihundert Soldaten mit mindestens zwanzig Fahnen von enormer Größe und in allen möglichen Farbenzusammenstellungen, wie blau und rot, gelb-blau-rot, rotweiß-grün gestreift, oder schwarz mit rotem runden Felde wurden unter dem Geläute von Gongs und Posaunengeblase in Fährbooten über den Fluß geschafft. Die Soldaten selbst, scheinbar irreguläre Truppen, trugen die gewöhnliche chinesische Kleidung, blaue weite baumwollene Hosen und Kittel, darüber ein äußerst kleidsames ärmelloses Wams aus rotem Tuch mit schwarzem Besatz und mit aufgenähten schwarzen Schriftzeichen (Bezeichnung des Regiments) in runder Umrahmung. Ihre Kopfbedeckung bestand in flachen Hüten aus Bambusgeflecht mit gelbem Öltuch-Überzug. Unter ihren Gewehren sah ich Chassepots, Zündnadel-, Mauser-, Winchester-, Remington-, Snyder- und Feuersteinschloßgewehre. Wie ich erfuhr, zogen sie aus, um den sich in einem Nachbarstaate verborgen haltenden Fürsten aufzusuchen, doch kümmerte ich mich nicht weiter um ihre Bewegungen und kehrte, sobald ich sie hatte abmarschieren sehen, in mein am Morgen verlassenes Quartier zurück.

Hier mußte ich nun noch volle drei Tage auf die Ankunft des Gouverneurs warten, drei volle Tage, die ich, wenn ich nicht im Fluß herumplätscherte oder spazieren ging, soweit meine vielen Besucher mir Ruhe ließen, mit Lesen ausfüllte und zwar mit dem Lesen der Bibel. Meine sämtlichen mitgenommenen Novellen waren nämlich allmählich Blatt für

Blatt in die Ohren der Kloſterſchüler gewandert, die wenigen Reiſewerke, die ich beſaß, hatte ich zum, ich weiß nicht wievielten, Male durchſtudiert, den Fauſt kannte ich auswendig und Friederike Kempner, an deren köſtlichen Gedichten ich mich ſonſt in ſchweren Zeiten aufzurichten pflegte, war, gleich toujours perdrix, auf die Dauer nicht genießbar. Da war im rechten Augenblicke Fritz erſchienen, hatte mir ſeine Taſchenbibel in die Hängematte gelegt, und ſo war es gekommen, daß ich hier in dem entlegenſten der Schanſtaaten mich — und zwar zum erſten Male gründlich — in die heilige Schrift vertiefte.

Meinen Quälgeiſtern wurde bedeutet, daß ich mich mit dem Studium der Zuſammenſetzung einer neuen Medizin beſchäftigte, durch die ich Greiſe in Jünglinge, alte Hexen in Jungfrauen und Knaben in Männer zu verwandeln beabſichtige, ſo daß ſie ſich ehrfurchtsvoll zurückzogen und den großen Medizinmann nur dann behelligten, wenn er die Lektüre unterbrach, um ſich eine neue Pfeife zu ſtopfen. —

Endlich war der gefürchtete Gouverneur, wie ich von Selona Qua vernommen, der ihn geſehen und geſprochen hatte, thatſächlich angelangt. Ich machte mich alſo wieder auf die Reiſe und ritt, diesmal nur von Fritz, Hpo-win und einem von mir in Chieng Hung ermittelten, der chineſiſchen Sprache mächtigen Schan begleitet, nach Chin Hla, um von hier mit einem Fährboot, genau wie vor einigen Tagen, nach Talo überzuſetzen.

Ich hatte jedoch die Rechnung ohne die Fährleute gemacht, und dieſe weigerten ſich auf das entſchiedenſte, uns ihre Dienſte zu leihen. Anfangs glaubte ich, wir hätten ſie das letzte Mal nicht ihrer Erwartung entſprechend belohnt, als ſie indeſſen ſelbſt mit einem halben Dutzend

Silbermünzen ſich nicht erweichen ließen, da wußte ich, was die Glocke geſchlagen hatte, und erfuhr denn auch, daß ſie vom Gouverneur die Weiſung erhalten hatten, weder mich noch meine Laſttiere über den Mekong zu befördern.

Nach langem Zureden gelang es mir, den mich begleitenden Schan zu bewegen, allein hinüber zu fahren, um dem Gouverneur meine Ankunft zu melden. Sobald er aber auf der andern Seite des Fluſſes angekommen war, ſchien er den Mut zu verlieren und blieb unſchlüſſig am Ufer ſtehen.

Da entwickelt ſich plötzlich drüben ein prächtiges militäriſches Schauſpiel, wie es effektvoller ſelbſt von den „Meiningern“ nicht hätte inſceniert werden können. Nicht in gleichem Schritt und Tritt, mit durchgedrückten Knieen und Händen an der Hoſennaht, ſondern in buntem, maleriſchem Gewirr, kommt ein großer Haufe chineſiſcher Soldaten mit einigen dreißig rieſenhaften Fahnen in allen Farben des Regenbogens vom Dorfe zum Fluſſe heruntergeſtürzt. Ihre Offiziere ſind beritten auf prunkvoll aufgeſchirrten Maultieren oder Ponies und tragen anſtatt des Säbels jeder einen Fächer in der Rechten, mit dem ſie ſich Kühlung zufächeln, denn es iſt ein nahezu unausſtehlich ſchwüler Vormittag. Da, ein Böllerſchuß, Poſaunengeblaſe und Gongeläute. Ein Träger mit großem roten Schirm an hoher Stange erſcheint, gefolgt von vier Bläſern mit etwa fünf Fuß langen Meſſingpoſaunen und mehreren Gongſchlägern, dann kommen zehn Träger mit kleinen roten Fähnchen und zwei weitere mit ſolchen aus weißem Stoffe, auf die ſchwarze chineſiſche Schriftzeichen aufgenäht ſind, darauf einige Reiter, endlich die Sänfte des Gouverneurs und zum Schluß wieder Soldaten in buntem Durcheinander.

In einzelnen Abteilungen erfolgte nun das Übersetzen des aus etwa 200 Personen bestehenden Zuges, ein unbeschreiblich fesselndes Bild, zu dem die waldigen Ufer des majestätisch seine Fluten dahinwälzenden Mekong einen prächtigen Hintergrund bildeten. Ich hatte mich in der Nähe des Landeplatzes aufgestellt und erwartete, der Gouverneur würde sich durch die in diesen Gegenden so selten gesehene Erscheinung eines Europäers veranlaßt fühlen, in irgend einer Weise Notiz von mir zu nehmen. Seine Excellenz verließ jedoch selbst während des Übersetzens die Sänfte nicht und würdigte mich auch nach erfolgter Landung keines Blickes. Die an mir vorüberziehenden Truppen benahmen sich heute etwas gesitteter, und man schnitt mir weder Gesichter, noch beschimpfte man mich in irgend einer Weise. Nachdem sich der Schwarm verlaufen hatte, ritt ich in einiger Entfernung dem die Richtung nach Chieng Hung einschlagenden Zuge nach und sah ihn nach wenigen Minuten vor einem Tempel in Chin Hla Halt machen und den Gouverneur aussteigen. In demselben Augenblicke als er den Tempel betrat, wurde wieder ein Böllerschuß gelöst, dann wurden sämtliche Fahnen aufgepflanzt, die Gewehre zusammengestellt, Reit- und Lasttiere abgeschirrt, kurz, es war klar, daß man hier und nicht in Chieng Hung Quartier beziehen wollte, was mir außerordentlich angenehm war, da ich andernfalls wohl gezwungen worden wäre, meinen Justizpalast an die bezopfte Excellenz abzutreten.

Nach der Nichtbeachtung, die mir heute von seiten des Gouverneurs zu teil geworden war, nach dem Verbote an die Fährleute, mich über den Mekong zu setzen, war es mir klar geworden, daß ich keine Aussicht hatte, ohne einen chinesischen Paß auf dem von mir geplanten Wege nach Yun-

nan zu kommen. Das war mir zwar ein Strich durch die Rechnung, aber auf diesen Strich hatte ich gefaßt sein müssen und nahm mir das Scheitern meines Planes auch weiter nicht sonderlich zu Herzen. Interessant ist das Reisen in so wenig bekannten Ländern, wie die Schanstaaten es sind, überall, und mir standen ja immer noch die verschiedensten Wege offen. Ich konnte westwärts über Moné nach Mandalay, südwärts über Luang Prabau nach Annam oder Kambodscha, oder aber ostwärts, durch fast gänzlich unerforschte Gebiete gen Tonking ziehen. Ins Lager zurückgekehrt, holte ich mein mehr als mäßiges Kartenmaterial hervor und besprach mit Fritz die verschiedenen Routen. Kaum hatten aber meine Yunnanesen Wind davon bekommen, daß ich vom Gouverneur nicht empfangen, sondern als Luft behandelt worden war und höchstwahrscheinlich nicht nach Talifu weiterziehen würde, als sie auch schon erklärten, unter keinen Bedingungen mir in ihnen unbekannte Länder folgen zu wollen. Auch der Ballettänzer kam jammernd und bat, zu seiner kleiner Frau heimkehren zu dürfen, da jetzt der Krieg im Lande losgehe und sämtliche Schans von den Chinesen niedergemacht werden sollten.

Ich ließ all diesen kleinmütigen Gesellen durch Fritz sagen, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, empfahl ihnen das Weitere abzuwarten und Thee zu trinken.

Abends kam Selona Qua, der den ganzen Nachmittag mit dem Gouverneur verhandelt hatte, in vortrefflicher Laune, um mir mitzuteilen, er habe mit Seiner Excellenz über meine Reise gesprochen und letzterer den Wunsch geäußert, morgen Vormittag meinen Brief vom englischen Konsul und „mein Gesicht“ zu sehen.

Über diese Wendung der Dinge war ich auf das angenehmste

überraſcht, da ich erwartet hatte, der Gouverneur würde ſich überhaupt weigern, in irgend welchen Verkehr mit mir zu treten, nachdem er von ſeinem Sekretär erfahren haben mußte, daß ich mich nicht im Beſitze eines chineſiſchen Paſſes, ohne den nun einmal niemand über die Grenze gelaſſen werden darf, befand.

Gegen 9 Uhr am folgenden Morgen trat ich, nunmehr zum dritten Male, den Marſch nach Chin Hla an und ſtieg, daſelbſt angekommen, vor dem als Hauptquartier dienenden Tempel vom Pferde.

Zwiſchen widerlich zudringlichen Soldaten hatte ich hier etwa eine Viertelſtunde zu warten, bis ein junger Chineſe, dem Anſchein nach ein Sekretär, erſchien und mich aufforderte, ihm zu folgen. Im Innern des Tempels, einem impoſanten Gebäude mit gemauertem Fußboden und Fachwerkwänden, kam mir ein hochgewachſener, ſtämmiger Mann, der ſich vortrefflich zum Gardeküraſſier geeignet haben würde, in dunkelblau ſeidenem chineſiſchen Gewande, ſchwarzſeidener Jacke mit hellblauem Ärmelaufſchlag und kleiner ſchwarzer Mütze mit rotem Knauf entgegen, ſchüttelte, um mich zu begrüßen, nicht mir, ſondern der Sitte ſeines Landes gemäß ſich ſelber unter gleichzeitiger Verbeugung die Hände und führte mich durch die in zwei Reihen angetretenen ſpalierbildenden Offiziere und ſonſtigen Beamten zu einer erhöhten Plattform, über der ein roter Baldachin angebracht war. Als Gaſt hatte ich mich nun, nach chineſiſchem Ceremoniell, zur Linken des Gouverneurs niederzulaſſen, dann wurde Thee gebracht, den wir, uns ab und zu gegen einander verbindlich verneigend, aus flachen Schälchen ſchlürften, bis Seine Excellenz glaubte, daß es Zeit ſei, die Verhandlung zu eröffnen und Fritz einen der burmeſiſchen und Schauſprache

mächtigen Schan, den ich mit Hilfe von Selona Qua in aller Eile an Stelle des über Nacht ausgerissenen Balletttänzers, der es scheinbar vor Heimweh nicht länger hatte aushalten können, aufgetrieben hatte, und einen seiner eigenen Leute, der schan und chinesisch verstand, heranwinkte. Ich benutzte die dadurch entstehende Pause, Umschau im Tempel zu halten, und entdeckte dabei hinter unseren Sitzen auf der mit Teppichen bedeckten Plattform ein ganzes Sortiment Opiumpfeifen von zum Teil kostbarer Arbeit nebst allem Zubehör an Lämpchen, Nadeln, Büchschen u. s. w. Alles lag da in schönster Ordnung und Richtung, wie die Kämme, Bürsten, Puderbüchsen und Parfümfläschchen auf dem Toilettentische einer eleganten Dame. Die Unterhaltung ging nun in folgender Weise vor sich. Der Gouverneur stellte Fragen und erteilte Antworten auf chinesisch, welches von einem seiner Leute in die Schansprache, von meinem Dolmetscher wieder ins Burmesische übersetzt wurde, durch Fritz gelangten die Worte endlich, ins Englische übersetzt, in mir vertrauten Lauten an mein Ohr.

Sprach ich zum Gouverneur, so traten die drei Dolmetscher in umgekehrter Reihenfolge in Thätigkeit. Begreiflicherweise verlor die Unterhaltung durch diese verschiedenen Übersetzungen und die Langsamkeit, mit der sie von statten gingen, viel an Reiz, und ich bereute in jener Stunde lebhaft, genötigt gewesen zu sein, Bogiman zu entlassen.

Zuerst ließ mich der Gouverneur um den Empfehlungsbrief von Mr. Stringer bitten und mir nach Durchsicht desselben eröffnen, daß ich die chinesische Grenze nur mit einem Passe, welcher das Kaiserliche Siegel trüge, überschreiten könne. Vergeblich suchte ich sein Herz durch die Geschichte

von meinem erkrankten Bruder zu erweichen, er blieb dabei, mich nicht weiterziehen laſſen zu können. Ich ließ ihm darauf auseinanderſetzen, er könne mir zwar die Erlaubnis verweigern, chineſiſches Gebiet zu betreten, ich beſtritte ihm dagegen jedwedes Recht, mir zu verbieten, den Mekong zu kreuzen und mir irgend welche Vorſchriften in Bezug auf meine Reiſen im Staate Chieng Hung zu machen, da dieſer Staat ebenſowohl der Königin von England, wie dem Kaiſer von China tributär ſei und ich mich, wie er ſich überzeugt habe, im Beſitze eines Paſſes von der engliſchen Regierung befände. Demnach ſei ich gewillt, auch ohne ſeine Erlaubnis zu gehen, um zu ſehen, ob nicht von Peking aus ein Paß für mich nach Sſumao geſchickt worden ſei.

Ich hatte große Schwierigkeiten mit dem chineſiſchen Dolmetſcher, der ſich ſcheinbar fürchtete, ſeinem Herrn meine Rede zu überſetzen, und infolgedeſſen einfach den Dienſt verweigerte, bis der Gouverneur ihm auf meinen Wunſch befahl, meine Auslaſſungen wortgetreu wiederzugeben, worauf ich endlich erfuhr, daß von der Erteilung einer Erlaubnis zum Überſchreiten des Mekong unter keinen Umſtänden die Rede ſein könne.

Meine Frage, was ſich ereignen würde, wenn ich trotzdem weiter ginge, beantwortete Seine Excellenz lakoniſch mit der Geſte des Kopfabſchneidens. Natürlich faßte ich das als einen groben Einſchüchterungsverſuch auf und ließ daher meinem Freunde ſagen, dergleichen Scherze ſeien für mich noch niemals Hinderungsgründe geweſen, an ſolche Dinge ſei ich längſt gewöhnt.

Nie werde ich das verblüffte Geſicht vergeſſen, welches der Gouverneur machte, als er nach vielem Drängen endlich von dem am ganzen Leibe zitternden chineſiſchen Dolmetſcher

erfuhr, was ich gesagt hatte, und nicht nur er schien verblüfft, sondern auch die immer noch spalierbildenden Sekretäre und Offiziere sahen mich an, als sei ich der leibhaftige Gottseibeiuns.

Sollte ich ihnen allen mit meiner schnodderigen Antwort imponiert haben? So schmeichelte ich mir anfangs, bald aber erfuhr ich, daß es nicht diese, sondern meine unbeabsichtigte Rücksichtslosigkeit war, die ihnen Eindruck machte, denn Seine Excellenz hatte mit der betreffenden Geste nicht andeuten wollen, daß mein Kopf in Gefahr sei, wenn er mich ziehen ließe, sondern daß er selber in solchem Falle riskiere, seinen eigenen Kopf zu verlieren. Selbstverständlich ließ ich, und zwar zu allgemeiner Belustigung, dieses Mißverständnis sofort aufklären, aber Seine Excellenz war infolge meiner Äußerung trotzdem solcherweise aus der Fassung geraten, daß er sich soweit vergaß, den Thee direkt aus dem zwischen unseren Schalen stehenden Topfe zu trinken.

Unter den aufgestellten Beamten befand sich auch mein Freund von Talo, den ich s. Z. für den Gouverneur gehalten und dementsprechend behandelt hatte. Um seinen Mund spielte ein boshaftes, unverschämtes Lächeln, und er sah mich an, als wollte er sagen: „Dich habe ich aber einmal hübsch übers Ohr gehauen".

Zu meinem Glück kann ich es nun, wenn es darauf ankommt, in Bezug auf Maliziösität selbst mit einem Chinesen aufnehmen und entschloß mich daher, dem Herrn Pseudo-Gouverneur die Lehre zu erteilen, daß man einen Germanen nicht ungestraft über den Löffel barbiert. Ich hatte nämlich zwischen den Opiumpfeifen des Gouverneurs eine elende alte Cylinderuhr liegen sehen und die Überzeugung gewonnen,

daß ich mit meiner Remontoiruhr bei Seiner Excellenz sicherlich nicht abgewiesen worden wäre. Nachdem ich somit das maliziöse Lächeln des Sekretärs mit einem noch maliziöseren beantwortet hatte, ließ ich den Gouverneur fragen, wie ihm die Uhr gefiele, die ich mir erlaubt hätte, ihm durch seinen Sekretär zustellen zu lassen. Große Überraschung auf seiten Seiner Excellenz, Bestürzung auf seiten des von mir bezeichneten Beamten, der auf einen Wink seines Herrn vortreten muß — unverständliche Fragen und Antworten — dann eine stürmische Scene mit Anschnauzen, Rüffeln und Drohungen und endlich als Schlußtableau Auslieferung der Uhr an den Gouverneur.

Ich aber saß da mit einem Gesichte, so unschuldsvoll wie das eines Lotterielose ziehenden Waisenknaben und war teuflisch froh darüber, dem unverschämten Chinesen gedient zu haben, und zweitens darüber, daß meine Uhr schließlich doch noch an den richtigen Mann gekommen war.

Der Gouverneur schien hoch erfreut über das Geschenk, ließ mir jedoch sein aufrichtiges Bedauern ausdrücken, mir trotzdem nicht gestatten zu können, an das andere Mekonguser hinüberzusetzen, und riet mir, da ich mit meinen 4 Leuten den Kampf gegen seine Truppen ja doch nicht aufnehmen könne, ruhig dahin zurückzukehren, woher ich gekommen sei. Nachdem er mich dann noch um Chinin gebeten hatte, ließ er den Dolmetschern durch einen Diener sagen, es sei für ihn die Stunde des Opiumrauchens gekommen. Ich erhob mich, schüttelte mir die Hände und verließ, bis an die Thürschwelle von Seiner Excellenz begleitet, den Tempel, um auf Radjas Rücken nach Chieng Hung zurückzukehren.

In der Nähe der Ortschaft lagerten auf abgeernteten Reisfeldern wieder mehrere Karawanen, die sich auf der

Heimreise nach Yunnan befanden. Ich rechne, daß während der kurzen Zeit meines Weilens in Chieng Hung über 1200 Maultiere bei Talo den Mekong kreuzten, und erfuhr, daß der Fährverkehr sich jährlich auf etwa 15000 Lasttiere beziffere, d. h. etwa 7500 von Yunnan kommender und die gleiche Zahl dahin zurückkehrender.

Rechnet man das durchschnittliche Gewicht einer Last auf 65 Kilogramm, so würde das Gesamtgewicht der hin und her beförderten Lasten 975000 Kilogramm betragen und demnach zwei von Moulmein kommende und dahin zurückkehrende Eisenbahnzüge von je 25 Waggons zu 10000 Kilogramm Tragfähigkeit ausreichen, den ganzen Verkehr eines Jahres zu bewältigen.

Zwar kann man mit einer solchen Berechnung nicht eo ipso die Unrentabilität einer Eisenbahn beweisen, denn nach Eröffnung einer solchen gelangen eben massenhaft Waren zur Beförderung, deren Transport mit Lasttieren sich nicht lohnt, es scheint mir jedoch mehr als fraglich, daß eine Bahn Moulmein-Chieng Hung in absehbarer Zeit Aussicht hat, sich bezahlt zu machen.

Sachverständige haben festgestellt, daß die technischen Schwierigkeiten zur Legung des geplanten Schienenweges ohne sonderliche Unkosten zu überwinden sind, aber das Land, durch welches dieser Weg führt, ist, wenn auch hie und da von schier unerschöpflicher Fruchtbarkeit, doch derartig dünn bevölkert und die dünne Bevölkerung so daran gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben, daß ich thatsächlich nicht weiß, was in irgend welchen nennenswerten Mengen zur Ausfuhr oder Einfuhr gelangen sollte. Die Bahnenthusiasten trösten sich mit den in Yunnan verborgenen Reichtümern und dem Aufschwunge, den der Handel

dieſer chineſiſchen Provinz mit Burma nehmen würde, aber ich fürchte nach allem, was ich erfahren habe, der Reichtum und ſomit die Kaufkraft Yunnans, namentlich der hier in Frage kommenden weſtlichen Hälfte der Provinz, werden bei weitem überſchätzt. Was bis heute von hier ausgeführt wird, iſt in der Hauptſache Salz, das Haupteinfuhrprodukt rohe Baumwolle. Erſteres wird bereits in den Schanſtaaten abgeſetzt und zwar mit einem ſo geringen Profit, daß daraus allein ſchon hervorgeht, daß es lediglich faute de mieux mitgenommen wird. Hätten die Leute genügend Seide und andere wertvollere Produkte auszuführen, ſie würden ihre Tiere ſicher mit dieſen anſtatt mit Salz belaſten und ebenſo anſtatt roher Baumwolle fertige Stoffe zurückbringen, wenn ſie für dieſelben genügend Abnehmer finden könnten. Das iſt indeſſen ſcheinbar nicht der Fall, denn die Menge der nach Talifu beförderten Baumwollſtoffe iſt verſchwindend klein im Vergleich zu derjenigen roher Baumwolle. Weſt-Yunnan führt ſogar Thee von den Schanſtaaten ein und ich begreife nicht, wie die Bahnenthuſiaſten dazu kommen, ſich eine Thee-Ausfuhr von Yunnan über Chieng Hung zu verſprechen. Solche findet allerdings ſtatt, aber ebenſo wie die Ausfuhr von Zinn nur von Oſt-Yunnan und von da naturgemäß auf dem Waſſerwege nach Hanoi, der Hauptſtadt Tonkings.

Petroleum wäre meiner Anſicht nach das einzige Produkt, wofür ſich nach Eröffnung einer Bahn in Yunnan ein größeres Abſatzgebiet finden ließe, und das würde wohl kaum hinreichen, ein ſo koſtſpieliges Unternehmen bezahlt zu machen.

Daß eine Bahn nach Chieng Hung — vorausgeſetzt, daß die engliſche Regierung überhaupt dieſen Staat unter ihre mütterlichen Fittiche zu nehmen die Abſicht hat und es nicht vorziehen ſollte, ihre Rechte an China abzutreten —

daß eine Bahn in diesem Falle für England vom politischen Standpunkte aus im höchsten Grade erwünscht wäre, wird niemand, der die Verhältnisse kennt, bestreiten. Auch wäre es ja immerhin möglich, daß die Erschließung der Laos- und Schanstaaten eine erhebliche Zunahme der Bevölkerung der durchschnittenen Länderstriche im Gefolge haben und neues Leben aus den Ruinen von Chieng Hai, Chieng Sen und Chieng Hung blühen könnte und daß endlich die zukünftigen Bewohner dieser zukünftigen Großstädte sich geneigt zeigen würden, englischen Stoffen gegen ihre eigenen den Vorzug zu geben. Aber gut Ding will Weile haben, und ich würde daher, so sehr ich wünschte, die besprochene Bahn gebaut zu sehen, jedermann, der mich fragte, ob ich dieselbe für eine gute, Aussicht auf Verzinsung bietende Kapitalsanlage hielte, als ehrlicher Mann die Antwort geben müssen: „Nein!“

Für die englische Regierung kann sie das allerdings werden, weil sich diese damit in den Laosstaaten einnisten könnte. Für eine Privatgesellschaft wird sich die Bahn in absehbarer Zeit nicht rentieren und überhaupt kaum jemals, wenn sie von der chinesischen Regierung nicht bis Talifu oder Yunnanfu weitergeführt würde.

Aufbruch von Chieng Hung.
Zum dritten Male über den Mekong.

In meinem Quartier wieder angelangt, ließ ich mir Selona Qua kommen, um von ihm Erkundigungen über die einzuschlagende Route nach Tonking einzuziehen, denn für einen Marsch dorthin hatte ich mich entschieden. Leider wußte er ebenso wenig Genaues, wie irgend einer seiner Leute.

Nach Aussage der einen sollte der Marsch bis zur Grenze nur 14 Tage dauern, andere meinten, man könne mit flotten Maultieren die Reise in nicht weniger als zwei Monaten zurücklegen. Jedenfalls kam ich bald zu der Überzeugung, daß entweder meine Karten oder aber die mir gemachten verschiedenen Angaben falsch sein müßten. Es stellte sich später im Laufe der Reise sogar heraus, daß die einen ebenso unrichtig waren, wie die anderen.

In wohlgesetzter Rede eröffnete ich nun meinen Yunnanesen, daß ich mich nach Rücksprache mit dem Gouverneur entschlossen habe, meinen Reiseplan zu ändern, anstatt nach dem traurigen Yunnan, in die köstlichen Gefilde Tonkings zu ziehen beabsichtige und als selbstverständlich annehme, daß sie, die erklärt hätten, mir bis in die Hölle folgen zu

wollen, mich jetzt ins Paradies zu begleiten ebenfalls gewillt seien.

Sie schienen sich indessen für die Reize dieses Paradieses durchaus nicht zu interessieren, behaupteten, der Weg dorthin führe durch ein Spalier von Tigern und Räubern, und Bogiman, der s. Z. mit gegen die Franzosen gekämpft, habe ihnen nur Schlechtes von diesen erzählt. Kurzum, das Ende vom Liede war, daß sie sich wieder einmal weigerten, mir zu folgen. Liebkosungen, Versprechungen, Drohungen, nichts half, und da Lali, als ich ihm beim Morgengrauen befahl, die Maultiere von der Weide zu holen, kaltlächelnd den Gehorsam verweigerte, ließ ich Radja satteln und schleppte mit Fritzens Hilfe den obstinaten Yunnanesen zum Gouverneur.

Dieser empfing mich freundlich, wusch dem sich zu seinen Füßen windenden Lali in höchst energischer Weise den Kopf und erklärte ihm, daß ihm derselbe ohne weiteres abgeschlagen werden würde, wenn Nachricht von mir an ihn, den Gouverneur gelange, daß er, Lali, mir nicht gehorcht habe. Gleichzeitig empfahl mir Se. Excellenz, Stock und Reitpeitsche nicht zu schonen, da alle mohammedanischen Yunnanesen Halunken seien, auch wolle er, wenn ich es wünsche, dem Lali auf der Stelle eine tüchtige Tracht Prügel verabfolgen lassen. Großmütig auf einen derartigen Beweis der Liebenswürdigkeit des schlagfertigen Herrn verzichtend, nahm ich Abschied von meinem hohen Gönner und ritt heim. Unterwegs traf ich im Dorfe Selona Qua, der eifrig beschäftigt war, Lebensmittel für die chinesischen Truppen aufzutreiben. Alles sollte, wie er mir sagte, vom Gouverneur bezahlt werden, was freilich, wie ich nach den Erfahrungen annehmen darf, die ich inzwischen mit chinesischen Beamten gemacht

habe, späterhin kaum geſchehen ſein dürfte. Ich bat ihn, mir noch im Laufe des Tages einen Geleitsbrief für das geſamte Gebiet des Staates Chieng Hung auszuſtellen, ſowie mir für den nächſten Tag einen Führer zu beſorgen, und ſetzte dann meinen Weg fort.

Schon von weitem ſah ich Maizalee am Bergabhange von Chieng Hung ſtehend uns zuwinken. Er hatte, wie ſich herausſtellte, nicht erwartet, Lali wiederzuſehen, ſondern deſſen Kopf für rettungslos verloren gehalten, um ſo größer war ſeine Freude jetzt, als er ſeinen Kameraden nicht nur in ungeköpftem, ſondern ſogar in unverprügeltem Zuſtande wiederſah. Die freudige Stimmung hielt jedoch nicht lange an, als er erfuhr, was der Gouverneur geſagt hatte und daß die Reiſe jetzt ungeachtet aller Proteſte nach Tonking gehen ſollte.

Trotzdem ich jedem zwanzig Rupien Belohnung für den Marſch verſprach, waren ſie für den Reſt des Tages in gedrückter Stimmung, ſuchten mich immer und immer wieder durch Auftiſchung der fürchterlichſten Geſchichten zur Änderung meines Vorhabens zu bewegen und heulten, als ſie damit kein Glück hatten, wie ungezogene Kinder.

Ich hielt Maizalee vor, er habe zu mir in Chieng Sen geſagt, daß er keine Furcht vor Räubern kenne. Er meinte darauf, dieſe Erklärung habe ſich nur auf die Schanräuber bezogen, von denen er es allein mit einem halben Dutzend aufnehme. Die Räuber in Tonking hingegen ſeien Chineſen, ſeine eigenen Landsleute, und mit denen ſei nicht gut Kirſchen eſſen, darauf könne ich mich verlaſſen.

Abends brachte Selona Qua den gewünſchten Paß und ſtellte einen Führer für den nächſten Morgen in Ausſicht. Als Abſchiedsgeſchenk überreichte er mir eine kleine

Flasche mit Reisschnaps und bat dafür um eine Medizin, die ihn „stark“ mache, doch erhielt er nur einige Rhabarberpillen, Angelhaken und ein Rasiermesser. Er sagte mir allerhand Liebenswürdiges und rühmte u. a. die ungewöhnliche Menschenkenntnis, die ich dadurch bewiesen, daß ich den Männern Angelhaken und den Weibern Nähnadeln geschenkt habe, anstatt umgekehrt. Dann verabschiedete er sich von mir mit der Versicherung, ich sei willkommen in Chieng Hung, wenn immer ich wiederkomme, selbst wenn ich mich für einige Jahre dort niederlassen wolle, denn man habe mich lieb gewonnen und gesehen, daß ich ein Freund der Schans sei.

Nachdem er und seine Begleiter mich verlassen hatten, wurden die letzten Vorbereitungen für die Abreise getroffen. Die Lasttiere waren von der Weide geholt, neben unserem Schuppen angebunden worden und was von den Gepäckstücken nicht für die Nacht benötigt wurde, ließ ich schon jetzt zusammenschnüren und an den Lastgabeln befestigen. Als dies beendet war, saß ich noch lange allein in der milden Märznacht, freute mich über den köstlichen Appetit unserer Vierfüßler, die, trotzdem sie sich während einer Woche lediglich mit Fressen beschäftigt hatten, behaglich schnaubend und kauend unmittelbar neben meinem Bette vor ihrem Nachtfutter standen. Was würden die nächsten Tage uns bringen? Würden wir morgen ungehindert einige Meilen unterhalb Chieng Hung den Mekong überschreiten können oder aber auf neue Schwierigkeiten mit den chinesischen Truppen stoßen? Würden wir am jenseitigen Ufer als Freunde oder als Feinde empfangen werden, und wie würden wir überhaupt jetzt weiterkommen, da niemand von uns den Weg kannte und wir einen Dolmetscher nicht besaßen? Was endlich würden die Franzosen sagen, falls wir glücklich die Grenze

Tonkings erreichen? Würde man uns ohne Paß ins Land laſſen oder nicht?

Schwere Sorgen waren es, die mich quälten und mich noch lange wach hielten, als alles um mich herum zur Ruhe gegangen war, bis auch ich endlich ermüdet von den Aufregungen der letzten Tage einſchlief.

Um vier Uhr pfiff ich bereits Reveille und beim Schein der Laternen packten wir den Reſt der Laſten zuſammen, um noch vor Sonnenaufgang abmarſchieren zu können, da mir daran gelegen war, möglichſt unbemerkt Chieng Hung zu verlaſſen und zu vermeiden, daß der Gouverneur Meldung davon erhielt, welchen Weg ich eingeſchlagen hatte. Ich erwartete immer noch, er würde mich an dem Überſchreiten des Mekongs zu verhindern ſuchen. Als ich den Yunnaneſen befahl, ihre Laſttiere aufzuſchirren und die Gepäckſtücke zu befeſtigen, rührten ſie ſich nicht vom Fleck, ſondern blieben, in ihre Filzdecken gehüllt, ruhig am Boden liegen.

Gar zu gern hätte ich nun zu dem mir vom Gouverneur ſo warm empfohlenen Stock gegriffen, aber ich unterdrückte dieſes Mal noch den furor teutonicus, ehrlich geſtanden, weil ich fürchtete, in einem Kampfe mit dem hünenhaften Maizalee den kürzeren zu ziehen. Da Fritz mir außerdem erzählt hatte, daß Maizalee Beſitzer eines unſerer Maultiere ſei und ich wußte, daß Lali ohne Opium nicht exiſtieren konnte, er alſo als gänzlich mittelloſer Menſch an mich, der ich mich, um ihn damit zu kirren, mit Opium verſorgt hatte, gefeſſelt war, ſo kümmerte ich mich weiter gar nicht um die Kerle, ſondern machte mich mit Fritz und Vadiwal ſelber an die Aufſchirrung und Packerei, eine keineswegs leichte Arbeit für Leute, die nicht daran gewöhnt ſind.

Die größte Schwierigkeit aber hatten wir damit, die Maultiere endlich auf den Weg zu bringen, da auch sie entschlossen schienen, Chieng Hung nicht zu verlassen. Schließlich gelang der Start mit Hilfe des von Selona Qua gesandten Führers, und als wir etwa eine Meile marschiert waren, kamen auch Maizalee und Lali hinterher gelaufen und gingen auf ihre Posten, als sei nichts vorgefallen.

Unser Weg verlor sich, sobald wir Chieng Hung hinter uns gelassen hatten, in die Berge. Hier ohne Führer vorwärts zu kommen, wäre einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, denn ein eigentlicher Pfad war nicht vorhanden, vielmehr hatten wir uns mit Hilfe unserer Dhas durch dichten Bambuswald den Weg zu bahnen. Zuweilen gelangten wir an kleinere Lichtungen, die von den in den Bergen verstreut wohnenden Kakuas oder Akas, wie die Yunnanesen sie nennen, zum einmaligen Anbau von Reis geschaffen waren. Vier oder fünf Leute dieses interessanten Stammes begegneten uns in einer engen Schlucht, in der sie uns unmöglich ausweichen konnten. Eines der Weiber trug wieder den von mir bereits beschriebenen originellen Kopfschmuck, die Männer waren in dunkelblaue Hosen und Jacken gekleidet. Sie alle waren ungemein scheu und wurden auch nicht zutraulicher, nachdem ich der Dame einen meiner schönen Rubinringe, von denen ich für solche Fälle stets einen oder zwei an der Hand zu tragen pflegte, verehrt hatte. Als ich mich später noch einmal nach ihnen umsah, bemerkte ich, wie mein Geschenk ins Dickicht geschleudert wurde, sicherlich nicht etwa, weil es als wertlos erkannt worden war, sondern aus Furcht vor der Nat, die die Besitzerin einer solchen Kostbarkeit vielleicht um dieselbe beneiden und ihr infolge dessen Unheil zufügen konnte.

Wie furchtsam vor bösen Geistern und wie abergläubisch diese verborgen in der tiefsten Wildnis lebenden Leutchen sind, erkennt man an den vielfach im Walde aufgestellten Teufelsfallen. Auch über den schmalen, zu ihren Hütten führenden Waldsteigen sieht man nicht selten eine aus Bambus errichtete Art Ehrenpforte sich erheben, die den Zweck haben soll, alles Böse fernzuhalten. Die Kakuas selbst gehen stets um diese Gerüste herum, und desgleichen thaten auch mein Führer und die Yunnanesen. Das Merkwürdigste aber war, daß Pig sich auf keine Weise bewegen ließ, mir durch dieselben zu folgen. Entweder mußte er von Jugend auf daran gewöhnt sein, sie zu umgehen, oder sie enthielten für ihn etwas hochgradig Abschreckendes, was ich begriff, wenn, wie das zuweilen der Fall war, die mit Stroh ausgestopfte oder über ein Bambusgeflecht gezogene Haut eines Hundes oder Leoparden an dem Gerüste hing, aber nicht da, wo es sich lediglich um einige zusammengebundene Bambusstangen handelte. Da auch Radja mehrfach vor ihnen scheute, nehme ich an, daß vielleicht der Boden mit irgend einer den Tieren unangenehm riechenden Flüssigkeit, Blut oder dergleichen, getränkt ist.

Nach fünf Stunden ermüdender Kletterei gelangten wir an eine reizende Lichtung mit einer zwischen Felsblöcken hervorsprudelnden silberklaren Quelle, prächtigem Waldesschatten und saftigem Grase. Hier machten wir Rast, um unser Frühstück einzunehmen.

Kaum hatten wir die Lasten abgenommen und uns niedergelassen, als uns gegenüber aus dem Dickicht mit melodischem Glockengeläute eine Ochsenkarawane zum Vorschein kam und neben uns Lager bezog. Die Treiber waren Schans, brachten yunnanesisches Salz in die Berge und kamen

von der Fährstelle, die unser heutiges Reiseziel war, was wir mit begreiflicher Freude vernahmen, da wir somit sicher waren, den Weg dorthin gangbar zu finden. Sie zeigten sich anfangs unliebenswürdig, wurden jedoch zutraulich, nachdem ich sie mit Angelhaken beschenkt hatte.

Zur Erinnerung an die Erfolge, die ich bei der Bevölkerung der Schanstaaten mit meinen kleinen Geschenken erzielte, trug ich nach dem Frühstück die folgenden Verse in mein Tagebuch ein:

Die Gunst der Frauen erwarb ich
Mit Nadel und mit Zwirn,
Ich wußte die wildesten Männer
Mit Angelhaken zu kirr'n,
Dieweil mit bemalten Papieren
Und allerlei lustigem Tand
Mit Leichtigkeit den Weg ich
Zum Kinderherzen fand.

Weniger poetisch, aber vielleicht um so interessanter dürfte die nachstehende Eintragung unter dem gleichen Datum sein:

„Die Yunnanesen scheinen sich in ihr Schicksal gefunden und jedenfalls nichts von ihrem bewundernswerten Appetit verloren zu haben; denn ich sah sie einen Topf mit Reis leeren, der einer großen indischen Familie für zwei Tage vollauf genügt haben würde. Minder erfreulich ist mir dagegen die Wahrnehmung eines derartig intimen Verhältnisses zwischen Vadiwal und Maizalee, daß ersterer dem letzteren auf seinem Kopfe das ausschließliche Jagdrecht auf den pediculus eingeräumt zu haben scheint. Ich sah Vadiwal von diesem Rechte mit einem geradezu unheimlichen Eifer Gebrauch machen, bis ich dazwischen fuhr und mir die Sache, als mit den Pflichten eines Koches schwer vereinbar, energisch verbat. Ich werde infolge dieses Vorkommnisses wohl für

die nächsten Tage auf die aus Vadiwals Händen hervorgehenden Chupatties Verzicht leisten."

Um halb zwei Uhr marschierten wir weiter und stiegen nach Überschreitung zweier hoher Bergrücken auf steilem Pfade zum Flusse hinab. Zu meinem Schrecken sah ich die mit ihren Booten am Strande haltenden Fährleute bei unserer Annäherung in fluchtartiger Eile vom Ufer stoßen und zur anderen Seite des Flusses hinüberrudern. Zweifellos hatten sie vom chinesischen Gouverneur Instruktionen erhalten, uns nicht überzusetzen, und wir mußten uns daher, auch wenn es uns gelingen sollte, mit Hilfe selbst hergestellter Bambusflöße den Fluß zu kreuzen, auf weitere Hindernisse gefaßt machen.

Um zu überlegen, was zu thun sei, ließ ich vorläufig den Maultieren die Lasten abnehmen und schickte Fritz ins nahegelegene Dorf Ban Lu, um einige Bewohner desselben zwecks Rücksprache herbeizuholen. Er kam aber bald mit der Botschaft zurück, die Leute hätten sämtlich die Flucht ergriffen. Zum Glück gelang es mir, etwas unterhalb des Dorfes einen am Ufer liegenden Einbaum zu entdecken, in dem ich Fritz nebst Führer auf die andere Seite sandte, um dort die Fährleute durch gute Belohnung für uns zu gewinnen und ihnen sagen zu lassen, daß ich ein Freund Selona Quas und aller Schans sei.

Wider alles Erwarten hatten ihre Bemühungen Erfolg, so daß sie nach kaum einer Stunde mit zwei großen bemannten Fährbooten zu uns zurückkommen konnten. Es stellte sich heraus, daß die Leute zwar gehört hatten, wir seien von den chinesischen Truppen bei Talo am Übersetzen verhindert worden und daß sie fürchteten, mit dem Gouverneur in Konflikt zu geraten, wenn sie uns behilflich wären, daß

hingegen ein direktes Verbot bisher nicht an sie gelangt war. Ich beruhigte sie mit Geld und guten Worten und vor allen Dingen damit, daß wir ihnen ein Fährboot abnahmen, um allein mit demselben zum jenseitigen Ufer zu fahren, so daß ihnen später nicht der Vorwurf gemacht werden konnte, uns Hilfe geleistet zu haben. Der Übergang vollzog sich dann, wenn auch unter bedeutendem Zeitverlust, ohne sonderliche Schwierigkeiten, und mit dem frohen Bewußtsein, eines der gefürchtetsten Hindernisse glücklich überwunden zu haben, standen wir gegen Sonnenuntergang zum zweiten Male auf dem linksseitigen Ufer des gewaltigen Stromes und zwar in der zu Chieng Hung gehörenden Prooinz Sipsong Pana (zu deutsch: zwölf Reisfelder).

Wir hätten hiernach mit unserem Tagewerke wohl zufrieden sein können, aber es lag mir daran, zwischen uns und den Chinesen eine möglichst große Entfernung herzustellen, und daher ging es trotz aller Einreden der Maultiertreiber und trotz einbrechender Dunkelheit weiter bis zum Dorfe Ban Chieng Khong, in dessen Nähe wir auf freiem Felde eine infolge zahlreicher Moskitos recht unbehagliche Nacht verbrachten, um gegen vier Uhr morgens schon wieder auf dem Marsche zu sein.

Wir kamen durch mehrere große Dorfschaften, in denen es uns mit Mühe gelang, einige Hühner zu kaufen. Silbergeld ist hier unbekannt und wurde lediglich als Schmuckgegenstand angenommen. Enten, trotzdem sie in Massen vorhanden, waren für keinen Preis zu haben, die Leute scheinen geradezu verliebt in dieselben zu sein und eher ihre Töchter, als ihre Enten herzugeben.

In Sipsong Pana.

Am dritten Tage, nachdem wir von Chieng Hung aufgebrochen waren, wurden wir im Frühstückslager durch das Erscheinen eines jungen Burmesen überrascht, der von dem Ältesten der großen, an unserem Wege gelegenen Ortschaft Moung Nuen uns entgegengesandt war, um zu erkunden, von wo wir kämen und welches der Zweck unserer Reise sei.

Da wir für die letzten zwei Tage keinen Führer hatten bekommen können und zweifelhaft waren, ob wir uns auf dem richtigen Wege befanden, waren wir alle herzlich froh über das unverhoffte Erscheinen eines Mannes, mit dem wir uns mit Fritzens Hilfe vortrefflich verständigen konnten und der sogar versprach, uns gegen gute Belohnung bis an die Grenze von Tonking begleiten zu wollen. Jedenfalls konnte er uns für den heutigen Marsch als Führer bis Moung Nuen dienen, welches seiner Aussage nach nur noch $1\frac{1}{2}$ Stunden von unserem Lager entfernt war.

Sobald wir gegessen hatten, brachen wir auf, zogen, dem Laufe eines Baches folgend, für kurze Zeit durch dichten Wald, gelangten dann in eine weite, rings von bewaldeten Bergen eingeschlossene, gut angebaute, fruchtbare

Ebene, passierten das an einem Hügel malerisch gelegene Dorf Moung Lin, in dessen Nähe, wie wir von unserem Führer erfuhren, Rubinen gefunden, aber aus Furcht vor den Nats nicht gesammelt werden, und bekamen bald darauf Moung Ruen in Sicht.

Kurz vor dem Eingange des Dorfes lag der bereits halb verzehrte und stark in Verwesung übergegangene Körper eines vor zehn Tagen hingerichteten Diebes, der einer durchziehenden Karawane ein Maultier gestohlen hatte. Unser Führer meinte, wenn jeder Dieb im Lande mit Hinrichtung bestraft werden würde, so bliebe überhaupt nur der Scharfrichter übrig, und auch dieser nur deswegen, weil er sich nicht selber den Kopf abschlagen könnte; denn alle Bewohner von Moung Ruen und Umgebung stählen und raubten wie die Raben.

Während ich Fritz mit meinen Grüßen zum Ältesten schickte, marschierte ich mit meiner Karawane durch das hübsche große Dorf hindurch, um mich außerhalb nach einem guten, gegen Angreifer oder anschleichendes Gesindel möglichst geschützten Lagerplatz umzusehen.

Ich war so glücklich, hier in der Nähe des Flusses Me Pin einen zweiten, auf leichter Bodenerhebung gelegenen Richtplatz zu entdecken, und da auf demselben lediglich sauber abgenagte Knochen herumlagen und nirgend sich ein unangenehmer Geruch bemerkbar machte, so war mein Entschluß sofort gefaßt, an dieser vor nächtlichen Besuchern sicheren Stätte mein Lager aufzuschlagen. Tisch und Bett waren schon aufgestellt, als Fritz mit dem Sohne des Ältesten und einigen seiner Räte erschien, die gekommen waren, mir einen Korb Reis und einige Eier als Gastgeschenk zu überbringen. Sie schienen zu glauben, ich hätte keine Ahnung

welch grausigen Platz ich zu meinem Lager gewählt, und wollten durchaus, ich solle im Dorfe übernachten, aber ich ließ ihnen sagen, ich fühlte mich nirgends wohler als zwischen gebleichten Menschenschädeln und gedächte zu bleiben, wo ich sei. Mit Hilfe von Fritz und seines Landsmannes wurde ihnen dann auseinandergesetzt, wohin ich zu reisen beabsichtige, und der Wunsch geäußert, man möge mir den jungen Burmesen, der sich mir als Führer angeboten habe, bis an die Grenze Tonkings überlassen. Die Frage, wie es käme, daß ich mit nur drei Lasttieren und vier Menschen die weite, gefahrvolle Reise mache, ließ ich dahin beantworten, ich sei der Quartiermacher einer großen Expedition, die mir folge und wenige Tage nach mir eintreffen werde, man möge nur rechtzeitig Proviant bereit halten und vor allen Dingen meiner kleinen Schar keinen Anlaß zur Klage geben, da man in diesem Falle üble Erfahrungen machen könne.

Ich beschenkte die Leute reichlich mit diversen Kleinigkeiten, als sie jedoch unverschämt genug waren, auch noch eine hohe Bezahlung in Silber für die mir gebrachten lumpigen „Geschenke" zu verlangen, gab ich ihnen dieselben zurück und bedeutete den ungastlichen Gesellen, sich von dannen zu trollen, was sie auch ohne das geringste Zeichen von Scham thaten.

Gegen Abend kam der Burmese ins Lager und berichtete, die Erlaubnis, uns zu begleiten, nicht erhalten zu haben, man wolle uns hingegen einige Führer für den nächsten Tag stellen, wenn wir einem jeden im voraus Silber im Werte von ungefähr 2 Rupien zahlen wollten. Auf diese Forderung ging ich nicht ein, ließ mir aber die Stelle zeigen, wo wir am folgenden Morgen den Fluß zu

durchwaten hatten, und die Namen der bis zur Grenze zu passierenden Ortschaften angeben.

Als uns der Junge empfahl, auf unserer Hut zu sein, forderte ich ihn auf, gegen gute Belohnung bei uns im Lager zu bleiben, aber er deutete schaudernd auf die umherliegenden Knochen und rannte davon.

Zweimal während der Nacht wurden wir von Pig alarmiert, blieben aber von irgend welchen Besuchern verschont und waren schon in aller Frühe wieder auf den Beinen, so daß wir, als die Bewohner Moung Nuens erwachten, mindestens vier englische Meilen von dort entfernt waren.

Zum ersten Male im Laufe der Reise hatten wir einen Regentag, und dieser eine Tag genügte vollauf, uns einen Begriff davon beizubringen, was es heißt, in den Schanstaaten in der nassen Jahreszeit zu marschieren.

Wir folgten einem schmalen, ausgetretenen, durch Bambusdickicht auf- und abkletternden Pfad, der nach der ersten halben Stunde Regens bereits derartig glatt und schlüpfrig geworden war, daß weder Menschen noch Tiere sich auf den Beinen zu halten vermochten. Trotzdem ich mir den Speer als Stütze hatte geben lassen, fiel ich mehrfach, während die barfuß gehenden Leute alle Augenblicke auf der Nase oder einem umfangreicheren Körperteile lagen und bald von oben bis unten mit gelbem Lehmbrei überzogen waren. Endlich fand das Vergnügen damit einen unerwarteten Abschluß, daß wir alle ohne Ausnahme, Menschen wie Tiere, Kopf über, Kopf unter an einer besonders glatten Stelle bergab fausten und erst zur Besinnung kamen, als wir einem Häuflein Elend gleich in einer engen Schlucht uns durcheinander am Boden wälzten. Vergebens versuchten wir, nachdem wir uns

alle wieder auf die Beine gebracht und die abgefallenen Laſten zuſammengeleſen hatten, auf der entgegengeſetzten Seite der Schlucht emporzuklettern. Die Maultiere waren ſelbſt ohne Laſten nicht im ſtande, einen Fuß vor den anderen zu ſetzen, und weigerten ſich, vor Angſt am ganzen Leibe zitternd, ſich von der Stelle zu rühren.

Dabei goß es in Strömen, und in unſerer Schlucht ſtand das Waſſer zollhoch am Boden, ſo daß uns bei dem Gedanken, hier vielleicht übernachten zu müſſen, der Humor zu vergehen drohte, ja den Yunnaneſen bereits thatſächlich vergangen war, denn ſie ſchimpften unausgeſetzt: „Jimane pige! Jimane pige!“ Aus ihren Reden ging hervor, daß ſie die Regenzeit mit dieſem erſten Guß für eröffnet hielten und erwarteten, die Reiſe würde nun monatelang unter gleichen Schwierigkeiten fortgeſetzt werden.

Uns blieb natürlich nichts anderes übrig, als uns in das Unvermeidliche zu fügen, den Maultieren Ruhe zu gönnen und abzuwarten, ob ſich das Wetter nicht, wie es den Anſchein hatte, gegen Nachmittag aufklären würde.

Karawanenleute, einerlei, ob in Afrika oder Aſien, pflegen ein ganz überraſchendes Geſchick darin zu bekunden, Feuer ſelbſt unter den erſchwerendſten Umſtänden anzumachen, daß aber jemand ſolches im ſtrömenden Regen mit grünem Bambus zuwege bringen könnte, hätte ich kaum für möglich gehalten. Dieſes Wunder vollführten indeſſen Lali und Maizalee und bald darauf brodelte auch ſchon ihr Reis luſtig im Topfe; denn mit der Kocherei waren ſie ſtets ſehr ſchnell bei der Hand, ſo ſchnell ſogar, daß ſie oft lange bei der Mahlzeit waren, bevor Vadiwal nur die Vorbereitungen zum Kochen erledigt hatte. Ich ließ für meine Leute und mich Thee bereiten und rauchte unter meinem Schirme am

Feuer sitzend ganz vergnüglich eine Pfeife nach der anderen. Allmählich ließ der Regen nach, und nachdem wir unser völlig durchnäßtes Zeug etwas getrocknet hatten, machten wir uns an die Arbeit, mit Hilfe unserer Dhas durch Stufenhauen, Aufwerfen von trockenem Boden, Geröll und Bambuszweigen den Weg für die Maultiere gangbar zu machen. Mißlang der Versuch jetzt, so waren wir verurteilt, in der Falle, in der wir saßen, auch die Nacht, vielleicht sogar noch einige Tage zuzubringen. Wir machten daher unsere Arbeit so gut wie möglich und trieben dann die inzwischen wieder zu Kräften gekommenen Tiere mit furchtbarem Geschrei, Gejuchze, mit Prügeln und Steinwürfen auf den Weg. Unter beständigem Rutschen und Stürzen, unter Ächzen, Pusten und Stöhnen gelang es ihnen endlich, glücklich die Höhe zu erklettern. Sobald es aber wieder bergab ging, gab es kein Halten mehr, und ein wahres Glück war es, daß der Weg in die nächste Schlucht in beständigem Zickzack hinunterführte, so daß den Rutschenden hier und da ein kurzer Stillstand ermöglicht wurde. Nicht nur die Tiere, sondern auch unsere Lasten mußten sich manchen tüchtigen Puff gefallen lassen, und wenn an jenem Tage keines unserer Gepäckstücke, keiner der Packsättel wesentlich beschädigt worden ist, so spricht das für die vorzügliche Verladung der einen und die solide Beschaffenheit der anderen.

Die zweite Schlucht, in die wir nunmehr hinuntergerutscht waren, war zwar ungleich geräumiger und stand weniger tief unter Wasser, als diejenige, aus der wir kurz zuvor glücklich entkommen waren, aber als Lagerplatz sagte sie mir in keiner Weise zu. Ich ließ daher vorläufig die Karawane sich ausruhen und eilte allein voraus, um mich

zu überzeugen, ob das Gelände ein Weitermarschieren ratsam erscheinen ließ, oder ob wir vielleicht wieder in eine noch schlimmere Falle hineinzugeraten Gefahr liefen. Mit den Leuten hatte ich verabredet, sie sollten folgen, sobald ich schießen würde. Da ich bald den Weg ohne sonderliche Steigungen am Ufer eines Flusses sich entlang winden sah, gab ich das verabredete Zeichen, erwartete die Karawane und eilte dann wiederum voraus, um erforderlichenfalls rechtzeitig das Signal zum Halten geben zu können.

Bald entdeckte ich eine hübsche Graslichtung hart am Flusse und, was mich noch angenehmer berührte, auf derselben eine Anzahl wohlerhaltener Hütten, die erst vor wenigen Tagen von reisenden Schans errichtet sein mußten.

Meine Leute hatten einen mehr als anstrengenden Marsch hinter sich und nach dem feuchten Tage war ihnen eine trockene Schlafstätte für die Nacht wohl zu gönnen. Derweil sie sich's bequem machten, folgte ich dem stromauf führenden Wege noch eine Weile, um auszukundschaften, wie sich der morgige Marsch anfangs anlassen würde, und zu sehen, ob irgend welche Ansiedelungen sich in unserer nächsten Nähe befänden. Ich fand den Weg gut und eben und schloß aus einigen im Flusse fischenden Leuten, die bei meiner Annäherung die Flucht ergriffen, daß wir in bewohnter Gegend waren, von Häusern oder Kulturen hatte ich indessen nichts entdecken können.

Begreiflicherweise fühlte ich mich immer am wohlsten, weil am sichersten, in menschenleerer Wildnis; denn trotzdem die Schans in ihrer Eigenschaft als Räuber im Laufe der Reise bedenklich in meiner Achtung gesunken waren, die Möglichkeit eines Überfalls oder Diebstahls war doch stets

um so größer, je näher wir uns menschlichen Wohnungen befanden.

Daß im allgemeinen die Schans in ihrer Bedeutung als Räuber überschätzt werden, glaube ich kaum; denn ich habe unterwegs zu viel Anzeichen ihrer Thätigkeit als solche in Gestalt von niedergebrannten Gehöften u. s. w. mit eigenen Augen gesehen; auch war es zweifellos, daß die Wege oft absichtlich durch gefällte Bäume versperrt waren; aber mir scheint, daß der reisende Europäer nur in den seltensten Fällen Gefahr läuft, angegriffen zu werden. Der Schan kennt die Überlegenheit der europäischen Feuerwaffen aus seinen Kämpfen mit chinesischen Karawanen sehr genau, er hält ferner jeden Europäer für einen nie sein Ziel verfehlenden Schützen, für einen Hexenmeister und für einen Löwen an Mut.

Zur Befriedigung seiner Raubgier wendet er sich daher lieber unschuldigeren Gegnern, nämlich seinen eigenen Landsleuten zu, denen er Hinterhalte legt, und die, in offenem Kampfe vielleicht nicht zu unterschätzende Gegner, bei Überrumpelungen meist ihre Lasten abzuwerfen und die Flucht zu ergreifen pflegen.

Ich gebe zu, daß ich infolge der täglich sich wiederholenden Warnungen die größte Vorsicht beobachtete und bei Wahl unserer Lagerplätze in gefährlichen Gegenden mehr auf unsere Sicherheit als Bequemlichkeit bedacht war; aber was hätte unsere kleine Schar schließlich gegen irgend einen ernstlichen Angriff ausrichten können, selbst wenn wir alle die Tapferkeit besessen hätten, die uns die Schans zutrauten. Zu unserer Sicherheit trug unstreitig auch der Umstand bei, daß ich, wo immer wir verdächtigen Besuch im Lager erhielten, scheinbar ohne besondere Absicht meinen Koffer

eröffnete und alles auspackte, um den Leuten zu zeigen, daß ich keinerlei Reichtümer mit mir führte. Der Lederbeutel, in dem sich unter Patronen verborgen mein Silbergeld befand, wurde, sobald sich ein Interesse für denselben bemerkbar machte, geöffnet und den Leuten an den Patronen gezeigt, mit welcher Münze ich nötigenfalls zu zahlen bereit sei. Auf diese Weise gelang es mir, während der ganzen Reise die Rolle des fast mittellosen Reisenden zu spielen, und ich weiß, daß selbst die Yunnanesen, und daran lag mir nicht zum mindesten, keine Ahnung hatten, wo für mich immer wieder von neuem einige Silbermünzen herkamen.

Einen Verrat von Seiten Maizalees und Lalis an die Schans befürchtete ich zwar nicht, da sie sich dazu mit den Bewohnern des Landes zu schlecht standen, aber erstens würden sie nie aufgehört haben, um Geld zu bitten, und zweitens hielt ich es nicht für ausgeschlossen, daß sie eines Nachts selber mit meiner ganzen Reisekasse auf und davongehen könnten, wenn sie wußten, die Sache würde sich lohnen, denn getraut habe ich den Kerlen keinen Augenblick. Ja, seitdem wir Chieng Hung verlassen hatten, fing ich sogar an, sie aller Schlechtigkeiten für fähig zu halten. Es war mir klar geworden, daß sie, wo sie nur konnten, gegen mich intriguierten, in den Dörfern, durch die wir kamen, die Bewohner überredeten, uns keine Lebensmittel zu verkaufen, sie, soweit sie sich mit ihnen zu verständigen vermochten, gegen mich und Fritz aufhetzten und vor allen Dingen die Anwerbung von Führern hintertrieben, alles lediglich, um mir das Reisen zu erschweren und mich zu zwingen, den Marsch nach Tonking aufzugeben. Auch mit den Lasttieren trieben sie späterhin allerlei Unfug, vernagelten sie beim Beschlagen oder ließen sie des Morgens vor dem Aufbruch fortlaufen.

Trotz mehrerer heftiger Regenschauer verbrachten wir eine ganz behagliche Nacht, ich in meinem kleinen Zelt, die Leute in einer der vorgefundenen Hütten, und da auch am folgenden Vormittag der Regen anhielt, brachen wir erst nach dem Frühstück auf und marschierten bis gegen 4 Uhr nachmittags. Auf einem Reisfelde fanden wir trockene Schlafstätten unter einem Schuppen, der vor der Ernte Feldwächtern zur Unterkunft gedient hatte, und empfingen hier gegen Abend den Besuch von vier irgendwo in der Nachbarschaft mit einer Karawane kampierenden Yunnanesen, die ihren schwer vom Fieber heimgesuchten Führer heranschleppten, um mich zu bitten, ihm zu helfen. Ich gab ihm Antipyrin zur sofortigen Einnahme, Chinin für die Nacht, und versprach, ihn am folgenden Morgen vor unserm Aufbruche besuchen zu wollen.

Das that ich auch und fand ihn zu meiner großen Freude in der Besserung begriffen. Er selbst pries mich als seinen Retter vom sicheren Tode und ließ mir als Zeichen der Erkenntlichkeit ein großes Stück geschmolzenen Silbers in Form einer Halbkugel überreichen, welches ich dummer Weise aus falsch angebrachtem Stolze ablehnte. Heute würde ich viel darum geben, es in meiner Sammlung zu haben, damals aber war ich durch die Zumutung, mich mit Silber für meine ärztliche Hilfe belohnen zu lassen, geradezu beleidigt, während ich, als man mir statt dessen späterhin einige Hühner sandte, nichts darin fand, dieselben anzunehmen.

Ich erwähne dieses ganzen Vorfalles hauptsächlich, weil er den Unterschied zwischen dem Charakter der Schans und Chinesen zur Anschauung bringt. Der Schan ist ein Geizkragen, der alles nimmt ohne irgend welche Gegen-

leiſtung, der Chineſe ebenfalls ein Geizkragen, aber ein ſolcher, der nichts giebt, ohne vorher eine Leiſtung dafür empfangen zu haben. Nie zuvor hatte mir ein Schan für erhaltene Medizin oder andere Kleinigkeiten ſeinerſeits Geſchenke angeboten, außer etwa einigen Eiern, die ſich ſpäter meiſt als faul herausſtellten, oder anderen Dingen, die auch für ihn keinen Wert hatten, mit alleiniger Ausnahme des Sekretärs des Fürſten von Chieng Tung, und der war ein halber Burmeſe. Dagegen haben die von mir behandelten Chineſen nie unterlaſſen, wenigſtens den Verſuch zu machen, mich für meine Bemühungen zu entſchädigen, weswegen ich mir auch mit ihnen niemals ähnliche Eiſenbartſche Scherze erlaubte, wie ich ſie mit anderen Leuten zu üben pflegte.

Während des nächſten Marſches führte unſer Weg wieder durch hügeliges Waldland, in dem wir zum erſten Male chineſiſche Ackerbauer antrafen. Sie ſtammten aus den Bergen Yunnans, waren jedoch, wie an den von ihnen gehaltenen Schweinen leicht zu erkennen war, keine Mohamedaner. Erſt vor kurzem eingewandert, hatten ſie mitten im Walde durch Fällen der Bäume kleine Lichtungen geſchaffen und waren zum Teil noch dabei, ſich ihre Häuschen zu bauen, die im Gegenſatze zu denen der Schans nicht auf Pfählen, ſondern unmittelbar auf dem Erdboden ſtehen. Männer wie Weiber trugen blaue baumwollene, ſehr weite Hoſen, kurze Jacken und Turbane. Neben Schweinen halten ſie Rindvieh und Hühner, die im Vergleich zu dem indiſchen „Murgi“ (Huhn), welches jeder Indienreiſende ſeiner Kleinheit, Magerkeit und Zähigkeit wegen täglich verwünſcht, wahre Rieſen ſind. Hier, wie auch ſpäter in Tonking fand ich unter den gekauften Hühnern nicht ſelten ſolche mit ſchwarzen Knochen. Die Leute ſelbſt können den betreffenden

Tieren diese abnorme Knochenfarbe an den Augenrändern ansehen und sie brachten sie, da sie selber Anstand nehmen, sie zu essen, mit Vorliebe zum Verkauf, so daß dieselben öfter, als mir lieb war, auf meiner Tafel erschienen; denn trotzdem ich einen Unterschied im Geschmack gegen normale Hühner nicht finden konnte, zog ich der Appetitlichkeit wegen die weißknochigen doch vor.

Da wir den Weg an einigen Stellen vollkommen verwachsen fanden, mußten wir oft längere Pausen machen, um mit der Dha Luft zu schaffen.

Dieser sechste Marschtag von Chieng Hung, der uns über Berge von 5000—6000 Fuß führte, erwies sich überhaupt als besonders anstrengend. Wir fanden in den Bergen verschiedene Theegärten, deren Sträucher aber nicht, wie in Indien und Ceylon, kurz gehalten, sondern an einigen Stellen sogar bis zu 15 Fuß hoch waren. Vor den Häusern einiger kleiner Ansiedelungen standen flache Teller aus Bambusgeflecht, auf denen die gepflückten Theeblätter in der Sonne trockneten.

Gegen 5 Uhr nachmittags erreichten wir die etwa 5000 Fuß hoch gelegene Stadt Jiwu, die Hauptstadt des unter der Zusetzung „famous tea gardens“ auf meinen Karten verzeichneten Ybang-Distriktes in Sipsong Pana. Der Umstand, daß diese wichtige Stadt nicht, wohl aber unser nächstes Ziel Moung Oo auf den Karten angegeben war, berechtigte mich jedenfalls in Bezug auf die Größe Moung Oos zu den schönsten Hoffnungen.

Jiwu war, nachdem wir Chieng Tung verlassen hatten, die erste den Namen „Stadt“ verdienende Ortschaft, und da dieselbe in ihrer Bauart, ihrer Bevölkerung und ihrem ganzen Charakter wesentlich von allen bisher gesehenen ab-

zuweichen schien, entschloß ich mich, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, die Nähe menschlicher Wohnungen diesesmal nicht zu meiden, sondern auf einem Hügel neben der Stadt zu nächtigen.

Bald nachdem wir uns niedergelassen hatten, stattete ich der letzteren meinen Besuch ab, und war erstaunt, hier nicht nur größtenteils massive, ziegelgedeckte Häuser, sondern mit Felsblöcken gepflasterte Straßen, ja sogar einen stattlichen chinesischen Tempel mit verschiedenen Höfen und Terrassen vorzufinden. Vor demselben an einer Kette gefesselt lag ein zottiger brauner Bär, der aber nichts mit dem chinesischen Buddhismus zu thun hatte, vielmehr einem dem Tempel gegenüber wohnenden Kaufmann gehörte, der damit wahrscheinlich seinen Kunden zeigen wollte, daß er das Anbinden von Bären selbst zu besorgen pflege und keiner weiteren Belehrung in dieser Kunst von seiten seiner Kunden bedürfe. Ich machte ihm meinen Besuch und war glücklich — Sie sehen, man braucht als Reisender nur wenig zum Glücklichsein — unter seinen Waren einige Schächtelchen Wachszündkerzchen aus Triest zu finden, die ich schleunigst erstand, da wir unseren Bestand an „Schwedischen" nahezu erschöpft hatten.

Die Bewohner Jiwus sind der Mehrzahl nach Chinesen und haben ihren eigenen bezopften „Gouverneur". Sie behaupteten, nicht unter dem Fürsten von Chieng Hung zu stehen, doch glaube ich in dieser Hinsicht Selona Quas Worten mehr, der Ybang als zu Chieng Hung gehörig bezeichnete. Die Männer tragen den Zopf, die bekannte chinesische weitärmelige Jacke, weite Hosen, Schuhe und schwarzseidene runde Kappe, die Weiber das Haar aufgebunden, mit weißem Baumwollstoff umwickelt, dunkelblaue

Hosen und ebensolche Jacken mit Knöpfen aus indischen, vielfach aber auch aus siamesischen Silbermünzen — die ersten, die ich zu Gesicht bekam, wie ich auch in Jiwu bei den Weibern erstmalig die durch Bandagierung verkrüppelten Füße antraf. Ich fand unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung einige ganz reizende Gesichtchen mit frischen roten Backen, die geradezu zum Hineinkneifen einluden, aber ich hütete mich wohl, hier meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, und verfparte mir das Kneifen bis auf bessere Zeiten.

So sauber und einladend wie vielfach die jungen Mädchen und Frauen erschienen, so schmutzig und abstoßend war, wie ich mich von der Straße aus überzeugte, das Innere ihrer Wohnungen. Auch die Straßen selbst waren trotz ihrer Pflasterung höchst unsauber und erschienen mehr zu Tummelplätzen für Borstenvieh, als zur Erleichterung des Verkehrs der Menschen bestimmt zu sein.

Natürlich hatte das Gerücht von der Ankunft unserer kleinen Schar wie ein Lauffeuer die Stadt durcheilt, und als ich nunmehr zum Lagerhügel zurückkehrte, fand ich bereits Hunderte von Menschen — leider ausschließlich männlichen Geschlechtes — um Vadiwal versammelt, der sich durch die Aufmerksamkeit, die er als „schwarzer Teufel" erregte, hochgradig geschmeichelt zu fühlen schien.

Als jedoch in meiner Person der „weiße Teufel" mit den Strohhaaren und Katzenaugen auf der Bildfläche erschien, machte dieser seinem schwarzen Kollegen sofort bedenkliche Konkurrenz, und ich war für den Rest des Tages unstreitig die great attraction. Was konnte denn auch Vadiwal dem Publikum auf die Dauer außer seiner schwarzen Haut bieten? Hühner rupfen und Reis kochen hatten die Leute oft genug gesehen, wohingegen der weiße Teufel viele

Nummern in seinem Programm hatte, die noch nie zuvor in Jiwu zur Vorführung gelangt waren.

Das Waschen mit Schwamm und Seife erregte ebenso allgemeinen Beifall, wie die Benutzung von Kamm, Haar- und anderen Bürsten; den größten Erfolg aber erzielte ich mit der Einseifung meines Gesichtes und der dann folgenden Anwendung des Rasiermessers, wobei ich, zur Vermeidung meiner vielen Schnitte, an denen man mir zum Glück ansieht, daß ich studiert habe (denn anhören thut mir's so leicht niemand) stets genötigt bin, die ergötzlichsten Fratzen zu schneiden.

Das Volk jubelte vor Vergnügen, und ich selber wurde infolge dessen derartig zum Lachen gereizt, daß ich diese Programmnummer nur unter den erschwerendsten Umständen zu Ende führen konnte. Dann kam das Wechseln des Hemdes unter unvermeidlicher Bloßstellung meiner oberen Körperhälfte, das Anziehen frischer Strümpfe, die schon vorher durch ihr Gewebe ungeteilte Bewunderung erregt hatten und von Hand zu Hand gewandert waren, und endlich die Eintragung meiner letzten Erlebnisse ins Tagebuch, während der ich durch die andrängende Zuschauerschaft fast mit Tisch und allem über den Haufen geworfen worden wäre, denn mehr als dreihundert Menschen wollten gleichzeitig aus nächster Nähe sehen, mit welch merkwürdigen Schriftzügen der weiße Teufel seine Gedanken zu Papier brachte. Ich hielt es infolge dieses allzu regen Interesses für geratener, das Buch zuzuklappen und mit Fritz zusammen in der Programmnummer „Aufschlagen eines Bettes mit Moskitonetz" aufzutreten.

Nachdem auch das zu allseitiger Befriedigung erledigt war, suchte ich den Leuten begreiflich zu machen, daß die

Vorstellung für heute beendet sei; denn mich geizte nicht nach neuen Lorbeeren, und ich fürchtete, daß „die Vorführung des essenden Europäers“ meine Gönner in einen uns leicht unbequem werden könnenden Zustand wahnsinniger Begeisterung versetzen könnte.

Aber trotzdem ich das Lager verließ, um die Ruinen eines in der Nähe liegenden Tempels oder Grabmals zu besichtigen, trotzdem Fritz meiner Anordnung gemäß Tisch und Stuhl fortpackte und Vadiwal das Kochen einstellte, wich keiner unserer Besucher von der Stelle. Die Sonne sank, und ich hoffte das Beste von der hereinbrechenden Dunkelheit — umsonst — die Leute standen da und warteten, als müsse unter allen Umständen noch eine effektvolle Schlußnummer folgen.

Als ultima ratio kam ich auf den Gedanken, ins Bett zu kriechen, mir von Fritz die Decken über den Kopf ziehen und den Moskitovorhang schließen zu lassen. Fritz besorgte alles dies mit der Geschäftsmiene eines Menageriebesitzers, der nach Beendigung der Vorstellung die gezähmte Riesenschlange wieder in die Kiste packt und den Deckel zuklappt. Jedenfalls müssen wir beide unsere Rollen vortrefflich gespielt haben, denn der Erfolg war der erwünschte und nach einer Viertelstunde war kein Chinese mehr auf dem Platze.

Endlich hatten wir Ruhe. Die Laterne wurde angezündet, Tisch und Stuhl von neuem herbeigebracht, Töpfe und Kessel wieder aufs Feuer gesetzt, und nach weiteren zwanzig Minuten saß ich befriedigt über den glücklichen Verlauf des Tages vor einem Teller dampfender Erbsensuppe, um nach erfolgter Sättigung mich todmüde endgiltig aufs Lager zu strecken.

Am folgenden Morgen gab's wieder eine Scene mit

den Yunnanesen, die sich, trotzdem sie sich mit den Leuten hier gut verständigen konnten, weigerten, auszugehen, um Führer für uns anzuwerben. Ich machte mich daher selbst auf die Suche und war so glücklich, gleich in der ersten, außerhalb der eigentlichen Stadt gelegenen Hütte, in die ich eintrat, nicht nur einen Mann zu finden, der aus meinen Gesten und der Wiederholung des Wortes Moung Do heraushörte, was ich wollte, sondern auch einen solchen, der sich bereit fand, mir, nachdem ich ihm zwölf kleine Silbermünzen gezeigt hatte, bis zu genanntem Orte als Führer zu dienen. Triumphierend brachte ich ihn ins Lager, zum sichtlichen Ärger von Maizalee und Lali, die gehofft hatten, ich würde ohne ihren guten Willen überhaupt mit den Chinesen nicht unterhandeln können.

Um 6 Uhr verließen wir Jiwu, dessen Bewohner um diese Zeit wahrscheinlich noch in den Betten lagen, denn keiner meiner Freunde ließ sich sehen.

Die Berge im Norden der Stadt, über die jetzt in nordöstlicher Richtung unser Weg führte, trugen einen grundverschiedenen Charakter von dem Gebirge, welches wir hinter uns ließen. Laubwald, Bambusdickicht, Schluchten und rauschende Bäche, alles das hatten wir seit zwei Monaten zur Genüge genossen und begrüßten daher mit Freuden eine in großartigen Linien vor uns liegende, teils vollkommen kahle, teils mit Gras und niederem Gestrüpp bestandene Berglandschaft. Prächtige Herden brauner und grauer Rinder weideten an einzelnen frischgrünen Abhängen. Das Geläute ihrer Bambusglocken tönte lieblich durch die Morgenluft, die in erfrischender Kühle über den Bergen wehte. Den braven Radja, der trotz seiner immer noch offenen Wunde alle möglichen lustigen Sprünge machte, am Zügel

führend von Fritz und Pig begleitet, folgte ich unſerem flott voranſchreitenden Führer in wahrer Feſttagsſtimmung. „Jimane pige“ ſchimpften die verdrießlichen Yunnaneſen, ich aber ſang mit lauter Stimme: „Auf der Alma droben iſt ein luſtig's Leben“, ließ einen fröhlichen Jodler und Juchzer folgen und würde, wenn mir gerade eine hübſche Sennerin in die Arme gelaufen wäre, ihr wahrſcheinlich einen Kuß gegeben haben — aber es kam keine.

Auf hohem Bergkamm, von dem wir nach beiden Seiten in unbewohnte Thalſchluchten hinabblickten, zogen wir dahin. Nach einigen Stunden Marſches ſenkte ſich der Pfad, wir kamen an verſtreut liegenden Theegärten, die aber nichts weniger als „famous“ waren, vorüber und lagerten gegen Abend in einem bewaldeten Thal am Fluſſe San Sacho. Die letzten zwei bis drei Meilen Weges hatten wir an mehreren moraſtigen Stellen mit Felsblöcken gepflaſtert gefunden, der beſte Beweis dafür, daß das Land von Chineſen und nicht von Schans verwaltet wird, denn nirgends hatte ich bisher von irgend einer künſtlichen Straßenanlage das geringſte bemerkt. Beim Umherſtreifen in der Nähe unſeres Lagerplatzes fand ich auf einem abgeernteten Reisfelde kleine reife Erdbeeren und ſchoß einen Hornvogel. Abend und Nacht waren im höchſten Grade ungemütlich, da Milliarden von flatternden, ſchnurrenden, ſtechenden, zirpenden oder leuchtenden Inſekten, im Vereine mit dem Gequake einer ganzen Froſcharmee uns nicht zur Ruhe kommen ließen.

Weiter ging's, nachdem gegen ſechs Uhr die abſichtlich von den Yunnaneſen losgelaſſenen Maultiere glücklich wieder eingefangen worden waren, erſt am Fluſſe entlang und dann, nachdem wir den Wald hinter uns hatten, über

teils unter Waſſer geſetzte Reisfelder, auf denen Chineſen mit von ſchwarzgrauen Waſſerbüffeln gezogenen Haken hantierten, um den Boden für die bevorſtehende Saatzeit aufzuwühlen. Einige chineſiſche Kulis, denen wir begegneten, trugen auf dem Rücken ganz enorme Laſten roher Baumwolle, deren Gewicht unſer Führer auf je $1^1/_2$ Maultierlaſten, alſo etwa zwei Zentner angab. Es iſt wahrlich kein Wunder, daß dieſe Leute den Schans imponieren und von ihnen wegen ihrer phyſiſchen Überlegenheit gefürchtet werden; denn der Schan iſt, wenn auch ein vorzüglicher Fußgänger und Bergſteiger, ſo doch keineswegs ſonderlich kräftig und vor allem ein ganz miſerabler Laſtenträger. Unſer Führer ſtöhnte bereits unter ſeiner an den zwei Enden eines über die Schulter gelegten Bambus befeſtigten Laſt von — drei Hühnern und einer kleinen eiſernen Laterne.

Chineſiſcher Kuli.

Nachdem wir wieder für mehrere Stunden bergan geſtiegen waren, kamen wir gegen fünf Uhr nachmittags an die auf kahlem Bergeskamm, etwa 6000 Fuß hoch gelegene Ortſchaft Menuak, deren Straßen, Häuſer und Bewohner

das gleiche Gepräge trugen, wie diejenigen Jiwus, nur schienen hier die Bewohner weniger harmlos und europäerfreundlich zu sein, so daß ich zum größten Ärger der Yunnanesen, namentlich Lalis, der sich schon auf eine neue Opiumorgie gefreut hatte, ohne anzuhalten weiter marschieren ließ. Die Leute beschäftigten sich in der Hauptsache mit Theekultur und Theetransport. Uns begegneten eine Menge Weiber, die, aus den Pflanzungen kommend, in rucksackähnlich über die Schulter geworfenen Netzen frischgepflückte Theeblätter heimtrugen, und beinahe vor jedem Hause hingen oder standen in langen Reihen Maultiergeschirre und Packsättel. An mehreren Stellen auf der Straße wurde Hazard gespielt und zwar mit solchem Eifer, daß die Spieler uns kaum beachteten. Überhaupt blieben wir unbehelligt, bis wir auf einen freien Platz gelangten, in dessen Mitte an freistehendem Maste eine rote Flagge mit schwarzen chinesischen Schriftzeichen wehte.

Mehrere Gesellen vertraten uns hier den Weg und verlangten, wie ich von unserem Führer vernahm, einen Durchgangszoll, womit sie freilich kein Glück hatten, denn Fritz, der vor mir einherstolzierte, trieb sie mit seinem Speer auseinander, während ich, als hätte ich von der ganzen Scene nicht das geringste bemerkt, ohne mich umzuschauen, weiter ritt. Am Ausgange der Ortschaft sah ich wieder eine Anzahl Leute, und zwar diesmal Bewaffnete, sich zusammenrotten, ließ infolge dessen die Lasttiere vorgehen und folgte, meinen Repetierkarabiner auf den Sattelknopf gelegt, mit Fritz, der seinen Speer an Vadiwal abgegeben und ebenfalls seine Büchse von der Schulter genommen hatte, der kleinen Karawane in einer Haltung, die deutlich verriet, daß wir entschlossen waren, uns nötigenfalls mit Gewalt den Weg

zu bahnen, so daß die jämmerlich bewaffneten fünf oder sechs Söhne des himmlischen Reiches es vorzogen, Platz zu machen, und sich damit begnügten, uns Steine nachzuschleudern und eine Weile schimpfend hinter uns herzulaufen.

In beschleunigtem Marschtempo ging es auf steilen Pfaden bergab und unaufhaltsam weiter. Die Sonne verschwand hinter den Bergen, es wurde dunkler und dunkler, die Yunnanesen murrten und fluchten lauter und lauter. Einerlei, meine Parole lautete: Vorwärts! und 8 Uhr war längst vorüber, als wir in völliger Dunkelheit nach annähernd zwölfstündigem, beschwerlichem Marsche in einer Felsschlucht mit elendem Rinnsal und ohne Gras oder Bambus für die Tiere, erschöpft Halt machten. Wir hatten durch diesen Gewaltmarsch nahezu zehn engl. Meilen Entfernung zwischen uns und die unverschämten Gesellen von Menuak gebracht, und ich war bei der Furcht der Leute vor nächtlichen Wanderungen leidlich sicher, daß sie uns hier ungestört lassen würden. Dafür, daß wir auch am folgenden Tage unterwegs waren, bevor sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, wollte ich schon sorgen. Ich war selber derartig ermüdet, daß ich mich, ohne gegessen zu haben, sobald mein Bett hergerichtet war, niederlegte und wahrscheinlich auch trotz aller Sorgen nach wenigen Minuten eingeschlafen bin. Es mochte gegen Mitternacht sein, als Pig anschlug und mich dadurch sofort auf die Beine brachte. Jedenfalls hatte er leichtere Mühe mit mir, als ich mit den Leuten, die ich selbst durch die energischsten Liebkosungen kaum zu erwecken vermochte. Irgend etwas mußte nicht richtig sein, denn Pig knurrte und lief unruhig hin und her, was er ohne triftigen Grund nicht zu thun pflegte. Plötzlich sprang er laut bellend den Pfad entlang, den wir gekommen waren, und wenige

Sekunden ſpäter ſahen wir über uns im Walde den Schein einer Fackel aufleuchten; dann ertönte ein Schrei, zweifellos hatte Pig den Fackelträger in die Beine gebiſſen, denn wir ſahen, wie dieſer ſein brennendes Scheit zur Abwehr um ſich ſchwang. Die Yunnaneſen riefen nun, wer da ſei, und erfuhren, daß der nächtliche Wanderer aus Menuak komme, um mich für ſein am Fieber erkranktes Kind um Medizin zu bitten. Nachdem er verſichert hatte, keine Begleiter zu haben, wurde Pig zurückgerufen und dem Manne geſtattet, ins Lager zu kommen. An eine Nachtpraxis war ich zwar noch nicht gewöhnt und wegen der Störung auch keineswegs in roſiger Stimmung, aber die Sorge des Chineſen um ſein Kind, die ihn in die dunkle Nacht hinaus in mein Lager getrieben hatte, erweichte mein Herz, und es hätte wahrlich nicht noch der Überreichung zweier Pakete feingeſchnittenen chineſiſchen Tabaks und eines Huhnes bedurft, um mich zu beſtimmen, meine Chininbüchſe hervorzuholen und beim Scheine der Laterne ſechs ſchwache Doſen dieſes einzig zuverläſſigen Fiebermittels in Papier zu wickeln. Überglücklich ſteckte der Mann, der nunmehr feſt von der Geneſung ſeines Lieblings überzeugt ſchien, die empfangenen Papiere in ein kleines Ledertäſchchen, welches er am Gürtel trug. Nachdem er uns noch verſchiedene Fragen wegen des Weges u. ſ. w. beantwortet hatte, zündete er ſeine Fackel wieder an, um davonzueilen. Moung Do ſollte ſeiner Ausſage nach eine große Ortſchaft und nur einen Tagemarſch entfernt ſein, auch ſollten dort ſeit langer Zeit mehrere Europäer leben, eine Nachricht, die mich nicht weniger freudig überraſchte, als die Yunnaneſen, die natürlich hofften, es würde mir gelingen, mit Hilfe dieſer weißen Teufel andere Laſttiere anzuwerben, ſo daß ich ſie von dem gefürchteten Marſche nach Tonking

entbinden könnte. Es bedurfte infolge deſſen keines weiteren Antreibens meinerſeits, ſie in früheſter Stunde auf den Marſch zu bringen, und der Waldhahn hatte noch nicht gekräht, als wir ſchon wieder unterwegs waren. Erklärlicherweiſe beſchäftigte mich die Frage, was für Europäer in Moung Do leben konnten auf das lebhafteſte, und ich kam mit Fritz dahin überein, daß es franzöſiſche Miſſionare ſein müßten. Einerlei aber, was ſie waren, unter allen Umſtänden ließ ſich erwarten, daß ſie uns mit Mehl und ſonſtigen Kleinigkeiten, die uns fehlten, würden aushelfen, vor allem aber genaue Angaben über die weiter einzuſchlagende Route würden machen können.

Der Himmel war bedeckt, das Wetter ſchwül, und das Klettern wurde uns deswegen ſaurer, als dies ſonſt in den Frühſtunden der Fall zu ſein pflegte. Mit lauten Zurufen wurden die armen, unter ihren Laſten keuchenden, ausgehungerten Maultiere vorwärts getrieben und die Raſtpauſen ſo kurz wie möglich bemeſſen; denn es drängte uns alle, das erſehnte Ziel zu erreichen. Wir begegneten während des ganzen Tages keinem Menſchen, und als wir gegen 5 Uhr einen zwiſchen 6000 und 7000 Fuß hohen Bergrücken überſchritten hatten und auch dann noch nichts entdecken konnten, was auf die Nähe einer großen Ortſchaft hindeutete, beſchloſſen wir, bei dem erſten aufgefundenen Waſſer Lager zu beziehen. Es dauerte auch nicht lange, ſo fanden wir ſolches an einer Berglehne. Ich war gerade dabei, mich zum Bade zu entkleiden, als einige Chineſen des Weges kamen und, ohne von uns auch nur die geringſte Notiz zu nehmen, weiter ziehen wollten.

Durch Fritz ſandte ich ihnen ein halbes Dutzend Angelhaken und veranlaßte ſie dadurch, einige Augenblicke bei uns

zu raſten. Die Entfernung von Moung Oo betrug, ſo erklärten ſie, noch einen ſtarken Tagemarſch, ſie bejahten unſere Frage, ob dort Europäer lebten und gaben die Zahl derſelben auf ſechs an. Durch Geſten beſchrieb ich die Tracht katholiſcher Geiſtlicher, lange Gewänder und große Hüte und ihre zuſtimmenden Zeichen nahmen mir jeden Zweifel, daß wir in Moung Oo ſechs franzöſiſche Miſſionare finden würden.

Als ſich die Leute verabſchiedeten, rieten ſie uns, unſer Lager eine Stunde weiter öſtlich zu verlegen, da der von uns gewählte Platz wegen der vielen ringsum ihr Weſen treibenden Tiger berüchtigt ſei; doch waren unſere Laſttiere zu ermüdet, um ein nochmaliges Aufpacken geboten erſcheinen zu laſſen. Dagegen unterließen wir es nicht, die Tiere dicht am Feuer anzubinden und hielten abwechſelnd während der Nacht Wache; denn wir wurden bald gewahr, daß unſere Warner recht gehabt hatten und mehrere Tiger unſer Lager umkreiſten.

Gegen 5 Uhr aufbrechend, überwanden wir gleich anfangs eine ſteile Steigung, zogen dann einige Stunden auf kahlem Bergkamm entlang, von dem aus wir in der Ferne Menuak, einer Feſte gleich, auf ſtolzer Höhe liegen ſehen konnten, und gelangten, wieder bergab ſteigend, an das trockene ſteinige Bett eines Baches, deſſen hohe Ufer mit üppigſter Vegetation bedeckt waren. Spuren von Tigern fanden ſich häufig, doch fehlte es, wie bisher überall, ſeit wir Chieng Hung verlaſſen hatten, an Anzeichen, die auf das Vorhandenſein anderen größeren Wildes ſchließen ließen. Endlich gegen Nachmittag kamen Reisfelder in Sicht, und kurz darauf begegneten wir, ſeit fünf Tagen zum erſten Male wieder, einigen Schans, die uns freundlich begrüßten und uns quer über die Felder auf einen direkt nach Moung Oo führen-

den Pfad brachten. Dennoch wurde es gegen fünf Uhr, bevor wir an dem jenseitigen Ufer eines ganz respektablen Flusses, des Nam Oo, die Ortschaft liegen sahen, von der wir alle so viel erwarteten. War schon der erste Eindruck ein nichts weniger als vorteilhafter, so wurde unsere Enttäuschung mit jedem Schritte ärger, und als wir schließlich den Fluß an einer seichten Stelle durchwatet hatten und vor der uns von aller Welt so großartig geschilderten und sogar auf meinen Karten angegebenen Stadt hielten, da wußten wir, daß, wenn überhaupt irgend etwas, so lediglich die Anwesenheit der Missionare hier einen längeren Aufenthalt wünschenswert erscheinen lassen konnte, denn Moung Oo selbst war nichts, als ein reizlos gelegenes, jämmerliches Schandorf von etwa 60 Häusern. Sobald ich den Leuten am Fluß einen Lagerplatz angewiesen hatte, machte ich mich auf die Suche nach dem Missionsgebäude, doch zeigte sich's leider bald, daß weder ein solches vorhanden war, noch daß Missionare im Orte wohnten oder überhaupt je gewohnt hatten, sondern daß einige Europäer vor einem Jahre (vielleicht die französische Expedition unter Mr. Pavie) in der Nähe vorbeigezogen waren. Die ganze Geschichte mit den Europäern war wahrscheinlich aus Dankbarkeit für meine Hilfeleistung von dem Vater des fieberkranken Kindes erfunden und von seinen uns später begegneten Landsleuten aus purer Lust am Lügen bestätigt worden. Ebenso wie das Nichtvorhandensein der erwarteten Europäer stellte sich auch die Unmöglichkeit heraus, andere Lasttiere anzuwerben, da im Dorfe niemand solche besaß. Kein Wunder daher, daß nach all diesen Entdeckungen im Lager, anstatt eitel Freude und Festesjubel, tiefe Niedergeschlagenheit herrschte und daß wir alle, zumal wir nicht einmal einige Hühner

und Eier, sondern nur ein paar kleine grätenreiche Fische für schweres Geld von den Bewohnern hatten erstehen können, frühzeitig ohne Sang und Klang unsere Betten aufsuchten. „Unsere Betten" dürfte freilich nicht der richtig gewählte Ausdruck sein; denn es war genau genommen nur ein Bett vorhanden, nämlich das meine. Fritz und Vadiwal besaßen jeder eine dünne Bambusmatte und eine ihnen von mir gelieferte Schlafdecke, die Yunnanesen hüllten sich in die bei Märschen im Regenwetter zur Bedeckung der Maultierlasten dienenden rauhen Filzdecken und steckten die Köpfe zum Schutze gegen den Nachttau unter die Holzsättel ihrer vierbeinigen Schutzbefohlenen.

Da die Sonne bei klarem Himmel untergegangen war, wir außerdem spät ins Lager gekommen waren, hatten wir weder Hütten gebaut, noch mein Zelt aufgestellt und schliefen wie in Abrahams Schoß, als plötzlich ein sintflutartiger Gewitterregen losbrach und uns sämtlich in wenigen Minuten bis auf den letzten Faden durchnäßte. Was irgendwie von Gepäckstücken zu retten war, wurde unter mein Bett gestellt, trotzdem ich in demselben selbst geradezu im Wasser schwamm und es sehr bald vorzog, mich mit den Leuten in den Regen zu stellen, da sich dies immer noch als angenehmer erwies als das Liegen im Wasser. Wie häufig ich in dieser abscheulichen Nacht das „Jimane pige" der Yunnanesen hatte hören müssen, weiß ich nicht, auch machte ich ihnen unter den obwaltenden Umständen aus ihrer Schimpferei keinen Vorwurf, da ich selber mich mit dem Herrn Jupiter Pluvius in einer wenig gewählten Sprache unterhielt. Fritz holte zwar meinen Regenrock herbei, aber was nützt einem ein solcher, wenn man schon bis auf die Haut naß ist, was nützt einem in solchem Falle selbst der

Regenschirm? Ich verschmähte denn auch beides, schon um den Leuten zu zeigen, daß ich ebenso gut Nässe vertragen könnte wie sie, und tröstete mich damit, daß bisher jeder Regen einmal sein Ende gefunden hatte.

Gegen Morgen eröffneten wir mit Hilfe der Yunnanesen ein prächtiges Feuer gegen den Feind und warteten, um dasselbe hockend und Thee schlürfend, seinen Rückzug ab. Mit Sonnenaufgang zerteilten sich die Wolken, wir aber packten schleunigst unsere durchnäßten Sachen zusammen und siedelten in den im Dorfe gelegenen Tempel, einen an drei Seiten offenen, aber durch ein gutes Strohdach gegen Regen geschützten Bambusschuppen über. Leider sahen wir uns in der Erwartung, die Bewohner Moung Oos würden uns Lebensmittel zum Kaufe anbieten, getäuscht; denn man kümmerte sich überhaupt nicht um uns. Ich ging deswegen zum Dorfältesten, den ich in seinem Hause am Herde sitzend damit beschäftigt fand, kleine, zwischen gespaltene Bambusstäbe geklemmte Fische über dem Feuer zu rösten. Er erwiderte meinen Gruß, ließ mir einen Schemel ans Feuer rücken und lud mich ein, Platz zu nehmen, behandelte mich aber im allgemeinen mit der gleichen Nonchalance, mit der ein vortragender Rat im Auswärtigen Amte jeden Menschen zu behandeln pflegt, der nicht Excellenz ist. Der Brief Selona Quas schien ihn zwar zu befriedigen, aber einen Führer nach Poofang, einer auf meiner Karte verzeichneten großen Ortschaft, die nach seiner Aussage in sechs Tagemärschen von Moung Oo zu erreichen sein sollte, behauptete er nicht stellen zu können, auch habe er keine Macht, die Leute zu zwingen, uns Nahrungsmittel zu verkaufen. Ob er selber mir denn nicht Reis und einige Hühner ablassen wolle? Nein, er habe weder das eine noch das andere.

Da er sich lebhaft für mein Monocle interessierte, aber trotz aller Grimassenschneiderei vergeblich versuchte, dasselbe ins Auge zu klemmen, ließ ich von Fritz eine meiner Brillen herbeiholen und bot ihm diese für zwei fette Hühner an. Wir wurden schnell handelseinig, d. h. er nahm die Brille und versprach die Hühner. Leider ist es aber bei diesem Versprechen geblieben, denn von den Hühnern habe ich niemals etwas zu sehen bekommen. Trotzdem war die Brille nicht ganz nutzlos an den Mann gebracht worden; es dauerte kaum eine Viertelstunde, so kamen Hinz und Kunz mit Fischen, Reis, Paddy und Tabak herbei, um gegen ihre Waren Brillen einzuwechseln. Aber eine Brille, die man bis in die Schanstaaten gebracht hat, ist, selbst wenn sie nur vierzig Pfennige gekostet haben mag, ein Wertobjekt, nicht nur für den Schan, sondern auch für den reisenden Europäer, ein Wertobjekt, welches man für gewöhnlich nicht gegen einige Hühner einzutauschen, oder für ein halbes Schock Eier vor die Säue zu werfen pflegt, nein! eine Brille ist in diesem Falle ein Ding, welches man sich für Gelegenheiten aufspart, wo es gilt, sich die Gunst von Fürsten und Königen zu erwerben. Nur in der äußersten Not gab ich denn auch eine solche gegen zwei Hühner und einen Korb Mais her und führte dann Nähnadeln, Angelhaken und Schreiballons ins Gefecht. Wer jedoch glaubt, man habe nur nötig, seine Schätze auszubreiten und auf Liebhaber für dieselben zu warten, der unterschätzt die Schwierigkeit des Reisens. Man muß sich auch hier, um Käufer anzulocken, die Sache etwas kosten lassen. „Vor allem lernt die Weiber führen", das gilt im Orient ebenso wie im Occident, und wer das gelernt hat, der wird in beiden Hemisphären nie in Verlegenheit darüber sein, wo er den Hebel anzusetzen hat. Begehrlichkeit, Eifersucht, Neid

und Mißgunst zu wecken, darauf kommt es in erster Linie an. Man verteilt zu diesem Zwecke einige Nadeln und andere geringfügige Artikel, mit denen man bisher keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken konnte, an die hübschesten und daher von vornherein bei ihren Kolleginnen am meisten gehaßten Damen als Geschenke und macht dann den Koffer zu. Mit Bestimmtheit kann man darauf rechnen, daß in kürzester Zeit Fräulein B. erscheint, um eine eben solche Nadel, einen eben solchen Ring wie Fräulein A., Frau D., um für ihr Kind einen Schreiballon zu erhalten, wie man ihn Frau C. für ihren Rangen geschenkt hat, und nun haben wir gewonnenes Spiel, nun machen wir den Preis, stellen wir unsere Bedingungen, kurzum wir nutzen die günstige Lage aus und — werden Juden.

Ich hatte, bevor ich Reisender wurde, keine Ahnung davon, welche Fähigkeiten latent in mir lagen und nur darauf warteten, geweckt zu werden. Ich hatte in meiner Eigenschaft als Student, Husar und hinterpommerscher Rittergutsbesitzer keine Ahnung davon, daß ich ein vorzüglicher Kochkünstler, ein geriebener Quacksalber, durchtriebener Diplomat und geborener Schaubudenbesitzer war, ja daß ich sogar das Zeug zu einem Hausierer besaß.

Infolge all dieser guten Eigenschaften ist es mir gelungen, auch durch sonst verschlossene Länder meinen Weg zu finden und selbst da, wo ich mit Mißtrauen empfangen wurde, als Freund oder Volksbeglücker zu scheiden.

Auch in den Weibern Moung Dos sollte ich mich nicht getäuscht haben; denn kaum hatte ich einige große Nähnadeln, Ringe, Medaillen, Angelhaken und Ballons als Köder ausgeworfen, so bissen die Fischlein von allen Seiten an. Wenn zuvor Eier gegen Silbergeld nicht zu haben

waren, wurden sie jetzt willig das Stück gegen eine Nadel, einen Angelhaken, vier Stück gegen einen Ring oder einen Ballon eingetauscht. Auch Reis und Paddy sowie etliche Hühner wurden gegen Ringe eingewechselt, und nach Verlauf einer Stunde war ich der glückliche Besitzer von sieben Hühnern, sechsundfünfzig Eiern, zwei Paketen Tabak, sowie größerer Mengen Bohnen, Reis und Paddy, so daß ich den Markt für heute schließen und gleich meinen Leuten an reichbesetzter Tafel schwelgen konnte.

Die Yunnanesen, denen von den Bewohnern wieder einmal allerhand Flöhe ins Ohr gesetzt worden waren, kamen gegen Abend und erklärten: „Bis hierher und nicht weiter". Sie wollten lieber hier verhungern, wenn ich sie verlassen wollte, als sich in Tonking von Tigern auffressen oder von Franzosen totschlagen lassen. Ich lachte sie aus, suchte sie durch Geschenke an Tabak und Eiern in bessere Laune zu bringen und eröffnete ihnen, es müsse unter allen Umständen vorwärts gehen, an eine Umkehr sei nicht mehr zu denken. Sie wollten sich indessen nicht beruhigen lassen, jammerten, rauften sich die Haare, warfen sich auf die Erde, kurzum gebärdeten sich wie Besessene und heulten während der ganzen Nacht wie die Schloßhunde. Am nächsten Morgen mußten wir wieder ohne ihre Hilfe satteln und packen, aber als wir loszogen, folgten sie wie ein paar arme Sünder, die aufs Schafott geführt werden.

Ich hätte den beiden Leuten mein aufrichtiges Mitgefühl keineswegs versagt, wenn sie sich nicht thatsächlich in jeder Weise gemein gegen mich benommen und, wo immer sie Gelegenheit fanden, gegen mich intriguiert hätten. Hart war es für sie unstreitig, anstatt in ihre Heimat zurückzukehren, mit mir in ein Land zu ziehen, über welches sie die

fürchterlichsten Geschichten gehört hatten, welches ihnen ebenso fremd war, wie mir, wo sie sich mit den Eingeborenen schwer oder gar nicht verständigen konnten und nicht wußten, ob sie daselbst später mit anderen yunnanesischen Karawanen zusammentreffen würden, denen sie sich zum Rückmarsch anschließen konnten; denn ganz allein zurückzukehren, lediglich mit einer Dha bewaffnet, das würde auch ich nicht von ihnen verlangt haben. Ich setzte indessen voraus, daß auch von Tonking aus ein Karawanenverkehr nach Yunnan existiere, und hoffte, sie unter dem Schutze ihrer Landsleute in ihre Heimat zurückschicken zu können. Schlimmstenfalls wollte ich ihnen aber ihre Maultiere abkaufen, sie selber mit nach Hanoi nehmen und dann zur See nach Moulmein befördern lassen, von wo aus sie im folgenden Jahre hätten nach Talifu ziehen können. Selbstverständlich würde ich sie reichlich für alle Entbehrungen entschädigt haben.

Nachdem sie sich mir jedoch in jeder Weise feindlich gegenübergestellt hatten, waren meine Sympathien für sie erloschen. Angeworben waren sie mit der ausdrücklichen Bedingung, mir zu folgen, gleichviel, wohin es ginge, falls ich an der yunnanesischen Grenze zur Umkehr gezwungen werden sollte. Ich bestand also ausschließlich auf meinem Rechte, wenn ich sie nötigte, ihr Los an das meine zu knüpfen.

Hätte sich die Möglichkeit geboten, andere Tiere und Treiber zu mieten, keinen Augenblick würde ich gezögert haben, Maizalee und Lali von ihren Verpflichtungen zu entbinden, schon aus dem Grunde, weil sie mir die Reise wesentlich erschwerten und mir mit ihrem ewigen Geschimpfe und Gemurre unausstehlich waren.

Ohne zwei solche Leute, wie Fritz und Vadiwal, von denen der erstere mir aus Anhänglichkeit und Tapferkeit

überall folgte, der letztere aus Feigheit nicht zu desertieren wagte, wäre ich verraten und verkauft gewesen. Fritz war überhaupt die Seele der Karawane, er war stets guten Mutes, immer heiter; liebenswürdig und gleichzeitig energisch, er redete den Yunnanesen freundlich zu, wenn sie sich weigerten, ihre Arbeit zu thun, half Vadiwal beim Kochen und prügelte ihn, wenn er gestohlen hatte, mir selbst war er ein Freund, Gesellschafter und Diener zugleich, und wenn ich überhaupt von einem Erfolge sprechen darf, so kann ich nicht umhin, zu gestehen: Fritz verdanke ich denselben in erster Linie.

Da mir der Älteste von Moung Do, selbst nachdem er die Brille erhalten, erklärt hatte, mir keinen Führer auch nur bis zur nächsten Ortschaft stellen zu können, hatte ich unseren bisherigen in Jiwu angeworbenen Pfadfinder aufgefordert, uns unter diesen Umständen noch einen Tag weiter zu begleiten, was zu thun er, wenn auch nicht gerade versprochen, so doch ebenso wenig abgelehnt hatte. Über Nacht schien er dagegen Furcht bekommen zu haben, denn als wir am Morgen des Aufbruchs nach ihm Umschau hielten, zeigte sich's, daß er auf und davon gegangen war und zwar — was mir herzlich leid that — unter Zurücklassung der Hälfte seines wohlverdienten Lohnes, den ich ihm, um ihn an uns zu fesseln, noch nicht ausgezahlt hatte. Da mein Kompaß einige Tage zuvor dem Hufe des Radja zum Opfer gefallen war, mußte es nun gleichzeitig ohne Führer und ohne Magnetnadel weitergehen, doch wußten wir die Namen der zwischen Moung Do und Poofang liegenden Dörfer, und das genügte vorläufig.

Von Monng Oo zur Grenze Tonkings.

Ohne Bedauern ſchied ich von Monng Oo und ſeinen ungaſtlichen Bewohnern etwa um die ſiebente Stunde des zweiten April 1892. Ein leichter Sprühregen fiel und das ganze Landſchaftsbild ringsum erſchien Grau in Grau. Es war zum Abſchiednehmen juſt das rechte Wetter. Bis an die Kniee im Schlamm verſinkend, arbeiteten ſich Menſchen und Tiere vorerſt ſchwerfällig durch unter Waſſer geſetzte Reisfelder, bis wir einen Wald betraten und damit wieder feſten Boden unter den Füßen fühlten. Nach etwa zwanzig Minuten gelangten wir an eine kleine Anſiedlung, und was mir in Monng Oo nicht gelungen war, gelang mir hier, ich fand einen Führer bis zu der mir als einen Tagemarſch entfernt angegebenen Ortſchaft Mo Sau oder Ban Sau. Man ſcheint indes in dieſer Gegend die Tagemärſche kurz zu bemeſſen, denn wir erreichten Mo Sau, ein zwiſchen Waldbergen gelegenes Dörfchen von 20 Häuſern, ſchon gegen 10 Uhr. Die wenigen Bewohner beſchäftigen ſich mit Reisbau und mit Salzgewinnung. Die aus der Erde herausſickernde Salzlauge wird in Brunnen geſammelt und in flachen, aus Yunnan kommenden eiſernen Pfannen von etwa

fünf Fuß Durchmeſſer eingedampft. Das ſo gewonnene Salz wird dann in runden Körben von der Größe eines Kinderkopfes in Kugelform gepreßt, in Bananenblätter gewickelt und an Ort und Stelle für etwa 20 Pf. die Kugel verkauft. Kulis und Ochſenkarawanen bringen es in die Berge, wo es mit 30, 40, 50 und ſelbſt 60 Pf. Silberwert abgegeben bezw. gegen Thee und Opium eingetauſcht wird. Die Ochſen tragen hier die gleichen — aber natürlich ihrer Körperform entſprechend breiteren — Packſättel, wie unſere Maultiere.

Wir machten in Mo Sau nur wenige Stunden Raſt und zogen weiter bergan, bis wir in Höhe von etwa 5000 Fuß gegen vier Uhr an einer an ſteilem Abhange maleriſch gelegenen, Yau genannten Anſiedelung eines Bergſtammes vorüberkamen. Die Männer kleiden ſich in dunkelblaue Hoſen und Jacken, die Weiber in bis auf die Enkel reichende blaue Hoſen von — ſagen wir — europäiſchem Schnitt und ſehr lange Jacken von gleicher Farbe mit ſilbernen Knöpfen, dazu blaue kappenartig gewundene Kopftücher und ſilberne Ohrringe von plumper Arbeit. In ihrer Geſichtsbildung erinnern die Leute an die Schanchineſen, die wir in Chieng Tung kennen gelernt haben, halten Schweine, Hühner und Rinder und bauen neben Reis und Opium auch Indigo.

Sie luden uns ein, bei ihnen die Nacht zuzubringen, doch zog ich es vor, weiter zu ziehen, da ſich das Wetter wirklich ſo anließ, als ſei der Beginn der Regenzeit bereits gekommen, und es daher galt, keine Zeit zu verlieren.

Wir fanden denn auch gegen Abend ein uns zuſagendes Quartier in den Ruinen eines von Räubern erſt kürzlich zum größten Teile niedergebrannten, jetzt gänzlich verlaſſenen Gehöftes mit vorzüglicher Grasweide ringsum.

Da der Himmel über Nacht seine Schleusen zu öffnen drohte, ließ ich mein Bett in einem zur Hälfte niedergebrannten Hause aufstellen, wurde aber später durch die von allen Seiten auf mich eindringenden ausgehungerten Flöhe, die wahrscheinlich seit der Zerstörung des Gehöftes kein Blut mehr gesehen hatten, dermaßen überfallen, daß ich den Rückzug antreten mußte, nachdem ich den größten Teil des mir zu Gebote stehenden Insektenpulvers wirkungslos gegen sie verschossen hatte.

Ein hübscher Gebirgsmarsch von achtzehn Meilen brachte uns nach Taipintschei, einem auf kahler Höhe gelegenen jämmerlichen Dorfe, dessen Bewohner Eisenschmiederei betreiben. Wir wurden freundlich empfangen, und da Radja schon seit geraumer Zeit barfuß ging, beschloß ich, in der Nähe des Dorfes zu nächtigen und, die günstige Gelegenheit benutzend, den Schecken wieder beschlagen zu lassen. Anfangs behaupteten die Schmiede zwar, Eisen und Nägel nicht anfertigen zu können, als ich ihnen aber schon im voraus Bezahlung verabfolgen ließ, machten sie sich ohne Verzug an die Arbeit.

In der nächsten Umgebung Taipintscheis war weder Baum noch Strauch zu sehen, so daß wir uns für die Küche mit Holzkohlen, die uns von den Dorfbewohnern zum Kauf angeboten wurden, versehen mußten. Wie überall in den Bergen, mit alleiniger Ausnahme von Menuak, zeigten sich auch hier die Bewohner, nachdem sie die erste Scheu überwunden hatten, liebenswürdiger und gastlicher als die Leute in der Ebene. Sie sind freilich in der Regel so arm, daß sie selbst gegen die verlockendsten Tauschartikel nichts von ihren Lebensmitteln hergeben können.

Zum Abendessen überraschte mich Vadiwal mit einem

Currygericht, nachdem ich ein solches schon seit mehreren Wochen nicht mehr erhalten hatte, da, wie man mir gesagt hatte, das Currypulver längst verbraucht sein sollte. Auf Befragen, woher er so plötzlich neues Pulver erhalten habe, erfuhr ich von Vadiwal, es sei im Frühstückskorbe noch ein kleiner Rest gefunden worden, der zu etwa drei Mahlzeiten ausreiche.

Ein scharfes Currygericht gehört in den Tropen zu meinen Lieblingsspeisen, und schmunzelnd führte ich daher den ersten Löffel zum Munde (Currygerichte werden nämlich mit Löffel und Gabel gegessen, und sich beim Curry, selbst wenn derselbe Fleischstückchen oder Geflügelbeine enthält, eines Messers zu bedienen, wäre ein ebensolcher Verstoß gegen die Tischregeln, wie etwa bei uns die Anwendung eines Messers zum Zerkleinern von Kartoffeln oder Klößen). Im nächsten Augenblick legte ich jedoch Löffel und Gabel wieder aus der Hand. Merkwürdig, der Curry schmeckte so ganz anders wie sonst, er hatte gar keine Schärfe und dabei einen unverkennbaren Beigeschmack nach Kamillen. Sollte sich das Pulver infolge schlechten Verschlusses so verändert haben? Zweifellos war es verdorben, verschimmelt oder sonstwie unbrauchbar geworden. Ich rief Vadiwal, der stets, wenn ich ihn citierte, ein böses Gewissen hatte und in möglichst großer Entfernung von meinem Handgelenk antrat.

„What's the matter with this curry?"

„I not know Sir, curry very good Sir, I very good cook Sir, you my father and my mother Sir."

Ich muß gestehen, daß ich mich in dem Momente weder Vater noch Mutter fühlte, sondern Vadiwal in wenig liebenswürdiger Weise befahl, mir den Rest des aufgefundenen Pulvers zu zeigen. Wenige Minuten später erblickte ich

ſchaudernd vor mir auf dem Tiſche ein kleines, mir nur zu wohl bekanntes Fläſchchen.

Herr Du meine Güte? Das iſt ja mein Inſektenpulver, und das hat der Menſch, dieſer Vadiwal, benutzt, um mir ein Currygericht zu machen!

Fritz wurde nun vernommen, und es ſtellte ſich heraus, daß er das Fläſchchen am Morgen erſt gefunden hatte, nachdem der Koffer, in dem ich es aufzubewahren pflegte, bereits geſchloſſen war. Er hatte es in der Eile in den Frühſtückskorb gelegt und Vadiwal es in ſeiner Dummheit für Currypulver, dem es allerdings zum Verwechſeln ähnlich ſieht, gehalten. Da die indiſchen Köche nie die Speiſen, die ſie für ihren Herrn bereiten, koſten, ſo hatte er ſeinen Irrtum ſelbſt während des Kochens nicht bemerkt, und vielleicht würde ich das Gericht auch ruhig als ſchlechten Curry gegeſſen haben, wäre ich — Engländer geweſen. Ich hätte in dieſem Falle Worceſterſauce darüber gegoſſen, und alles wäre gut geweſen. Leider beſitze ich aber ungleich empfindſamere Geſchmacksnerven als die Söhne Albions, kam infolge deſſen über den erſten Löffel nicht hinaus und überließ den Reſt meinem Freunde Vadiwal, der ihn mit Salz, rotem Pfeffer u. ſ. w. würzte und mit Behagen verſpeiſte, derweil ich mich mit zwei hartgekochten Eiern zufrieden geben mußte.

Am folgenden Morgen ſtanden wir gerade marſchfertig, als der Schmied, der auf meinen Wunſch geſtern vier Eiſen für Radja angefertigt hate, mit einigen runden Tafeln gepreßten Rohrzuckers und einer kleinen Flaſche Schamſchu (Reisſchnaps) an mich herantrat, mir beides als Geſchenk überreichte und als Gegengeſchenk Fiebermedizin von mir erbat. Daraufhin erteilte ich den Yunnaneſen Befehl, das Maultier, auf dem ſich mein Stahlkoffer befand, wieder zu

entlaſten, da ich aus dem Koffer die verlangte Medizin herausnehmen wolle. Anſtatt aber meinen Befehl auszuführen, trieben ſie, laut ſchimpfend, die Maultiere vorwärts, worauf ich nachſpringend den Maizalee beim Kragen packte und ihm, wenn auch nicht gerade in der beliebten Walzermelodie, ſo doch in eindringlicher Weiſe das: „Er ſoll dein Herr ſein“ in die Ohren blies.

Ich glaube, man wird im allgemeinen aus den vorſtehenden Schilderungen meiner Erlebniſſe den Eindruck gewonnen haben, daß ich nicht nur langmütig bin, ſondern ſogar über eine hier und da geradezu ans Idiotenhafte ſtreifende Geduld verfüge. Aber alles hat ſein Maß, und wenn tauſend Tropfen nicht ausreichen, ein Glas zu füllen, ein einziger genügt ſchließlich, es zum Überlaufen zu bringen. So war es auch hier, der letzte Tropfen war gefallen, und als mein Yunnaneſe nun nicht ungeſäumt Anſtalten machte, mir zu gehorchen, da zeigte ich ihm, daß ich auch das Zeug dazu hatte, mich einmal erlkönigliſch zu benehmen. „Und folgſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt!“ Damit kam der lange zurückgehaltene furor teutonicus endlich zum Ausbruch, und klipp, klapp ſauſte meine Reitpeitſche nicht nur auf Maizalees breiten Rücken, ſondern auch auf ſeinen Schädel nieder, der ſo dick war, daß man, glaube ich, ſelbſt die chineſiſche Mauer mit ihm hätte einrennen können. Kaum war der alſo Behandelte jedoch wieder einigermaßen zur Beſinnung gekommen, als er wutſchäumend, ſeine Dha aus der Scheide ziehend, auf mich losſtürzte und mir zweifellos den Kopf oder Gott weiß was geſpalten haben würde, wenn nicht im nächſten Augenblick Fritz ihm wie ein Panther an der Kehle geſeſſen und ihn zu Fall gebracht. Nachdem wir ihm mit vereinten Kräften die Waffe entriſſen hatten, zerbrach ich

dieſelbe, ließ mir von Vadiwal, der ſich immer ſehr für Prügeleien intereſſierte, wenn er nicht paſſiv dabei beteiligt war, einen Stock holen und gravierte dem feiſten Yunnaneſen das suprema lex mea voluntas in Keilſchrift auf ſeine chineſiſchen vier Buchſtaben, ſo lange ich überhaupt nur fähig war, den Arm zu bewegen. Nach beendeter Exekution rannte der Gezüchtete heulend davon ins Dorf. Lali aber, der ſich während der ganzen Scene teilnahmslos verhalten hatte und wenig Luſt zu verſpüren ſchien, gleiche Erfahrungen wie ſein Kamerad zu machen, nahm nunmehr mit Fritzens Hilfe die gewünſchte Laſt herunter, worauf ich dem zitternd und bebend daſtehenden Schmied das gewünſchte Chinin verabfolgte. Als wir dann wieder aufgepackt hatten, zogen wir ohne Maizalee von dannen, und ich dachte ſchon, wir würden fortab zu vieren unſere Reiſe fortzuſetzen haben, als er nach ungefähr einer Stunde hinterher gehumpelt kam und — für die Zukunft gebändigt war, inſofern wenigſtens, als er nicht wieder den Verſuch machte, ſich meinen Befehlen offen zu widerſetzen. Hinter meinem Rücken freilich ſuchte er nach wie vor zu intriguieren, und hätte er mich irgend jemandem ohne Gefahr für ſich ſelber ans Meſſer liefern können, ich bin überzeugt, er würde es mit Wonne gethan haben.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Protektorat:
Se. Königl. Hoheit
Großherzog Wilhelm Ernst
von Sachsen-Weimar.

Protektorat:
Se. Königl. Hoheit
Prinz Georg
von Preußen.

Vorstand:

Dr. **G. v. Goßler**, Exc.,
Staatsminister, Oberpräsident der Prov. Westpreußen
zu Danzig.

Dr. **Erich Schmidt**,
ordentl. Professor an der Königl.
Universität zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Direktor der Königl. Akademie der Künste
zu Berlin.

Dr. **M. Jordan**,
Geheimer Ober-Regierungsrat
zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Litteratur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur" Berlin W., Eißholzstraße 12 zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel.

In den bisher erſchienenen XXVI Abteilungen gelangten nachſtehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenſtedt, Fr. v., Aus dem Nachlaſſe Mirza-Schaffys.

*__Sybel, H. v.__, Vorträge und Aufſätze.

Oſenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

*__Schmidt, Adolf__, Hiſtoriſche Epochen und Kataſtrophen.

*__Reitlinger, Edm.__, Freie Blicke. Populärwiſſenſchaftliche Aufſätze.

*__Löher, Franz v.__, Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

*__Richter, H. M.__, Geiſtesſtrömungen.

*__Heyſe, Paul__, Giuſeppi Giuſti, Gedichte.

*__Bodenſtedt, Fr. v.__, Shakeſpeares Frauencharaktere.

*__Auerbach, Berthold__, Tauſend Gedanken des Collaborators.

*__Gutzkow, Carl__, Rückblicke auf mein Leben.

*__Hoyns, Georg__, Die alte Welt.

*__Frenzel, Karl__, Renaiſſance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vámbéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philoſophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geiſtesleben der Tiere.

*__Lindau, Paul__, Alfred de Muſſet.

Bodenſtedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafiſiſche Lieder.

*__Goldbaum, W.__, Entlegene Culturen.

*__Reclam, C.__, Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

*__Woltmann, Alfred__, Aus vier Jahrhunderten niederländiſch-deutſcher Kunſtgeſchichte.

*__Lingelſtedt, Franz__, Litterariſches Bilderbuch.

*__Strodtmann, Ad.__, Leſſing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

*__Lenz, Oscar__, Skizzen aus Weſtafrika.

*__Vogel, H. W.__, Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Muſikaliſche Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Caſſel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientaliſche Welt.

*__Werner, Reinhold__, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

*__Lauſer, W.__, Von der Maiadetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hauſe.

*Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayeriſchen Hochlande.

*Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutſchen Schauſpiels.

*Kreyßig, Friedrich, Litterariſche Studien und Charakteriſtiken.

Abteilung VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Gumpteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyriſche Gedichte und Novellen in Verſen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunſt und Kunſtleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzſchnitten.

Klein, Hermann J., Aſtronomiſche Abende. Geſchichte und Reſultate der Himmels-Erforſchung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleiſt. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jaſtrow, J., Geſchichte des deutſchen Einheitstraumes und ſeiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

*Gottſchall, Rud. v., Litterariſche Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- u. Menſchenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfaſſungen und Völkerleben. Eine Umſchau.

*Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componiſten u. Virtuoſen.

Abteilung XI

*Gneiſt, Rudolf v., Das engliſche Parlament in tauſendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebniſſe a. d. Jahren 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmiſche Weltanſichten. Aſtronomiſche Beobachtungen und Ideen aus neueſter Zeit.

*Brugſch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Perſien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtſchaft.

Büchner, Ludwig, Thatſachen und Theorien a. d. naturwiſſenſchaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Muſikaliſches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

***Bodenstedt, Friedrich v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Abteilung XIV

***Falke, Jacob von**, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

***Herrmann, Emanuel**, Sein und Werden in Raum und Zeit.

***Henne am Rhyn, O.**, Kulturgeschichtliche Skizzen.

***Preyer, W.**, Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

***Bodenstedt, Fr. v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. v.**, Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.**, Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

***Büchner, Ludwig**, Das goldene Zeitalter.

***Krugsch, H.**, Steininschrift u. Bibelwort.

***Meyer, M. Wilh.**, Mußestunden eines Naturfreundes.

***Sterne, Carus**, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

***Henne am Rhyn, O.**, Die Frau in der Kultur-Geschichte.

***Gottschall, Rud. v.**, Studien zur neuen deutschen Litteratur.

***Falke, Jacob v.**, Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

***Werner, Reinhold**, Auf fernen Meeren und Daheim.

***Ullrich, Titus**, Reisestudien.

***Jähns, Max**, Über Krieg, Frieden und Kultur.

***Olerichs, O.**, Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

***Krugsch, H.**, Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

***Fitzner, Rud.**, Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

*Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.

*Frenzel, Karl, Rokoko, Büſten und Bilder.

*Ehrlich, H., Modernes Muſikleben.

*Wegener, Georg, Herbſttage in Andaluſien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Muſik. (Der „Modernen Oper" VII. Teil.)

*Dove, Karl, Südweſt-Afrika.

*Herrman, E., Das Geheimnis der Macht.

Ehlers, Otto E., Im Oſten Aſiens.

Abteilung XXIII

*Wegener, Georg, Zum ewigen Eiſe.

*Werner, R., Salzwaſſer. Erzählungen aus dem Seeleben.

*Hirſchfeld, G., Aus dem Orient.

*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkſtatt.

Abteilung XXIV

*Karpeles, Guſtav, Litterariſches Wanderbuch.

*Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.

*Seidel, A., Transvaal, die Südafrikaniſche Republik.

*Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)

*Zabel, Eugen, Ruſſiſche Litteraturbilder.

*Kelow, Ernſt, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.

*Lindau, Paul, An der Weſtküſte Kleinaſiens.

Abteilung XXVI

Gottſchall, Rud. v., Zur Kritik des modernen Dramas.

Koenigsmarck, Graf Hans v., Japan und die Japaner.

Münz, Sigmund, Römiſche Reminiscenzen.

Hanslick, Ed., Aus neuer und neueſter Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner.

Rouleaux, F., Aus Kunſt und Welt.

ferner erſcheint:

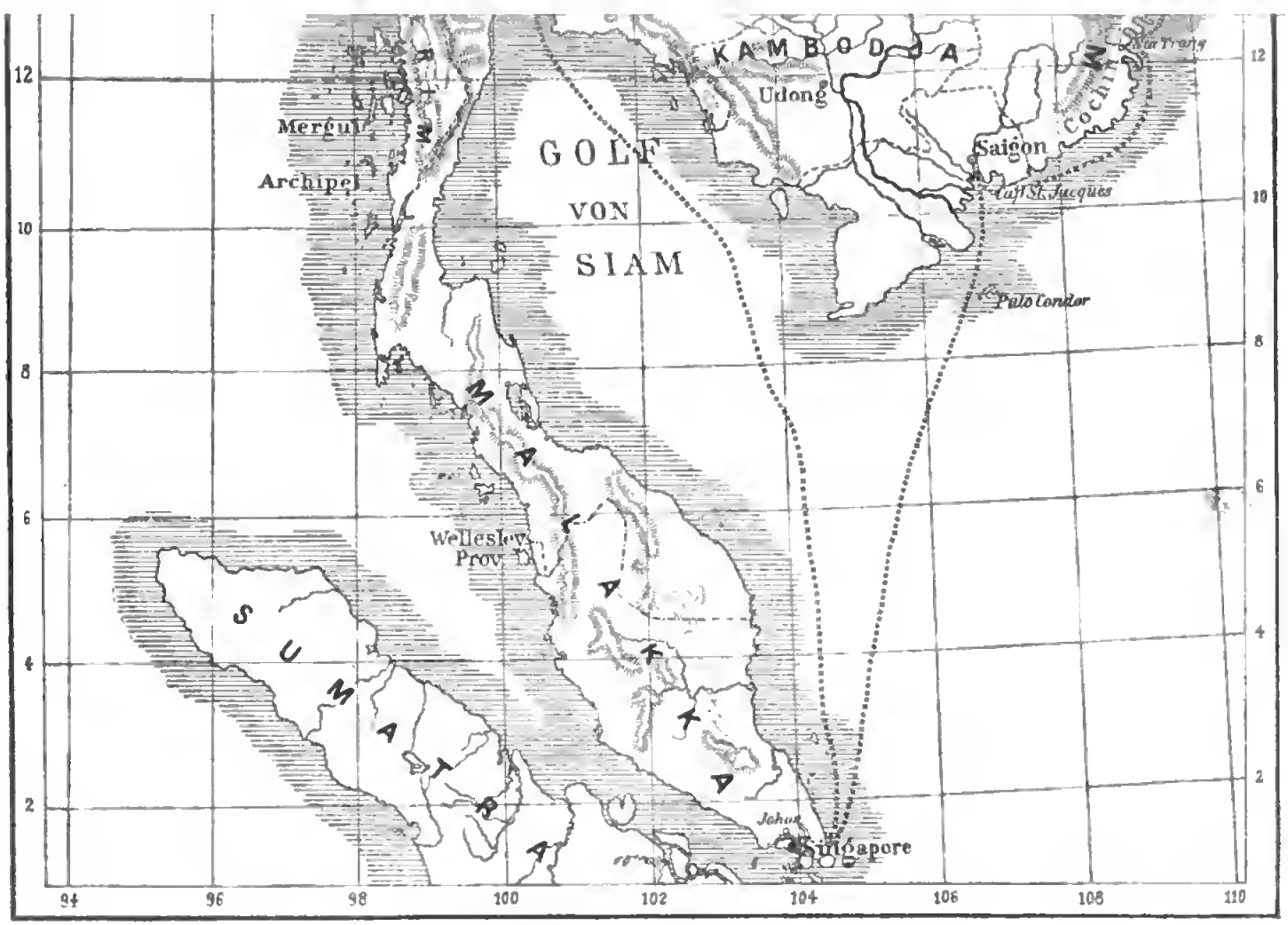
Zimmermann, Dr. Alfred, Weltpolitiſches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.

Bezugs-Erleichterung.

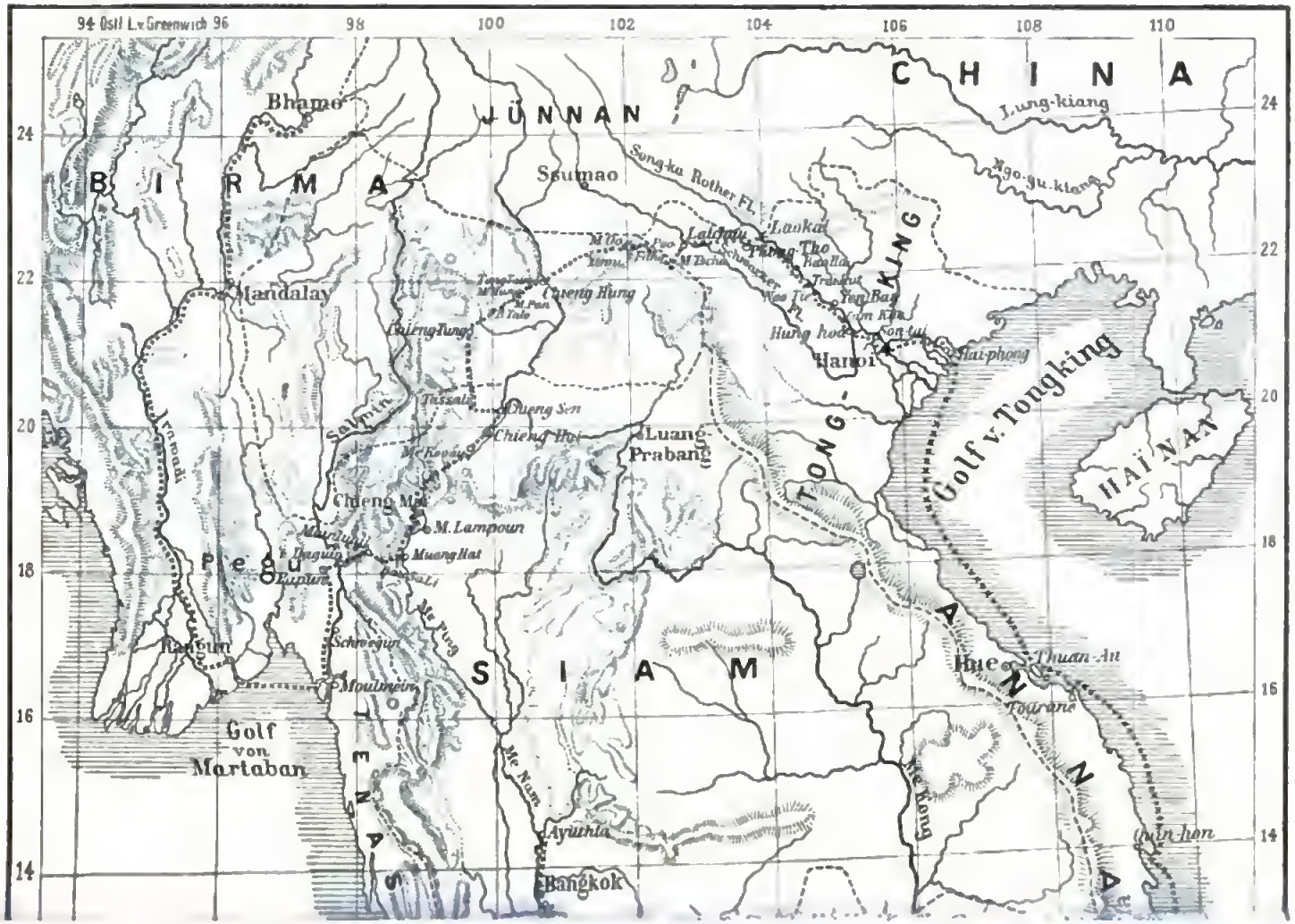
Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, ſich aus den früher erſchienenen Abteilungen die ihnen zuſagenden Werke **billiger als zum Ladenpreiſe von 6—9 Mark** für den Band beſchaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten laſſen, und zwar in der Weiſe, daß nach freier Wahl

10	Bände	anſtatt	60—	80	M.	jetzt	35	M.	koſten.	35	Bände	anſtatt	210—280	M.	jetzt	110	M. koſten.
15	„	„	90—120	„	„	50	„	„		40	„	„	240—320	„	„	125	„ „
20	„	„	120—160	„	„	65	„	„		50	„	„	300—400	„	„	155	„ „
25	„	„	150—200	„	„	80	„	„		60	„	„	360—480	„	„	183	„ „
30	„	„	180—240	„	„	95	„	„		70	„	„	420—560	„	„	210	„ „

Digitized by Google


KAMBODJA
Udong
Saigon
Cochin
Cap St. Jacques
Pulo Condor
GOLF
VON
SIAM
Mergui
Archipel
MALAKKA
Wellesley
Prov.
SUMATRA
Singapore
94
96
98
100
102
104
106
108
110
2
4
6
8
10
12

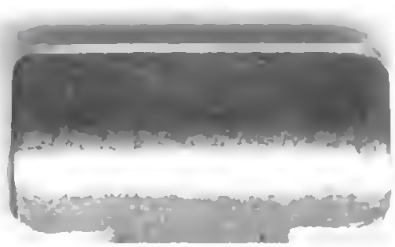
Karte zu Ehlers: Im Sattel durch Indo-China.



902553

1

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C049776284



Digitized by Google